

# Der Vortänzer bei Hofe.

Roman

von

Freiherr von Schlicht

8. Tausend

==== Leipzig ====  
Verlag von B. Elischer Nachfolger.

~ 1 ~

---

Alle Rechte vorbehalten.

---

**Frau Käthe Sliwinski**

in aufrichtigster Verehrung

zugeeignet.

Der Verfasser.

Weimar, Frühjahr 1913.

## I.

Die ganzen Leutnants befanden sich in der größten Aufregung, als sie im Kasino zusammensaßen, und die Stimmen schwirrten so laut durcheinander, die Mienen aller waren so erregt, ja, die meisten gestikulierten bei dem Sprechen sogar lebhaft mit den Armen in der Luft herum, kurz, man merkte es auf den ersten Blick, daß etwas ganz außerordentliches passiert sein mußte. Und das war denn auch wirklich der Fall. Am Vormittag war ganz plötzlich an die sämtlichen Leutnants des Infanterieregimentes die Einladung erfolgt, bei Seiner Hoheit, dem regierenden Herzog, in dem Residenzschloß, das er in der kleinen, kaum zwanzigtausend Einwohner zählenden Hauptstadt seines Landes alljährlich mit Beginn des Winters bezog, zum Ball zu erscheinen, und der persönliche Adjutant Seiner Hoheit, der Major von Rechow, hatte einem Kameraden des Regiments, als er diesen auf der Straße traf, privatim mitgeteilt, dieses Tanzvergnügen sei auf den persönlichen Wunsch der Prinzessin Rena so plötzlich arrangiert worden und die Prinzessin habe

sich von ihrem Vater die Erlaubnis ausbedungen, heute Abend unter den Offizieren des Regimentes selbst den bestimmen zu dürfen, der während der bevorstehenden Wintersaison bei Hofe als Vortänzer fungieren solle.

Der Vortänzer bei Hofe ! Wer hätte das nicht werden wollen ! Man dachte dabei nicht an den Hausorden IV. Klasse, den Seine Hoheit dem Vortänzer, wenn dieser nach Ablauf seines Jahres sein Amt niederlegte, Höchststeigenhändig zu überreichen pflegte. Man dachte nur an die bevorzugte Stellung, die man bei Hofe und in der Gesellschaft einnahm und die auch schon auch außen hin dadurch gekennzeichnet wurde, daß man das Recht hatte, die Fangschnüre eines Adjutanten zu tragen, um jederzeit als Vortänzer kenntlich zu sein. Und ein ganz klein wenig dachte man dabei wohl auch an die Prinzessin Rena. Gewiß, es war ja ganz zwecklos, sich in die bildhübsche Prinzessin zu verlieben und sie anzuschwärmen, denn daß die jemals einen gewöhnlichen preußischen Infanterieleutnant heiraten würde, war natürlich ganz ausgeschlossen. Da hätte man schon zum mindesten als Fürst auf die Welt kommen müssen. Aber trotzdem oder vielleicht gerade, weil die Prinzessin für das Heiraten überhaupt nicht in Frage kam, waren alle mehr oder weniger in sie verliebt. Und wenn es gegangen wäre und wenn die Etikette, der Rang- und der Standesunterschied es erlaubt haben würden, hätte ihr jeder gern nach Maßgabe seiner geistigen

und persönlichen Fähigkeiten auf Teufel komm heraus den Hof gemacht.

Heute Abend sollte der Vortänzer bestimmt werden und die Prinzessin selbst wollte ihn ernennen. Das war noch nie der Fall gewesen. Ob bestimmte Gründe dafür vorlagen, diesmal eine Ausnahme zu machen, oder ob das lediglich eine neue lustige und übermütige Idee der Prinzessin war, wußte natürlich niemand, aber das glaubten alle zu wissen, die Prinzessin würde heute mit jedem der Offiziere tanzen und ihre Wahl würde auf den fallen, der sich als der beste Tänzer erwies.

Es galt heut zu zeigen, was man konnte. Ihnen allen war zumute, als sollten sie ein Examen bestehen und während man sich auf der Kriegsschule, lediglich, um ein Gefühl der Beunruhigung los zu werden, gegenseitig gefragt hatte: „Glaubst du, daß ich durchkommen werde?“, so fragten sich jetzt alle gegenseitig: „Glaubst du, daß ich mich heute Abend nicht blamiere und daß die Prinzessin sich für mich entscheidet?“ Man fragte, obgleich man ganz genau wußte, daß man keine Antwort erhalten würde, denn das brachte keiner über das Herz, zu sagen: „Ja, die Prinzessin wird dich wählen.“ Dazu hegte man doch für sich selbst viel zu große Hoffnungen, dafür war man denn doch ein zu großer Egoist.

Vom ältesten Oberleutnant herunter bis zum jüngsten Leutnant waren alle nervös und aufgeregt, bis dann plötzlich in die lebhafteste Debatte hinein der

Ruf erklang: „Kinder, nun hört schon damit auf, immer dasselbe zu erörtern, dabei muß man ja seekrank werden und einen Zweck hat dieses Hin- und Hergerede ja doch nicht. Wer der Vortänzer wird, erfährt es noch früh genug und wer es nicht wird, erfährt es erst recht noch beizeiten.“

Unwillkürlich wandten sich die Blicke Aller dem Sprecher zu, einem etwas mehr als mittelgroßen, schlanken, geschmeidigen Offizier, mit einem zwar keinesfalls auffallend hübschen, aber einem klugen, intelligenten Gesicht, mit großen, schwarzen Augen und einem hübschen, dichten, schwarzen Schnurrbart, der noch nicht nach der neuesten englischen Mode verunziert war. Er war durchaus keine Schönheit, aber sein Gesicht hatte etwas sehr Sympathisches und Anziehendes, vielleicht durch den heiteren Blick der Augen und durch das leise Lächeln, das den hübschen Mund mit den weißen Zähnen umspielte, gleichsam, als amüsiere er sich im stillen darüber, wie die anderen sich den Kopf über eine Sache zerbrachen, die nach seiner Überzeugung, auch wenn er die absichtlich nicht äußerte, bei der Prinzessin schon längst entschieden war. Die wußte sicher schon seit geraumer Zeit, auf wen ihre Wahl fallen würde und hatte es sich nur deshalb ausbedungen, die Entscheidung treffen zu dürfen.

Einen Augenblick herrschte Stille, bis dann mehrere Kameraden gleichzeitig dem Sprecher zuriefen: „Du hast gut reden, Hans Joachim.“

Leutnant von Köttendorf, von seinen Freunden nie anders als Hans Joachim genannt, lachte fröhlich, wenn auch ein klein wenig gezwungen auf: „Ihr meint, weil meine Tanzkünste nicht allerersten Ranges sind und weil ich deshalb als Vortänzer gar nicht in Frage komme? Denn so taktlos werdet Ihr wohl doch nicht sein, mir mit Euren Zurufen andeuten zu wollen, daß Ihr mich schon heute nicht mehr als zu Euch gehörig betrachtet? Drei Tage sind eine lange Zeit. Ich habe heute abermals an die ganze Verwandtschaft telegraphiert und da die nun wissen, was für mich auf dem Spiele steht, wird einer von ihnen schon noch menschliches Mitleid spüren. Noch gehöre ich zu Euch und ob es wirklich dazu kommt, daß der Oberst seine Drohung wahr macht und mich wegen dieser lumpigen zehntausend Mark Schulden nach Gott weiß welcher elenden Strafgarnison versetzt, bleibt doch immerhin noch abzuwarten. Viel Zweck hätte diese Versetzung nach meiner Ansicht nicht, denn wenn der Oberst glaubt, daß ich in der neuen Garnison ein Tugendengel werde und dort, wenn auch nur aus Langeweile, anfangs, mir eine Sammlung bezahlter, statt unbezahlter Rechnungen anzulegen, so irrt er sich sehr. Und deshalb sage ich noch einmal, noch gehöre ich zum Regiment und ich denke, ich werde auch hier bleiben.“

Vielleicht, daß vorhin, als man Hans Joachim zurief, er habe gut reden — — — vielleicht, daß der eine oder der andere der Kameraden im stillen doch

daran gedacht haben mochte, daß seine Tage hier gezählt seien. Aber sie hatten sich wirklich bei diesem Gedanken nichts Böses gedacht. Du großer Gott, man denkt doch nicht immer gleich an etwas, wenn man mal denkt. Aber wenn Hans Joachim, der begreiflicherweise etwas nervös sein mochte, die Äußerung für taktlos gehalten hatte, so mußte man ihn natürlich davon überzeugen, daß die Worte anders gemeint gewesen waren und so rief man ihm denn jetzt von allen Seiten zu: „Aber Hans Joachim, wie kannst du nur so etwas glauben? Wir und taktlos? Du weißt doch, wie wir an dir hängen und wie leid es uns tun würde, wenn wir dich wirklich verlieren sollten.“

Hans Joachim wußte, daß das keine leeren Worte waren. Er hatte Beweise dafür, daß er sich im Kreise der Kameraden großer Beliebtheit erfreute, sogar bei seinen Vorgesetzten war er nicht nur als guter Soldat, sondern auch als äußerst liebenswürdiger Mensch sehr gut angeschrieben, und als der Oberst ihn kürzlich auf dem Regimentsbüro wegen seiner Schulden angebrüllt hatte, daß das Tintenfaß auf dem Tisch zitterte, da hatte Hans Joachim es ihm angemerkt: „der Mann tobt nur deshalb so fürchterlich, um nicht zu verraten, daß es ihm leid tut, wenn ich gehen müßte.“

Hans Joachim konnte mit gutem Gewissen von sich sagen, daß er in den siebenundzwanzig Jahren seines Lebens wissentlich noch nie etwas getan hatte, um sich bei irgend einem Menschen beliebt zu machen. Er hatte nie um Freundschaft gebeten, er hatte nie

um Vertrauen geworben, aber trotzdem hatten ihn alle gern. Er wußt selbst nicht, was die Leute an ihm fanden und es machte ihn zuweilen geradezu verlegen, wenn man ihm immer wieder versicherte, er sei ein netter Kerl. Und es war keine falsche Bescheidenheit, sondern seine ehrlichste Überzeugung, wenn er dann aufrichtig erstaunt fragte: „Aber warum denn nur?“

Nur mit einem Kameraden hatte er bisher nicht recht warm werden können. Der hieß Fritz von Scharfenberg, war ein auffallend großer, aber auch zugleich ein auffallend hübscher Offizier, trotzdem seine Nase etwas reichlich lang geraten war.

Für Hans Joachim war der andere in vieler Hinsicht zu sehr ein leuchtendes Beispiel: Der hatte immer Geld, nie Schulden, der betrank sich niemals bis zur Bewußtlosigkeit, sondern er wußte selbst nach dem längsten Liebesmahl noch sehr genau, wo er wohnte. Er hatte nie einen Kater und war trotz alledem doch kein Philister. Aber Hans Joachim wurde mit dem lange Fritz, wie er von den Kameraden im Gegensatz zu dem großen Fritz genannt wurde, nicht recht warm und er hatte so die Empfindung, als wenn das auf Gegenseitigkeit beruhe und als wenn Scharfenberg nicht allzu traurig sein würde, wenn er, Hans Joachim, wirklich die Garnison verließ und mit seiner Zahnbürste und dem Wenigen, was er sonst noch besaß, nach dem äußersten Osten oder nach dem fernsten Westen übersiedelte. Auch Scharfenberg hatte ihm

vorhin zugerufen, er habe gut reden, aber aus seinem Munde hatte das anders geklungen, als aus dem Munde der übrigen Kameraden. Ihm allein hatte auch seine lange Antwort gegolten und der Vorwurf: „So taktlos werdet Ihr wohl doch nicht sein?“ Und Fritz von Scharfenberg war es nun auch, der sich am lebhaftesten dagegen wehrte, seine Äußerung anders als ganz harmlos gemeint zu haben.

„Na, ist schon gut, Herrschaften,“ wehrte Hans Joachim schließlich ab, „lassen wir die Sache, ich muß ohnehin nach Hause, um einmal nachzusehen, ob schon Antworten auf meine Telegramme eingegangen sind. Wie ist es, geht einer von Euch mit, oder bleibt Ihr noch länger sitzen, um Euch den Kopf bei der Debatte zu erhitzen?“

„Wenn ich mir vielleicht erlauben dürfte, den Herrn Leutnant zu begleiten,“ erklang da plötzlich eine Stimme und als Hans Joachim sich umwandte, hatte sich von seinem Platz der Fahnenjunker erhoben. Er war erst vor wenigen Wochen in das Regiment eingetreten, nachdem er vorher auf einem Gymnasium das Abitur gemacht hatte. Ohne die Erziehung im Kadettenkorps fehlte es ihm noch sehr an den militärischen Manieren, er benahm sich oft noch allzu sehr als Zivilist, aber alle hatten ihn gern und er berechnete für später zu den besten Hoffnungen, schon, weil er aus einem sehr reichen Hause stammte. Wie würde man den später, wenn er erst ein wirklicher Kamerad war, mit Erfolg anpumpen können.

„Sie, Kindchen?“ fragte Hans Joachim etwas verwundert, denn es war nicht üblich, daß ein so viel Jüngerer dem Älteren seine Begleitung anbot. Dann aber setzte er hinzu: „Na, dann kommen Sie nur mit, ich werde unterwegs auf Sie aufpassen, daß Sie keine Dummheiten machen und nicht aus Versehen die Mütze abnehmen, wenn Sie irgend jemanden grüßen müssen.“

Wenig später verließen Hans Joachim und der Fahnenjunker die Kaserne und schritten durch die um diese Stunde besonders leeren Straßen der kleinen Residenz. Es war kurz vor 1 Uhr. In den meisten Familien rüstete man sich wohl zum Mittagessen und die Straßen, die sich überhaupt erst gegen Abend etwas zu beleben pflegten, waren wie ausgestorben. Die Droschkenkutscher, die an einer Ecke warteten, hielten ebenso wie ihre alten Gäule den Mittagschlummer, denn sie wußten ganz genau, jetzt kommt keiner, um uns zu stören.

Die kleine Residenz war eigentlich verdammt öde und langweilig. Trotz alledem hatte Hans Joachim sie lieb gewonnen und er konnte sich gar nicht vorstellen, daß er sie jemals verlassen solle. Und doch stand ihm das bevor, wenn nicht noch irgendwie ein Wunder geschah.

In Gedanken versunken schritt er dahin, die Anwesenheit des Fähnrichs störte ihn nicht. Der durfte nur sprechen, wenn er gefragt wurde, und Hans Joachim war wirklich nicht in der Stimmung, an seinen

Begleiter die üblichen Fähnrichtsfragen zu stellen: „Wie alt sind Sie denn eigentlich? Wann hoffen Sie auf Kriegsschule zu kommen? Welche wäre Ihnen lieber, die in Potsdam oder die in Hannover? Mit wieviel Jahren glauben Sie Leutnant zu sein?“ Und was man sonst noch Geistreiches fragt, um sein Interesse an dem Schicksal des Jüngeren zu beweisen.

Hans Joachim hatte es ganz vergessen, daß der Fähnrich neben ihm herging, so merkte er auch nicht, wie der ihn zuweilen aus seinen großen, hellblauen Kinderaugen von der Seite voller Teilnahme und beinahe voller Trauer ansah und er bemerkte es auch nicht, wie der Fähnrich alle Augenblicke den Mund aufmachte, als wolle er etwas sagen und wie er den Mund dann regelmäßig wieder zuklappte, weil ihm immer noch zur rechten Zeit wieder einfiel, daß es für ihn vollständig unmilitärisch wäre, etwas zu sagen, ohne um seine Ansicht gefragt zu sein.

Hans Joachim dachte wirklich nicht an seinen Begleiter. Seine Gedanken waren bei seinen Schulden, hauptsächlich aber bei seinen Verwandten, die nach seiner Überzeugung moralisch verpflichtet waren, diese Schulden zu bezahlen, denn selbst ist man für so etwas doch nicht da, es müte denn sein, daß man selbst die nötigen Mittel besäße. Aber er hatte die zehntausend Mark nicht, die er brauchte und wenn er die hätte — — — es wäre doch geradezu ein Jammer, das viele schöne Geld fortzugeben, um davon Schulden zu bezahlen. Ausgeben würde er das Geld natürlich

sofort, aber doch nicht für alte Freuden, die er schon längst genossen hatte. Neue Freuden würde er sich dafür kaufen und trotz seiner Sorgen malte er sich in Gedanken aus, wie herrlich er darauflosleben könne, wenn er wirklich zehntausend Mark besäße.

Plötzlich weckte ihn näherkommendes Pferdegetrampel aus seinem Grübeln. Er erhob den Blick und bemerkte die Prinzessin Rena, die in ihrem Selbstkutschierer angefahren kam. Mit ihren kleinen Händen hatte sie die beiden ungarischen Jucker fest in der Gewalt, sodaß der hinter ihr sitzende Leibkutscher es gar nicht nötig gehabt hätte, über die Schulter der Prinzessin hinweg so ängstlich auf die Pferde zu sehen. Die Prinzessin sah wieder einmal bildhübsch aus. Das dunkle Jackenkleid mit dem einfachen runden Filzhut stand ihr ausgezeichnet. Und eine Figur hatte das Mädell! Gegen die Prinzessin konnte selbst die Hofdame, Fräulein Ursula von Rengwitz, die neben der Prinzessin saß und wegen ihrer Schönheit allgemein bekannt war, nicht aufkommen.

Hans Joachim hatte vor der Prinzessin Front gemacht und salutierend die Hand an die Mütze gelegt. Er sah es der Prinzessin auch jetzt wieder an, wie peinlich es ihr war, wenn einer der Offiziere sich vor ihr auf dem Fahrdamm aufpflanzen mußte, anstatt lediglich die Hand an die Kopfb edeckung zu legen. Er wußte auch, daß die Prinzessin ihren Vater schon oft gebeten hatte, für ihre Person eine Änderung des militärischen Grußes herbeizuführen, daß Seine

Hoheit das aber aus mancherlei Gründen für unmöglich erklärt hatte.

So färbten sich auch jetzt die Wangen der jungen Prinzessin in leichter Verlegenheit, als sie den Gruß des Offiziers durch ein Salutieren der Peitsche erwiderte, während sie im zugleich wie einem alten Bekannten freundlich zunickte. Ja, es kam Hans Joachim sogar so vor, als hätte er in ihren Augen und um den kleinen, feingeschnittenen Mund ein leises Lächeln bemerkt. Aber das mochte wohl nicht ihm, sondern dem kleinen Fähnrich gegolten haben, der sich neben ihm aufgebaut, und wie Hans Joachim es erst jetzt sah, als sei er schon Offizier, die rechte Hand an die Mütze gelegt hatte, anstatt beide Hände vorschriftsmäßig an die Hosennaht zu legen.

„Aber Kindchen, Fähnrich, was machen Sie denn nur für Dummheiten?“ schalt Hans Joachim, als er nun mit diesem seinen Weg wieder fortsetzte, „wann werden Sie denn endlich aufhören, ein halber Zivilist zu sein? Wenn Sie sich nicht ganz ändern, bringen sie es nicht einmal bis zum kommandierenden General.“

„Das werde ich wohl auch ohnehin nicht, Herr Leutnant,“ lautete die Antwort, und wohl in der Freude seines Herzens, endlich einmal etwas sagen zu dürfen und eingedenk der Ermahnung, auf Befragen stets laut und deutlich zu antworten, brüllte der Fähnrich jetzt so laut, daß es durch die leere Straße schallte und daß ein paar vor den Haustüren herum-

lungernde Köter neugierig den Kopf hoben, als wollten sie ergründen, was denn plötzlich los sei.

„Um Gotteswille, Fähnrich, schonen Sie mein Trommelfell,“ bat Hans Joachim, „und vor allen Dingen sagen Sie es keinem anderen Menschen, daß Sie nicht daran glauben, jemals kommandierender General zu werden. Im Gegenteil, Sie müssen immer betonen, wenn es nach Ihnen ginge, wollten Sie wenigstens Kaiser werden. Das imponiert den Vorgesetzten und das läßt Sie vielleicht bis zum Stabsoffizier avancieren, bevor man Sie zur Wurst verarbeitet. Aber wenn Sie nicht einmal Kommandierender General werden wollen, dann bringen Sie es höchstens bis zum Hauptmann II. Klasse. Schreiben Sie sich diese meine Worte hinter die Ohren und nun adieu, hier trennen sich ja unsere Wege und auch besten Dank für Ihre freundliche Begleitung.“ Diese Worte sollten den kleinen Fähnrich dafür entschädigen, daß Hans Joachim sich auf dem ganzen Wege gar nicht um ihn gekümmert hatte. Jetzt reichte er ihm zum Abschied freundlich die Hand. Aber anstatt, daß der Fähnrich die gleich wieder losgelassen hätte, hielt er die beinahe krampfhaft fest und zugleich sah er den Leutnant mit seinen großen Kinderaugen so flehentlich an, daß der sofort merken mußte, der Fähnrich habe noch etwas auf dem Herzen. Und so fragte Hans Joachim denn voller Teilnahme und voll ehrlichsten Interesses: „Was bedrückt Sie denn, Kindchen?“

Der Fähnrich sah sich schnell um, ob auch kein un-

berufener Lauscher in der Nähe sei, dann nahm er eine stramme, militärische Haltung ein und sagte mit so lauter Stimme, als stätte er auf dem Kasernenhof eine dienstliche Meldung ab: „Ich bitte ganz gehor- samst um die Erlaubnis, den Herrn Leutnant einen Augen- blick unter vier Augen sprechen zu dürfen.“

„Auf offener Straße und noch dazu mit dem Organ?“ fragte Hans Joachim halb belustigt, halb ärgerlich, aber als er dann in die bittenden Augen seines Begleiters sah, setzte er hinzu: „Na, Fähnrich, wenn Sie Ihr Herz ausschütten wollen, will ich Ihnen gern zuhören und nach bestem Können raten, aber nicht hier auf der Straße. Kommen Sie mit mir in meine Wohnung, dort können Sie mir alles erzählen.“ Und da es sich nach seiner Meinung um eine Herzensaffäre handelte, setzte er nach einer kleinen Pause hinzu: „Für jetzt nur eine Frage, aber beantworten Sie die bitte so leise wie nur möglich, wie heißt sie denn?“

Den Fähnrich beschäftigten ganz andere Dinge und um den Leutnant gleich darüber aufzuklären, daß er sich überhaupt mit keinerlei Liebesaffären befasse, gab er zur Antwort: „Vorläufig hat sie überhaupt noch keinen Namen.“

Ganz überrascht blickt Hans Joachim auf, dann rief er: „Nanu, Fähnrich! Daß Ihre Herzallerliebste noch sehr jung ist, kann ich mir bei Ihrem eigenen Alter natürlich denken, aber für so jung hätte ich die

junge Dame denn doch nicht gehalten. Ist die denn immer noch nicht getauft?"

„Das junge Mädchen ist überhaupt noch nicht geboren und ob es jemals geboren werden wird — —“

„Es wird geboren, Fähnrich, verlassen Sie sich darauf,“ beruhigte Hans Joachim den zukünftigen General-Feldmarschall. „Glauben Sie mir, Fähnrich, kein Leutnant entgeht seinem Mädél, das ihm ganz gewaltig den Kopf verdreht und ihn zu mehr oder weniger großen Dummheiten verleitet. Auch Ihnen wird das Mädél dereinst erscheinen und wenn es so weit ist, dann denken Sie an mich, oder schreiben Sie mir eine Ansichtskarte, wenn ich vielleicht nicht mehr hier sein sollte.“

Bei dem Gedanken an die süßen, kleinen Mädchen war das Gespenst der drohenden Strafversetzung plötzlich wieder vor ihm aufgetaucht. Das beschäftigte ihn so ausschließlich, daß er wieder verstummte, bis er dann mit dem Fähnrich zusammen seine Wohnung betrat. Die bestand aus drei sehr hübschen und behaglich eingerichteten Zimmern. Allerdings hatte er die möbliert gemietet, aber er hatte es doch verstanden, diesen Räumen eine gewisse persönliche Note zu geben.

Der Bursche war herbeigeeilt, um seinem Leutnant behilflich zu sein, vor allen Dingen aber, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß verschiedene Telegramme angekommen wären.

Mit einem kurzen Wort der Entschuldigung gegen seinen Gast öffnete Hans Joachim eine Depesche nach der anderen und nachdem er die gelesen hatte, machte er ein so ingrimmiges Gesicht und schlug derartig mit der Faust auf den Tisch, daß der Bursche so leise und so schnell wie er nur konnte vorsichtshalber aus dem Zimmer verschwand.

Hans Joachim ging in seinem großen geräumigen Wohnzimmer erregt auf und ab und unterdessen stand der Fähnrich in strammer Haltung da: Hacken zusammen, Brust heraus, die Hände an der Hosennaht, Kopf in die Höhe, Augen geradeaus gerichtet. Aber heimlich und verstohlen verfolgten diese Augen jede Bewegung der Ungeduld und des Ingrimms, die Hans Joachim machte, bis dieser sich jetzt an den kleinen Fähnrich wandte: „Sie dürfen es mir schon nicht übel nehmen, Fähnrich, daß ich Sie vorübergehend einmal wieder vergessen habe, mir geht allerlei durch den Kopf. Aber trotzdem, sprechen Sie sich nur aus. Wer da selber wie ich im Wurstkessel drin sitzt, kann es am besten nachfühlen, wie einem anderen in ähnlicher Situation zumute ist. Also heraus mit der Sprache, wo drückt der Schuh?“

Aber vorläufig brachte der Fähnrich kein Wort über die Lippen. Vorhin im Kasino und auch unterwegs da hatte er es sich so einfach gedacht, er brauche nur den Mund aufzumachen und zu sprechen, aber jetzt brachte er den Mund nicht auseinander.

Hans Joachim sah, wie es in dem kleinen Fähnrich

würgte und würgte und so sprach er ihm denn Mut zu: „Na, Fähnrich, nun beichten Sie schon mal, allzu schlimm wird es wohl nicht sein. Sie sehen wirklich nicht danach aus, als hätten Sie ein Kapitalverbrechen begangen, das mit dem Tode oder mit Zuchthaus nicht unter fünfzigtausend Jahren bestraft wird. Also, was gibt es denn?“

Und dann kam es endlich heraus, stockend und zögernd, aber nach und nach erfuhr Hans Joachim doch, was der Fähnrich auf dem Herzen hatte. Der war vorhin Zeuge des Gespräches im Kasino gewesen: „Ganz gewiß nicht, Herr Leutnant, ich habe nicht gehorcht, aber die Herren sprachen so laut, daß ich alles hören mußte. Ich habe auch daran gedacht, hinauszugehen, um nicht neugierig zu erscheinen, aber mein Beefsteak war so schön und ich hatte solch rasenden Hunger und vielleicht ist es auch ganz gut, daß ich nicht hinausging, denn da kam mir der Gedanke, aber der Herr Leutnant dürfen mir nicht böse sein — — — — — aber ich habe doch nun einmal einen sehr reichen Vater. Der hat mir erlaubt, als Fähnrich zwanzigtausend Mark Schulden zu machen und später als Leutnant hunderttausend, ohne daß er schelten und fragen will, wofür ich das Geld gebrauche. Nur spielen darf ich nicht. Und der Herr Leutnant brauchen doch nur zehntausend Mark, um hier im Regiment bleiben zu können und der Herr Leutnant sind immer so nett und so freundlich mit mir gewesen und da — — — — —“

Und da bekam der kleine Fähnrich plötzlich derartig einen hereingewürgt, daß ihm Hören und Sehen verging. Gewiß, was Hans Joachim jetzt sagte, kam ihm nicht von Herzen, der mußte sogar mit Gewalt an sich halten, um nicht eine gewisse Rührung zu verraten, die bei den Worten des Fähnrichs über ihn gekommen war. Trotzdem aber mußte er dem Fähnrich, wenn auch nur dem äußeren Anschein nach, saugrob werden, um dem ein für allemal seine Pläne gründlich auszureden, denn der hätte ihn vorläufig doch nicht verstanden, wenn er ihm logisch auseinandergesetzt hätte, daß er die Hilfe unter keinen Umständen annehmen dürfe, ja, daß er sogar vor das Kriegs- und Ehrengericht geladen würde, wenn jemals jemand etwas davon erführe, wem er das Geld verdankte.

Dem kleinen Fähnrich standen die hellen Tränen in den Augen, als Hans Joachim sein Donnerwetter dann mit den Worten schloß: „Und nun, Fähnrich, wollen wir nicht mehr davon reden. Die Hilfe, die Sie mir anboten, macht Ihrem guten Kinderherzen alle Ehre, aber Sie werden später selbst einsehen, daß ich das Anerbieten unter keinen Umständen annehmen konnte. Und darum, Fähnrich, werden Sie bald einmal ein wirklicher Soldat. Augenblicklich sind Sie weder Fisch noch Vogel. Für einen Soldaten haben Sie zu zivilistische Anschauungen und für einen Zivilisten sind Sie zu militärisch gekleidet. Na, Fähnrich, nun kommen Sie gut nach Hause und vergessen Sie, was Sie mir sagten und was ich Ihnen zur Antwort gab.“

Gleich darauf ging der kleine Fähnrich ganz geknickt von dannen, um sich draußen auf dem Korridor erst einmal ganz gehörig zu schneuzen. Er schämte sich seiner Tränen nicht, er weinte nicht, weil er einen Rüffel bekommen hatte, sondern weil seine, in der besten Absicht angebotene Hilfe in so schroffer Weise abgelehnt worden war. Und er kam von neuem zu der Erkenntnis, es sei kein Wort so wahr wie das: „Undank ist der Welt Lohn.“ Er schämte sich seiner Tränen nicht, aber trotzdem – fort mit den Dingen. Was sollten die Zivilisten auf der Straße von ihm denken, wenn sie ihm vielleicht anmerkten, daß er geweint hatte.

Nun schämte er sich doch plötzlich, bis er dann mit einem energischen Ruck den Waffenrock stramm zog und sich selbst zurief: „Kurt, ermanne dich, sei kein Weib!“

Und so stolz und keck schritt er wenige Minuten später durch die Straßen der Stadt, daß die Wenigen, die ihm unterwegs begegneten, im stillen dachten: „Na, der kleine Krieger kann es noch einmal weit bringen. Wenn der sich schon als Fähnrich so seiner Würde bewußt ist, wie wird er da erst als Leutnant sein?“

Unterdessen saß Hans Joachim in seinem Wohnzimmer auf einem Tisch, schlenkerte mit den Beinen in der Luft herum und las nochmals die eingegangenen Depeschen. Aber im Gegensatz zu vorhin ärgerte er sich gar nicht mehr über die Absagen, die seine Ver-

wandten ihm telegraphisch geschickt hatten, im Gegenteil, er amüsierte sich jetzt darüber und im Geiste sah er die ganze Verwandtschaft vor sich, wie die sich abgemüht hatten, ihm eine wenigstens halbwegs glaubwürdige Antwort zu senden. Denn daß sie helfen konnten, wenn sie wollten, das wußten sie selbst sehr genau. Aber sie wollten eben nicht und Hans Joachim kannte den Grund auch zu genau. Die Verwandten konnten es ihm immer noch nicht vergessen, daß er sich damals vor drei Jahren geweigert hatte, die ihm von den Tanten und den Onkeln ausgesuchte Braut zu nehmen, die zwar keineswegs hübsch und anziehend war, wohl aber ein großes Vermögen besaß. Diese Braut war die Rettung, die ihm seine Sippschaft anbot, als er das von seinen verstorbenen Eltern ererbte Vermögen bis auf den letzten Heller verjubelt hatte, als er nichts mehr besaß, als eine kümmerliche Zulage von sechzig Mark monatlich, die sein Schwager ihm zahlte. Sein Schwager, der als Einziger weiter zu ihm hielt, obgleich gerade er als Landarzt sich sein Geld sauer genug verdienen mußte. Sein Schwager war überhaupt ein Prachtkerl, der würde den letzten Rest seines kleinen Kapitals ohne Besinnen hergegeben haben, um ihn jetzt zu retten, und gerade deshalb war er der Einzige, an den er nicht telegraphiert hatte. Ehe er von dem die Hilfe nahm, — lieber eine Strafversetzung ! Seine Gläubiger mußten dann warten, bis er eines Tages durch eine reiche Heirat, oder durch einen Lotteriegewinn

doch einmal in die Lage kam, seine Schulden mit Zins und Zinseszins zu bezahlen.

Und wie es kam, wußte er selbst nicht, aber mitten in seine trübselige Stimmung hinein leuchtete ihm plötzlich ein heller Hoffnungsstern. Ja, noch mehr, es überkam ihn mit einemmale sogar die Gewißheit: „Es ist ganz unnötig, daß du in Gedanken einen Nagel in die Wand schlägst, an diesem Nagel eine Schlinge befestigst und dich darin aufhängst. Das ist ganz zwecklos, denn noch lebst du und du wirst weiter leben als das, was du jetzt bist, als der Königlich Preußische Leutnant in dem Leibregiment, das zu eigen ist Seiner Hoheit, dem regierenden Herzog dieses kleinen, aber schönen Ländchens.“

Er mußte ja auch hier bleiben, er konnte sich das Regiment und die ganze Stadt ohne seine eigene Persönlichkeit gar nicht vorstellen, nicht etwa aus Eitelkeit, jede derartige Regung lag ihm fern. Aber seit zehn Jahren gehörte er dem Regiment an und war mit seinem ganzen Denken und Empfinden mit seinem Regiment und der ganzen kleinen Residenz verwachsen. Er kannte hier jedes Gesicht. Alle Leute grüßten ihn, und die Kaufleute und die Lieferanten freuten sich, so oft er ein Geschäft betrat, denn er hatte es sich zum Grundsatz gemacht, hier in der kleinen Residenz nicht die geringste Kleinigkeit auf Borg zu nehmen. So etwas sprach sich hier zu schnell herum und die kleinen Geschäftsleute waren finanziell nicht so gestellt, daß sie irgendwelche Verluste erleiden

konnten. Von diesen würde es keiner glauben, wenn es bekannt würde, daß er Schulden halber hatte gehen müssen. Auch jetzt glaubten sie nicht daran, wenn manchmal davon gesprochen wurde, er sei verschuldet, und das war leider ein offenes Geheimnis. Wie es bekannt geworden war, mochten die Götter wissen, aber in einer kleinen Residenz weiß ja ein jeder von dem anderen alles. Er merkte es wohl, die Mütter und die Väter hatten ihn von der Liste der in Frage kommenden Freier gestrichen, obgleich er selbst gar nicht an das Heiraten dachte und sich trotzdem bei den jungen Damen besonders großer Beliebtheit erfreute. Nur Christiane, des gestrengen Herrn Oberstholdes Töchterlein, eine große schlanke Blondine von achtzehn Jahren, hatte ihr Benehmen ihm gegenüber in der letzten Zeit etwas geändert, aber das war wohl weniger ihre Schuld, als die des Herrn Oberst, der ihr erklärt haben mochte, für einen solchen Schwiegersohn bedanke er sich.

Als wenn er, Hans Joachim, jemals ernstlich daran gedacht hätte, Christiane zu heiraten. Er hatte nichts und der Oberst von Weitzendorf wartete selbst mit Ungeduld darauf, daß endlich eine alte Tante starb. Dann allerdings würde er ein großes Vermögen erben, aber die Tante war erst sechzig Jahre alt, und gerade die Leute, die sterben sollen, sterben ja nie, oder erst dann, wenn sie hundert Jahre alt sind und darüber.

Aber ob es trotzdem wohl Fräulein Christiane ganz

gleichgültig gewesen wäre, wenn er die Stadt verlassen hätte? Und auch all den anderen jungen Mädchen? Und was wohl die Prinzessin Rena gesagt hätte? Die hatte ihn immer mit ganz besonderer Auszeichnung behandelt und sich über seine Schnurren und über seine Späße köstlich amüsiert. Die hätte ihn vielleicht wirklich entbehrt, denn die war keine kühle Natur, wie es die Fürstlichkeiten dieser Welt so oft zu sein pflegen, schon weil sie durch ihre Stellung mit zu vielen in Berührung kommen.

Aber die Prinzessin Rena würde ihn vielleicht wirklich entbehrt haben. Der Gedanke stimmte ihn ganz froh und glücklich. Nicht, weil die Prinzessin eine Prinzessin war, als ob ihm deswegen an ihrem Urteil etwas gelegen hätte. Er hatte nie etwas anderes in ihr gesehen, als das schönste und begehrtestenwerteste Geschöpf, das es auf diesem Erdball gab, und vielleicht waren sie gerade deshalb so gute Freunde geworden, weil er niemals in Ehrfurcht vor ihr erstarb, weil sie ihm deutlich angemerkt haben mußte, daß er sie nicht als Prinzessin, sondern lediglich als junges Mädchen hoch verehrte.

Und nun glaubte er auch plötzlich zu wissen, warum er sich gar nicht hatte vorstellen können, daß er jemals die Residenz verlassen sollte. Seine Phantasie reichte nicht aus, um sich klar zu machen, daß er die Prinzessin Rena heute Abend vielleicht zum letztenmal sehen würde. Nicht etwa, als ob er sie liebte. Derartige sinnlose Kindereien, sich in eine Prinzessin zu

verlieben, überließ er den jüngeren Kameraden. Aber er freute sich, wenn er sie sah, er war glücklich, wenn er sich mit ihr unterhalten konnte, wenn er bei den Hoffesten, bei den Dinern und den Bällen der Hofgesellschaft oder wann sonst mit ihr zusammentraf. Gewiß, auch die Prinzessin konnte zuweilen, wie das ihr Rang erforderte, sehr kühl und herablassend sein, aber gegen ihn selbst war sie stets von der größten Liebenswürdigkeit und vor allen Dingen von der größten Natürlichkeit gewesen.

Ja, ihm würde die Prinzessin wirklich sehr gefehlt haben. Na, die Gefahr war ja nun beseitigt, er blieb im Regiment, wenn er auch vorläufig noch keine Ahnung hatte, wie das geschehen sollte. Da mußte sich schon ein Wunder ereignen, aber weil er daran glauben wollte, glaubte er fester daran, als jemals an das Wort der Heiligen Schrift. Auch in der Hinsicht verstand er sich gut mit der Prinzessin, die ihm einmal unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit anvertraut hatte, sie langweilte sich des Sonntags tödlich in der Kirche und wenn sie nicht mußte, würde sie ganz gewiß nicht hineingehn, oder höchstens alle vier bis sechs Wochen.

Immer und immer wieder die Prinzessin! Die wollte ihm heute gar nicht aus dem Sinn. War das wirklich nur ein Zufall? Bis ihn dann plötzlich ein Gedanke durchzuckte, so kühn und so absonderlich, daß er ihn sofort wieder verwarf, um ihn gleich darauf umso ernsthafter in Erwägung zu ziehen. Es gab

nur eins für ihn, nur eine Rettung, aber wie sollte ihm die gelingen? Ob er sich hinter die Hofdame, Fräulein Ursula von Rengwitz, steckte, damit die ihm hülfte? Die empfand schon längst so etwas wie eine unglückliche Liebe für ihn und wenn er die eine halbe Stunde lang anhimmelte und schön mit ihr tat, gewährte die ihm alles, was er von ihr verlangte, und wenn die dann die Prinzessin bat — — — — —

Aber er wollte keine Komödie spielen, der Ursula gegenüber am wenigsten. Dazu war sie zu hübsch und dazu war sein Gewissen ihr gegenüber nicht rein genug. Gewiß, er hatte es darauf angelegt, daß sie sich ein klein wenig in ihn verlieben sollte, aber nur vorübergehend, gewissermaßen zum Zeitvertreib. Aber daß sie ernstlich Feuer fangen sollte, das hatte er weder gewollt, noch beabsichtigt. Und doch machte es ihn immer von neuem froh und glücklich, wenn er sich bei dem Anblick des hübschen jungen Mädchens sagen konnte: „Der bist du nicht gleichgültig, die denkt sicher sehr viel an dich.“

Aber er hat nichts und sie hat auch nichts, was hatte die Liebe da für einen Zweck?

Aber trotzdem, ob er sich vielleicht nur deshalb ein Leben ohne die Prinzessin nicht denken konnte, weil man die niemals ohne Fräulein Ursula sah?

Er verjagte die Gedanken. Nur jetzt nicht über solche Dinge nachgrübeln, jetzt handelte es sich um viel Wichtigeres.

Und endlich glaubte er die Rettung gefunden zu haben. Er wollte die Prinzessin bitten: „Ernennen Sie mich, wenn auch natürlich nur im Scherz, für die nächsten vier Wochen zum Vortänzer. Meine Existenz, mein Bleiben in der Garnison steht auf dem Spiel. Nach vier Wochen setzen Sie mich dann wieder ab und ernennen einen anderen. Diese vier Wochen als Vortänzer genügen, um mir meine Zukunft für alle Fälle zu sichern.“

Und wenn auch nur aus Übermut würde die Prinzessin seinen Wunsch erfüllen und er glaubte, diese Bitte auch ruhig aussprechen zu können, da er natürlich gar nicht den Ehrgeiz und die Absicht hatte, wirklich dauernd Vortänzer zu bleiben. Vielleicht konnte er schon nach vierzehn Tagen sein Amt in die Hände der Prinzessin zurücklegen, wenn er bis dahin seine Verwandten breit genug geschlagen hatte. Denn das unterlag für ihn keinem Zweifel: wenn die ihm auch heute nicht halfen, den späteren Vortänzer würden sie schon nicht im Stiche lassen, denn dann war aus dem Sündenbock, der nicht wert war, den Namen von Köttendorf zu tragen, plötzlich der Stolz der Familie geworden.

In der Theorie war er mit seinem Plan sehr zufrieden, jetzt handelte es sich nur darum, wie sich der in der Praxis ausführen ließ, und so konnte er es nicht verhindern, daß sein Herz ein klein wenig unruhig pochte, als er am Abend den Weg zu dem Residenzschloß einschlug. Zu ein halb neun Uhr war

befohlen und obgleich es sich nur um eine keine Tanzgesellschaft handelte, fuhr dennoch Wagen um Wagen vor dem Schloß vor, als Hans Joachim dasselbe erreichte und die hohe, breite Treppe zu den im ersten Stockwerk gelegenen Gesellschaftsräumen hinaufschritt, nachdem er unten im Parterre einem der vielen Lakaien seinen Mantel übergeben hatte. Helm und Degen wurden erst abgelegt, wenn der Tanz begann und wenn die Höchsten Herrschaften ihre Gäste begrüßt hatten.

Als Hans Joachim den „Blauen Saal“ betrat, der für das kleine Tanzfest bestimmt war und auf dessen Balustrade die Regimentsmusik, wenn auch noch so leise, aber doch hörbar ihre Geigen und Instrumente stimmte, erregte sein Erscheinen eine gewisse Sensation und er erriet auf den ersten Blick, daß alle wußten, wie es um ihn stand, ja, daß man sich eigentlich wunderte, ihn noch hier zu sehen. Er merkte das auch an dem Händedruck, mit dem der diensttuende Kammerherr, gewissermaßen als vorläufiger Vertreter Seiner Hoheit, ihm die Hand reichte. Aber Hans Joachim tat, als bemerke er von alledem nichts. Er war so unbefangen wie nur möglich und ein lustiges und übermütiges Lächeln lag auf seinen Lippen, als er nun auf die bereits versammelten Herrschaften zutrat, um diese zu begrüßen. Auch hier erwiderte man seine Verbeugung, wenn auch anscheinend sehr höflich, so doch etwas kühler und reservierter als sonst, und Hans Joachim dachte, wie schon

so manchesmal im stillen: „Es ist doch etwas eigen- tümliches um eine sogenannte Hofgesellschaft. Alle sind Egoisten, ein jeder denkt nur daran, sich die Höchste Gnade zu erhalten und wenn sich irgend einer etwas zuschulden kommen läßt, dann halten sie nicht fest zu ihm und versuchen ihn nicht etwa zu retten, sondern sie lassen ihn sofort erbarmungslos fallen, nur damit die Höchsten Herrschaften nicht etwa auf den Gedanken kommen können, man hätte sich mit dem Sünder irgendwie identifiziert.“

Als Hans Joachim erschien, hatte sein Dazwischen- treten für einen Augenblick die allgemeine Unter- haltung unterbrochen, jetzt wurde sie wieder auf- genommen und auch nun drehte sich natürlich das Gespräch lediglich um die für alle Beteiligten an- scheinend so äußerst wichtige Frage, wer denn wohl zum Vortänzer bei Hofe ernannt werden würde?

Die Namen sämtlicher Kameraden wurden ge- nannt, nur der seine nicht. Das ärgerte Hans Joachim, bis es dann anfing, ihn zu belustigen und bis sich ihm plötzlich der Gedanke aufdrängte: „Du spielst heute Abend ja doch *va banque*. Entweder gelingt dir dein Plan, dann bist du gerettet, oder er geht fehl, dann bist du verloren, aber dann hast du wenigstens die Freude, den hier versammelten Herrschaften noch ein- mal einen ganz gehörigen Schrecken eingejagt zu haben, und so sagte er denn plötzlich mit ganz lauter Stimme: „Meine Herren und Damen, alle Ihre Vermutungen

sind falsch, der zukünftige Vortänzer bei Hofe heißt: Hans Joachim von Köttendorf !"

Wäre ein Blitz zur Erde niedergefahren, die Herrschaften hätten nicht verdutzter dastehen können, als sie es jetzt taten. Alle starrten ihn an, in erster Linie natürlich die Kameraden, von denen ein jeder sich selbst das Amt des Vortänzers leidenschaftlich wünschte, dann aber auch die Damen. Die jungen Mädchen nicht weniger als die Mütter. Es herrschte ringsherum Totenstille, alle schienen die Sprache verloren zu haben, bis dann endlich einer der Kameraden, wenn auch etwas stockend und zögernd fragte: „Sag' mal, Hans Joachim, es ist gewiß keiner unter uns, der dir diese Stellung nicht von Herzen gönnen würde, aber woher weißt du denn das schon, daß die Wahl der Prinzessin auf dich fallen wird, oder schon auf dich gefallen ist?“

„So, nun ist es genug mit dem Schreckschuß,“ dachte Hans Joachim, dann sagte er lachend: „Woher ich das weiß ? Von niemandem. Es ist lediglich meine Vermutung, wie Sie, meine Herrschaften, vermuten, daß ein anderer zum Vortänzer ernannt wird. Daß Sie meine Worte so ernsthaft nehmen, ja, daß Sie die sogar glauben würden, konnte ich natürlich nicht ahnen.“

Wieder lachte Hans Joachim hellauf, aber von den anderen lachte keiner. Den Kameraden war der Schreck doch zu sehr in die Glieder gefahren und vor allen Dingen glaubte man ihm jetzt nicht, daß es sich

bei seinen Worten nur um einen Scherz gehandelt haben sollte. Und wenn es wirklich ein Scherz gewesen war, dann fand man den höchst unpassend. Niemand sagte ihm das, aber er las es in allen Augen, am deutlichsten in denen von Fräulein Christiane von Weitzendorf, der Tochter seines Obersten.

Der Oberst war heute nicht befohlen, nur die tanzlustige Jugend mit den Anstandsmüttern, sonst hätte Hans Joachim wohl auch kaum den Mut gefunden, die Herrschaften so zu foppen.

Ein wahres Glück, daß neue Gäste hinzutraten, so ging man denn über den Zwischenfall, wenigstens anscheinend, wieder zur Tagesordnung über, oder richtiger gesagt zu der Tagesfrage.

Um Hans Joachim kümmerte sich niemand, nur die schönen blauen Augen von Fräulein Christiane ruhten immer noch halb vorwurfsvoll, halb voll aufrichtigster Teilnahme auf ihm, sodaß er sich entschloß, die junge Dame in ein Gespräch zu ziehen, schon, um diesen Blicken, die anfangen, ihn verwirrt und verlegen zu machen, ein Ende zu bereiten, als der diensttuende Kammerherr plötzlich mit seinem Stab auf das Parkett stieß, zum Zeichen, daß die Höchsten Herrschaften sich näherten.

Die großen Flügeltüren hatten sich geöffnet und aus dem Gelben Saal, der an den Blauen anstieß und durch den man in die Privatgemächer der Höchsten Herrschaften gelangte, erschien der Hof. Da es sich um ein ganz unzeremonielles abendliches Zusammen-

sein handelte, hatte Seine Hoheit, der regierende Herzog, ein großer schlanker eleganter Fünffziger, nur den ganz kleinen Vortritt befohlen.

Dieser Vortritt war Hoheits Spezialität und die Spötter, die natürlich nicht der Hofgesellschaft angehörten, behaupteten, Seine Hoheit ginge nicht einmal in die Badestube oder sonst in ein verschwiegenes Kabinett, ohne daß nicht wenigstens einer der Kammerherren vorangehe, schon, um ihm die Türen aufzumachen, denn daß ein Fürst dieser Welt sich selbst einmal eine Tür aufmacht, kommt bekanntlich nicht vor. Dazu sind die Lakaien da und am Hofe Seiner Hoheit wimmelte es außerdem noch von Kammerherren. Zu tun hatten die ja alle nichts, das wußte Seine Hoheit natürlich sehr genau, aber trotzdem ernannte er bei jeder Gelegenheit neue Kammerherren. Das machte ihm persönlich Spaß und diejenigen, die sich die Kammerherrenuniform mit dem Schlüssel hinten auf den Rockschoßen anfertigen lassen durften, freuten sich erst recht.

Der ganz kleine Vortritt bestand aus vier Kammerherren und diese schritten den höchsten Herrschaften mit einer Würde voraus, als gäbe es auf der ganzen Welt keine Arbeit und keine Tätigkeit, die auch nur annähernd so schwer und verantwortungsvoll sei, wie in diesem Augenblick die ihrige.

Unmittelbar hinter de Kammerherren ging Seine Hoheit, der für den heutigen Abend die Uniform mit dem bequemen Frack vertauscht und beinahe auf jeden

Ordensschmuck verzichtet hatte. An seinem linken Arm führte er die Prinzessin Rena. Die war schlank wie eine Tanne, von etwas mehr als mittelgroßer Figur. Das ausgeschnittene rosarote Kleid, das sie trug und das ihr ausgezeichnet stand, ließ entzückende Schultern und einen feinen schlanken Hals sehen, der einen ganz allerliebsten Kopf trug. An dem war alles hübsch, die kleine feine Nase, der kleine feingeschnittene Mund, die entzückenden Ohren mit den rosaroten Ohrmuscheln — — aber das hübscheste waren doch die großen hellbraunen Rehaugen, mit den weichen Wimpern, deren Farbe noch eine Nüance dunkler war, als das dichte, kastanienbraune Haar. Das Gesicht der Prinzessin hatte einen unendlich lieblichen und anmutigen Ausdruck und der Teint ihrer Wangen glich der Farbe eines frischen Pfirsichs.

War Prinzessin Rena die verkörperte Anmut und Lieblichkeit, so war Ursula von Rengwitz, die als Hofdame neben der Oberhofmeisterin hinter der Prinzessin ging, mehr eine Schönheit zu nennen. Die war groß und schlank, von vollendetem Wuchs, mit einem geradezu klassisch schönen Gesicht und vornehmen und edlen Zügen. Auch Fräulein Ursula hatte wundervolle Augen, die in einem ganz dunklen Blau leuchteten und von ganz tiefschwarzen Wimpern beschattet waren. Fräulein Ursula war eine wirkliche Schönheit und man hatte sich schon oft darüber gewundert, daß die Prinzessin Rena sich eine Hofdame ausgesucht hatte, die unter Umständen sie

selbst in den Schatten zu drängen vermochte. Aber sie selbst hatte darauf einmal lächelnd erwidert, sie könne auf die Dauer keine häßlichen Menschen in ihrer Nähe ertragen und übermütig hatte sie hinzugesetzt: „In der Hinsicht habe ich an der Oberhofmeisterin mehr als genug!“

Und die Frau Oberhofmeisterin war wirklich keine Schönheit, in ihrer Jugend hatte auch sie sicher ihre Reize gehabt, aber die waren im Laufe der Zeit vergangen. Nur ihre hohe, vornehme Figur wirkte noch. Aber das Gesicht mit den unruhigen grauen Augen, die nicht einen Augenblick still standen, die tiefen Furchen und Falten in den Wangen, der etwas verkiffene Zug um den Mund, der ganz besonders scharf hervortrat, wenn sie lachte, das alles wirkte zuweilen geradezu abstoßend. Die Oberhofmeisterin erfreute sich weder in der Gesellschaft, noch bei Hofe besonderer Beliebtheit und Prinzessin Rena hatte sie, eine Gräfin Streckfuß, einmal Gräfin Linkfuß genannt, weil sie stets schlechter Laune war und anscheinend immer mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett zu steigen pflegte. Diesen Beinamen hatte sie beibehalten und der war so populär geworden, daß man darüber ihren wirklichen Namen beinahe vergaß.

Die Frau Oberhofmeisterin war noch bei Lebzeiten der verstorbenen Herzogin an den Hof gekommen, und wie alle wußten, sollte diese, als sie ihr Ende herannahen fühlte, der Gräfin das ehrenwörtliche Versprechen abgenommen haben, nach ihrem

Tode die Prinzessin Rena niemals zu verlassen, wenigstens solange bei ihr zu bleiben, bis diese einmal verheiratet sei. Wie dem aber auch war, auf jeden Fall hatte Ihre Exzellenz ihre Stellung bei Hofe behalten und sie saß fest im Sattel. Im Schloß zitterten alle vor ihr, vom jüngsten Lakai hinauf bis zum Oberhofmeister. Nur einer tat, was er wollte, Seine Hoheit, der regierende Herzog, der sich durch keine Vorstellung der Frau Oberhofmeisterin bewegen ließ, seine kleinen, galanten Liebesaffären aufzugeben.

Unter der Führung des kleinen Vortritts hatten die Höchsten Herrschaften die Reihen der Gäste abgescritten und die tiefen, devoten Verbeugungen durch ein gnädiges und freundliches Neigen des Kopfes erwidert. Jetzt löste Prinzessin Rena ihre Hand aus dem Arm des Vaters und wie dieser sofort von seinen Kammerherren umgeben wurde, so traten jetzt die Oberhofmeisterin und die Hofdamen hinter die Prinzessin, als diese nun zunächst auf die einzelnen Damen zutrat, um einige derselben in das Gespräch zu ziehen, während Seine Hoheit sich den Herren zuwandte.

Wieder knickten die Gäste in sich zusammen. Man sah es der Prinzessin Rena an, daß sie sich am liebsten, wenigstens von den verheirateten Damen, den Hofknicks verbeten hätte, schon, damit die Oberhofmeisterin vor Entsetzen endlich einmal wirklich einen Herzschlag bekäme und das Zeitliche segnete. Wäre es nach ihr selber gegangen, dann hätte sie diese tiefen Verbeugungen nicht geduldet, aber Seine Hoheit, der Herzog,

verstand in der Hinsicht keinen Spaß. Die Etikette mußte unter allen Umständen streng aufrecht erhalten werden.

Die Prinzessin zog die meisten der Damen in ein, wenn auch nur kurzes Gespräch, dann wandte sie sich den Herren zu, während Seine Hoheit nun zu den Damen trat.

Außer dem Adjutanten Seiner Hoheit und einigen Herren der Regierung waren eigentlich nur die Offiziere des in der Residenz garnisonierenden Infanterieregimentes geladen. Auch an diese richtete die Prinzessin einige freundliche Worte, aber während sie zu allen sprach, glitten ihre Augen herum, als suchten sie nur einen und als sie den gefunden hatte, grüßte sie ihn mit ihren Augen nochmals, ihn ganz allein, und wieder war es Hans Joachim, als hätten ihre Augen ihn angelacht, wie heute Morgen auf der Straße.

Was hatte das zu bedeuten? Stand etwa wieder der Fähnrich neben ihm und machte eine falsche Ehrenbezeugung? Unwillkürlich sah er zur Seite, aber natürlich war der Fähnrich nicht da, der wurde erst zu Hofe geladen, wenn er Leutnant geworden war.

Was hatte der lächelnde Ausdruck in den Augen der Prinzessin zu bedeuten?

Da erklang plötzlich die Stimme der Prinzessin: „Herr Leutnant von Köttendorf, wenn ich Sie einen Augenblick zu mir bitten dürfte, ich möchte Sie etwas fragen, denn Sie allein sind imstande, eine Wette zu

entscheiden, die ich heute mittag mit Seiner Hoheit einging." Und sich zu den anderen Herren wendend, setzte sie lächelnd hinzu: „Meine Herren, ich will Ihnen inzwischen erlauben, meiner lieben Freundin, Ursula von Rengwitz, den Hof zu machen, und Sie, meine liebe Exzellenz," bat sie die Frau Oberhofmeisterin, „passen wohl auf, daß man Fräulein Ursula nicht allzusehr den Kopf verdreht."

Ihre Exzellenz machte ein ganz entsetztes Gesicht und es lag ihr auf der Zunge, der Prinzessin zuzurufen: „Hoheit, es ist durchaus ungehörig, einen einzelnen Herrn in das Gespräch zu ziehen und mit diesem eine Unterhaltung zu führen, die ich, die Frau Oberhofmeisterin, nicht mit anhören soll."

Das und noch manches andere hätte sie gern gesagt, aber hier vor den Gästen ging das doch nicht und zum Überfluß warf ihr die Prinzessin jetzt einen Blick zu. Jenen Blick, den sie selbst der Prinzessin einstudiert hatte, damit diese sich lästige und aufdringliche Menschen vom Leibe halten konnte. Es hatte lange gedauert, bis die Prinzessin diesen Blick, der ihrem Charakter widersprach, endlich gelernt hatte und nun, da sie ihn konnte, brauchte sie ihn eigentlich nur gegen ihre Lehrerin, die Frau Oberhofmeisterin.

Ihre Exzellenz war wütend, aber sie mußte trotzdem weiter lächeln, denn bei Hofe seine wahre Meinung verraten zu dürfen, ist lediglich das Vorrecht der Höchsten Herrschaften.

Unterdessen hatte sich Hans Joachim der Prinzessin genähert und war dieser gefolgt, als sie nun ein paar Schritte zur Seite getreten war, dann sagte sie mit leiser Stimme: „Was ich eben von der Wette erwähnte, die nur Sie entscheiden könnten, war natürlich nur ein Vorwand, es handelt sich um etwas anderes, ich habe eine Bitte an Sie.“

„Hoheit eine Bitte an mich?!“

Die Frage klang so verwundert und er betonte die Worte „an mich“ so stark, daß die Prinzessin ihn sofort verstand und ihn lächelnd fragte: „Das haben Sie wohl nicht erwartet, denn deutlich höre ich aus Ihrer Frage hervor, daß Sie eigentlich eine Bitte an mich richten wollten und nun sind Sie erstaunt, daß ich statt dessen Sie bitte? Nicht wahr, so ist es doch?“ Und ohne seine Antwort abzuwarten, fuhr sie ohne jeden Übergang fort: „Wollen Sie mir die Bitte erfüllen, für den nächsten Winter das Amt des Vortänzers zu übernehmen? Im Gegensatz zu Ihnen meine ich das sehr ernsthaft. Sie sollen für den ganzen Winter Vortänzer bleiben, nicht etwa nur für drei oder vier Wochen, wie Sie sich das so ausdachten, denn nicht wahr, das war doch Ihre Ansicht, als Sie mich bitten wollten, Sie zum Vortänzer zu ernennen?“

Hans Joachim stand mit einem ganz verdutzten Gesicht da und sein Gesicht wurde umso verdutzter, je länger die Prinzessin ihn lächelnd betrachtete. Es dauerte lange, bis er sich von seinem grenzenlosen Erstaunen erholt hatte, dann aber sagte er: „Hoheit

sind die größte Gedankenleserin, die mir jemals in meinem Leben begegnete und wenn Hoheit nicht als Prinzessin auf die Welt gekommen wären — — —

„Dann müßte ich nach Ihrer Meinung an der nächsten Straßenecke einen Laden als Wahrsagerin und Kartenlegerin aufmachen?“ fiel sie ihm lachend ins Wort, um dann fortzufahren: „Aber beruhigen Sie sich nur, es handelt sich um keine übernatürlichen Dinge, sondern es geht sogar sehr einfach zu, daß ich um Ihre geheimsten Gedanken weiß. Es wurde gestern bei dem Frühstück von Ihnen gesprochen. Seine Hoheit liebt es, sich von seinem Adjutanten berichten zu lassen, was es in der Stadt neues gibt. Da erfuhr ich — —“

Die Prinzessin zögerte einen Augenblick, es war ihr anscheinend sehr peinlich, dem vor ihr stehenden Offizier erzählen zu müssen, daß sie über seine Schulden und über seine bevorstehende Strafversetzung unterrichtet sei und so sagte sie denn plötzlich: „Ach ja richtig, so war es. Der Adjutant erzählte, Sie hätten die Absicht, sich in eine andere Garnison versetzen zu lassen, weil es Ihnen hier aus mancherlei Gründen nicht mehr gefiele. Offen gestanden, ich ärgerte mich, als ich das hörte, denn früher haben Sie mir doch immer erklärt, wie lieb Sie dieses kleine Nest hätten, das so traulich und so lauschig sei, wie ein Nest, das sich zwei Verliebte irgendwo in der Einsamkeit erbauen.“ — — „Aber was rede ich da nur alles,“ unterbrach sie sich, „die Hauptsache ist, Sie bleiben jetzt wieder hier und

es freut mich, daß das auch Ihren eignen Wünschen entspricht. Wir sahen uns ja heute Mittag in der Stadt. Ich mußte unwillkürlich lachen, als ich Sie mit einem so verzweifelten Gesicht Front machen sah. Sicher dachten Sie schon in dem Augenblick darüber nach: Wie fange ich es nur an, wenigstens vorübergehend bei Hofe Vortänzer zu werden, damit ich meinem Oberst beweisen kann, daß ich mir die Sache inzwischen wieder anders überlegte und daß ich doch lieber hier bleiben will. Habe ich da nicht Recht?"

„Wenigstens zum größten Teil, Hoheit,“ antwortete Hans Joachim schnell, der schon deshalb für die Prinzessin aufrichtige Dankbarkeit empfand, weil sie in einer so zarten, diskreten Weise das für ihn mehr als peinliche Thema berührt hatte, denn daß sie über den wahren Sachverhalt auf das genaueste unterrichtet war, konnte er ja nicht einen Augenblick bezweifeln und so sagte er denn jetzt: „Eure Hoheit verpflichten mich zu dem allergrößten Dank und ich weiß wirklich nicht, wodurch ich es verdient habe, von Eurer Hoheit mit solcher Gnade und Auszeichnung behandelt zu werden?“

Ein leises und übermütiges Lächeln umspielte ihren schönen Mund, dann meinte sie: „Danken Sie mir nicht zu früh, Herr von Köttendorf, und glauben Sie vor allen Dingen nicht, daß nur der Edelmut allein mich gerade Sie zum Vortänzer erwählen ließ. Dahinter steckt auch ein guter Teil Egoismus, das werden Sie im Laufe des Winters schon noch er-

fahren und im Zusammenhang damit harrt Ihrer eine Aufgabe, die nach meiner Ansicht nur Sie durchführen können.“

War es Zufall oder Absicht, daß die Prinzessin in diesem Moment den Blick zur Seite wandte? Ihre Augen suchten anscheinend ihre Freundin, Ursula von Rengwitz, wenigstens bemerkte Hans Joachim jetzt, wie die Prinzessin der Freundin zunickte, als gäbe sie ihr dadurch ein Zeichen, daß ihr Plan gelungen sei und daß Hans Joachim bliebe.

Dem fuhr unwillkürlich ein mordsmäßiger Schrecken in die Glieder. Sollte er deshalb Vortänzer werden, um dadurch Gelegenheit zu finden, öfter als bisher mit Ursula zusammenzutreffen? Gab die immer die Hoffnung noch nicht auf, daß er sich ernsthaft in sie verlieben möge und hatte die sich hinter die Prinzessin gesteckt, um es durchzusetzen, daß er in der Garnison bliebe? Das durfte nicht sein, um den Preis durfte er sich sein neues Amt nicht erkaufen, er war nicht der Mann, eine Zuneigung zu erheucheln, die er in Wirklichkeit nicht empfand. Er war eine zu offene und ehrliche Natur, um es nicht gleich von Anfang offen einzugestehen: „Ich kann die Erwartungen, die man an mich knüpft, nicht erfüllen.“

Aber wie sollte er das der Prinzessin erklären, ohne sie zu erzürnen? Da kam sie ihm selbst zu Hilfe, lachend und übermütig: „Machen Sie doch nicht ein so entsetztes Gesicht, Herr von Köttendorf, Sie brauchen das Zeichen des Einvernehmens, das ich eben mit

Fräulein Ursula tauschte, nicht falsch zu deuten. Die hat sich schon längst darein gefunden, daß Sie ein Schmetterling sind, der von einer Mädchenblume zur anderen flattert, der an jedem Herzenskelch nur so lange nippt, wie es ihm gerade Spaß macht und der dann wieder von dannen fliegt. Ich gab Ursula nur ein Zeichen, daß Sie meine Bitte erfüllt haben und hier bleiben. Die Aufgabe, die Ihrer harrt, hat mit Ursula nicht das geringste zu tun, wohl aber mit mir und Ihrer Exzellenz, der Frau Oberhofmeisterin.“ Und so leise, daß er sich Mühe geben mußte, sie zu verstehen, fuhr sie flüsternd fort: „Sie müssen die Oberhofmeisterin vom Hofe weggraueln, ich habe meine Gründe dafür, die ich Ihnen ein anderes Mal ausführlicher erkläre. Es hängt damit zusammen, daß sie mich verheiraten will, trotzdem sie dadurch ihre Stellung verliert. Ich brauche einen treuen Freund am Hofe, auf dessen absolute Verschwiegenheit und auf dessen Hilfe ich mich jederzeit verlassen kann und nicht wahr, Herr von Köttendorf, dieser Freund werden Sie mir sein?“

„Das schwöre ich Eurer Hoheit bei allem, was mit heilig und unheilig ist,“ gab er ebenso leise zur Antwort und die Prinzessin dankte ihm mit einem Blick, der seine Sinne vollständig gefangen nahm, der ihn noch mehr verwirrte, als der ihm gewordene Auftrag, die allmächtige Oberhofmeisterin hinauszu-graueln, und als die Nachricht, daß man die Absicht habe, die Prinzessin zu verheiraten.

## II.

Die Hofgesellschaft befand sich immer noch in der allergrößten Erregung, obgleich seit dem Ball im Residenzschloß nun schon acht Tage verstrichen waren. Was Hans Joachim ihnen damals, wie er behauptete, nur im Scherz und im Übermut zugerufen hatte: „Meine Herren und Damen, Sie irren sich, der neue Vortänzer bei Hofe heißt Hans Joachim von Köttendorf,“ war Tatsache geworden. Bei dem Souper, das den Tanz für eine kurze Stunde unterbrach, hatte Seine Hoheit sich erhoben und den Leutnant Hans von Köttendorf im Namen und im Auftrage seiner Tochter zum Vortänzer ernannt, ja, er hatte sogar ein dreifaches Hoch auf diesen ausgebracht.

Hans Joachim war also wirklich Vortänzer geworden! Kein Mensch glaubte mehr daran, daß er das nicht im voraus gewußt hatte, daß seine Worte nur ein Scherz gewesen waren.

Aber wie hatte er das wissen können und wie kam die Prinzessin dazu, gerade ihn zu erwählen? Dahinter steckte ein Geheimnis, das ein Jeder und eine

Jede gar zu gern gewußt hätten. Soviel stand für alle fest, irgend etwas stimmte da nicht, das bewies ja auch schon die lange Unterhaltung, die die beiden an dem Ballabend führten. Beinahe zwanzig Minuten hatten sie miteinander getuschelt und wenn Seine Hoheit nicht endlich ungeduldig geworden wäre und verlangt hätte, daß der Tanz beginne, damit er sich zu seiner Whistpartie begeben könne, dann ständen die beiden womöglich heute noch im Gespräch zusammen.

Auf den Ausgang des Abends war niemand vorbereitet gewesen, aber mit der Tatsache selbst, daß die Wahl auf Hans Joachim gefallen war, fand man sich trotzdem schnell ab. Die Hofgesellschaft ist ja nun einmal daran gewöhnt, keinen eigenen Willen und keine eigene Meinung zu haben. Was der Hof tut, das ist wohlgetan und man denkt und urteilt so, wie die Höchsten Herrschaften urteilen.

Und wenn man sich das Wieso und Warum auch nicht zu erklären vermochte, es gab trotzdem niemanden, der Hans Joachim die ihm widerfahrene Auszeichnung mißgönnte, schon deshalb nicht, weil Seine Hoheit oder die Prinzessin davon erfahren konnten und weil der Mißgünstige dann in der Gefahr schwebte, in Ungnade zu fallen. Ja, noch mehr, man gönnte ihm sein neues Amt wirklich und man kam zu der Erkenntnis, daß man zu Beginn des Ballabends im Schlosse eigentlich recht wenig freundlich gegen ihn gewesen war, ohne daß dazu eine besondere Veranlassung vor-

gelegen hätte. Was ging es sie an, ob er Schulden hatte oder nicht? Die waren ja nun auf Heller und Pfennig bezahlt, denn soviel wußten alle, daß Hans Joachim seinem Oberst ehrenwörtlich erklärt hatte, wissentlich keinem Menschen auf der Welt auch nur noch einen Heller zu schulden. Und man wußte auch, daß der Herr Oberst seinem Leutnant beinahe zärtlich auf die Schulter geklopft und ihm gesagt hatte: „Sie glauben ja gar nicht, wie ich mich freue, daß ich es nun nicht mehr nötig habe, Sie zur Strafversetzung einzugeben.“

Ja, Hans Joachims Schulden waren bezahlt, aber es hätte des Redens kein Ende gegeben, wenn man gewußt hätte, wer die Schulden bezahlt hatte. Das hatte niemand anderes getan, als Seine Hoheit, der regierende Herzog. Der sandte am Mittag nach dem Ballabend seinen persönlichen Adjutanten in die Wohnung von Hans Joachim und der hielt ihm im Höchsten Auftrage eine längere Rede: Seine Hoheit sei von der mißlichen Finanzlage des neuernannten Vortänzers unterrichtet. Er wünsche nicht, daß der Herr Oberst in die unangenehme Lage käme, von der Strafversetzung absehen zu müssen und zwar lediglich mit Rücksicht auf den Hof und ebenso wenig wünsche Seine Hoheit, daß der eben neuernannte Vortänzer schon nach wenigen Tagen sein Amt wieder niederlegen müsse. Auch wünsche Seine Hoheit nicht, daß Hans Joachim nun etwa bei seinen reichen Verwandten Betteln ginge, schon damit diese nicht etwa sagten:

Wenn Seine Hoheit es erlaubt, daß du Vortänzer wirst, dann muß der auch dafür sorgen, daß du finanziell in der Lage bist, deine Stellung zu behalten.

Aus diesen und aus mancherlei anderen Gründen habe Seine Hoheit, wie er ganz besonders betonen lasse, aus Allereigenster EntschlieÙung, ohne vorher mit irgend jemandem, am allerwenigsten mit der Prinzessin Rena darüber gesprochen zu haben, sich entschlossen, die Schulden zu bezahlen, und im außerdem einen weiteren Betrag von fünftausend Mark aus seiner Privatschatulle zur Verfügung gestellt, damit er, Hans Joachim, imstande sei, während der Dauer seines Amntes auch nach außen hin repräsentieren zu können. Sein Hoheit stelle bei diesem Gnadenbeweis nur die Bedingung, daß Hans Joachim sich ehrenwörtlich verpflichten müsse, nie wieder Schulden zu machen und gegen keinen Menschen etwas davon zu verraten, daß Seine Hoheit ihm geholfen habe. Schließlich erwarte Seine Hoheit, daß Hans Joachim ihm weder mündlich noch schriftlich danke und überhaupt so täte, als wenn Seine Hoheit die Schulden gar nicht bezahlt habe.

Und nachdem der persönliche Adjutant seine lange und etwas umständliche Rede gehalten, hatte er in die Brusttasche gegriffen, ein Kuvert herausgeholt und diesem fünfzehn neue Tausendmarkscheine entnommen, um sie Hans Joachim einzuhändigen.

Der saÙ da und starrte das Geld an, ohne zu wissen, ob er wache oder träume. DaÙ ihm von dieser Seite

Rettung kommen würde, daran hatte er nie gedacht und wenn er die Verwandten bisher noch nicht telegraphisch abermals um Hilfe gebeten hatte, so lag das lediglich daran, daß er in den letzten Tagen dienstlich allzusehr beschäftigt gewesen war und weil er noch keine Zeit gefunden hatte, sich abermals an die Verwandten zu wenden.

Er starrte und starrte fortwährend das Geld an und immer wieder drängte sich ihm die Frage auf: Weiß die Prinzessin Rena wirklich nichts davon?

Fragend sah er den Adjutanten an, die Worte selbst wollten ihm nicht über die Lippen, es war ihm peinlich, die Vermutung aussprechen zu müssen, daß vielleicht doch die Prinzessin — — —

Aber der Adjutant verstand seine stumme Frage falsch und so meinte er denn: „Sie tragen Bedenken, das Geld anzunehmen? Lieber Freund, Seine Hoheit kann sich das leisten, vergessen Sie nicht, daß er noch immer einer unserer reichsten Fürsten ist, obgleich der Erbherzog in Berlin sich ja alle erdenkbare Mühe gibt, das Vermögen klein zu machen. Diese paar tausend Mark sind für ihn nicht einmal eine Bagatelle und glauben Sie mir, Sie sind nicht der Erste, dem Seine Hoheit in aller Diskretion hilft. Ich könnte Ihnen ganz andere Namen nennen, als den Ihrigen, wenn ich nicht zum Schweigen verpflichtet wäre. Nehmen Sie das Geld nur ruhig, denn ich kann Seiner Hoheit doch unmöglich melden, Sie wären zu stolz oder zu bescheiden, um einen Beweis seiner Huld anzunehmen.“

Das leuchtete Hans Joachim denn schließlich ein, so nahm er das Geld an, steckte die fünftausend Mark Repräsentationsgelder in eine alte Brieftasche und trug die anderen zehntausend Mark sofort zur Post, um bei seinen auswärtigen Gläubigern und Lieferanten alles bis auf den letzten Heller zu bezahlen.

Und als er dann eines Tages die überzähligen fünftausend Mark Repräsentationsgelder, damit sie ihm nicht vielleicht gestohlen würden, auf der Bank deponierte und sich dort ein Konto eröffnen ließ, kam er sich vor wie ein indischer Nabob.

So viel Geld hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht besessen, aber dann kam er doch wieder zu der Erkenntnis, daß das Geld nicht dazu da sei, um aufbewahrt, sondern um ausgegeben zu werden. So hatte er denn heute Nachmittag zu einer gewaltigen Sektbowle in das Kasino geladen. Es war ein alter Brauch, daß ein neuernannter Vortänzer etwas zum besten gab und Hans Joachim fügte sich dem gern.

So versammelte sich denn am späten Nachmittag zu der üblichen Essensstunde das ganze Offizierskorps im Kasino und selbst der Herr Oberst war erschienen, obgleich der eigentlich gar keine Ursache hatte, frohe Feste zu feiern. Wenigstens sagte er das selbst, denn er hatte die betrübliche Nachricht erhalten, daß seine Tante von einem sehr bedauerlichen Unglücksfall betroffen war. Bei dem Passieren einer sehr lebhaften Straße war sie von einem Automobil erfaßt und zu Boden geschleudert worden. Die alte Dame hatte so

schwere Verletzungen erlitten, daß es sehr, sehr schlecht um sie stand, aber noch konnte man ja glücklicherweise hoffen. (Daß die alte Tante seine sehr reiche Erbtante war und daß er schon lange ihren Tod erhoffte, verschwieg der Herr Oberst.)

Der Herr Oberst schien wirklich bekümmert, aber er war trotzdem gekommen, um in höchsteigener Person den Toast auf Hans Joachim auszubringen und um nochmals seiner Freude darüber Ausdruck zu geben, daß der dem Regiment sogar unter so ehrenden Umständen erhalten blieb. Und als nach Beendigung des offiziellen Mahles die Cigarren herumgereicht wurden, ohne daß man deshalb aufgehört hätte, weiter der Bowle zuzusprechen, da zog der Herr Oberst seinen Leutnant sogar in ein langes, privates Gespräch und aus diesem erfuhr Hans Joachim, daß nicht nur der Herr Oberst selbst, sondern auch dessen Damen aufrichtig erfreut darüber wären, daß er nun in der Garnison blieb. Namentlich Fräulein Christiane sei mehr als glücklich, die habe überhaupt immer zu ihm gehalten, und in humoristischer Weise schilderte der Herr Oberst, wie seine Tochter ihm die heftigsten Vorwürfe gemacht hätte, weil er so streng und so unerbittlich gegen Hans Joachim vorgegangen wäre.

Hans Joachim hörte diesem Geständnis mit etwas sehr gemischten Gefühlen zu. Er hatte so die Empfindung, als ob ihm Fräulein Christiane etwas allzu deutlich angeboten würde, denn was der Oberst ihm da sagte, hieß doch mit anderen Worten: „Meine

Christiane ist in dich verliebt und wenn du willst, kannst du sie jeden Tag heiraten, vorausgesetzt natürlich, daß unsere Hoffnungen sich erfüllen und das die alte Tante sich von ihrem Automobilunfall nicht wieder erholt."

So war er denn froh, als der Oberst endlich Sehnsucht nach einem Skat verspürte und sich nebenan den Spieltisch zurechtmachen ließ. Nachdem er ein paar Stabsoffiziere zur Teilnahme aufgefordert hatte.

Hans Joachim fand nun Zeit, sich wieder um seine anderen Gäste zu kümmern, als ihn plötzlich sein Hauptmann mit Beschlag belegte. Der war keine allzu große Leuchte vor dem Herrn, aber ein durchaus vornehmer und anständiger Charakter und er lebte jetzt, wie er Hans Joachim mit etwas weinerlicher Stimme gestand, in der beständigen Furcht, Hans Joachim möchte durch seine Vortänzerie mit der Zeit so in Anspruch genommen werden, daß er für den Frontdienst kaum noch abkömmlich sei: „Und dann habe ich nur noch den Lützow auf der Kompagnie. Gott soll den schützen, er ist ein lieber Kerl, aber von Dienst hat er keine Ahnung. Na, nur ein Glück, daß Sie wenigstens noch morgen Vormittag die Bataillonsübungen mitmachen, denn wenn ich da mit dem Lützow allein in die Schlacht ziehen sollte, würde ich sicher abgeschlachtet werden. Na, trinken wir mal darauf, daß Ihr neuer Dienst Sie nur des Abends nicht aber auch am Tage in Anspruch nimmt."

Das geschah denn auch, aber kaum hatte Hans

Joachim sein Glas wieder hingestellt, als eine Ordonnanz ihm einen Brief überbrachte, der die Aufschrift trug: „Sofort anzugeben!“ Verwundert betrachtete Hans Joachim die Damenhandschrift. Wer konnte ihm etwas so Wichtiges mitzuteilen haben, daß man ihm den Brief hierher schickte?

Neugierig öffnete er das Kuvert, nachdem er sich deswegen bei seinem Hauptmann entschuldigt hatte, dann las er:

„Sehr geehrter Herr Leutnant!

Ihre Hoheit, die Prinzessin Rena, läßt Sie bitten, Ihre Hoheit morgen Vormittag auf dem Spazierritt zu begleiten, da Ihre Hoheit verschiedenes mit Ihnen zu besprechen wünschen. Wir reiten präzise neuen Uhr vom Marstall ab. Der Oberstallmeister ist angewiesen, ein Pferd für Sie bereit zu halten.

Im Auftrage Ihrer Hoheit

Ursula von Rengwitz.

Hofdame.“

„Wenn der Brief etwas Gutes für mich enthält, will ich mich totschiagen lassen,“ erklang da die Stimme seines Hauptmannes. „Ich sehe es ja an der Krone auf dem Kuvert, der Brief kommt vom Hofe. Sollen Sie dort plötzlich erscheinen? Das wäre ein Jammer, denn die Bowle ist glänzend, die ist würdig, die ganze Nacht hindurch getrunken zu werden.“

„Dem steht auch nichts im Wege,“ gab Hans Joachim zur Antwort, „nur, daß es mir nun leider doch nicht möglich sein wird, morgen an der Übung teil-

zunehmen. Ihre Hoheit befiehlt, daß ich sie morgen früh auf dem Spazierritt begleite, richtiger gesagt, sie läßt mich darum bitten, aber eine solche Bitte entspricht ja einem Befehl."

Der Hauptmann saß eine ganze Weile wie ein Haufen Unglück da, dann meinte er endlich: „So ist es recht, das habe ich mir schon längst gewünscht. Der Satan soll die Vortänzeri holen. Als wenn es nicht auch ohne dem ginge ! Meinetwegen brauchte es überhaupt keine Hofbälle zu geben.“ Und dann setzte er endlich knurrend und brummend hinzu: „Natürlich geht der Dienst bei Hofe vor, da muß ich morgen sehen, wie ich ohne Sie in den Wurstkessel komme. Daß ich hineinkomme, ist totensicher. Wenn Sie mir aber einen Gefallen tun wollen, dann sorgen Sie wenigstens dafür, daß der gute Lützow sich nicht betrinkt, denn wenn der morgen auch noch einen Kater hat, dann ist es ganz aus mit seinen Kenntnissen.“

„Ich will mich sofort nach ihm umsehen und ihn zur Tugend und Mäßigkeit ermahnen,“ versprach Hans Joachim, aber als er dann auf Lützow zutrat, sah er es auf den ersten Blick, er kam zu spät. Der gute Lützow, ein noch junger Leutnant von zweiundzwanzig Jahren, zeigte deutliche Spuren größter Trunkenheit und als Hans Joachim ihn jetzt bat, nur noch Selterwasser zu trinken, damit er morgen seinem Hauptmann keine Unannehmlichkeiten bereite, lachte der andere übermütig auf: „Der Hauptmann soll mich morgen früh gern haben. Wie soll ich dazu kommen, seinet-

wegen nur noch Selterwasser zu trinken, um mir eine kohlensäure Vergiftung zuzuziehen? Ich trinke weiter, bis noch etwas da ist, und ich hoffe bei allen Göttern, daß noch recht lange was da ist."

Hans Joachim sah ein, hier war nichts mehr zu wollen, trotzdem aber hätte er es noch weiter versucht, den Kameraden zur Vernunft zu bringen, wenn seine Augen nicht plötzlich mit immer größer werdendem Erstaunen bemerkt hätten, daß ein anderer noch viel betrunkenener war als Lützow, noch dazu einer, von dem er es niemals erwartet hätte. Das war Scharfenberg, der sonst stets Nüchterne und Solide.

Unwillkürlich trat Hans Joachim auf ihn zu und fragte ihn mit den Worten des Dichters: „Auch du, mein Sohn Brutus?“

„Sogar feste,“ gab der zur Antwort, während er Hans Joachim mit ganz verglasten Augen ansah und sich mit beiden Händen auf eine Stuhllehne stützte, um wenigstens nach außen hin seine Haltung zu bewahren. „Sogar feste,“ wiederholte er noch einmal und dann setzte er hinzu: „Wenn mich meine Augen nicht täuschen, dann bist du Hans Joachim und da muß ich dir im Vertrauen auf deine Verschwiegenheit mitteilen: Du bist ein Schweinehund, aber ein Schweinehund, mit dem ich endlich Brüderschaft trinken muß. Aber ein Schweinehund bleibst du doch, denn du bist ganz allein daran schuld, daß ich sternhagel besoffen bin.“

Hans Joachim dachte natürlich nicht daran, die Worte des Kameraden irgendwie übelzunehmen,

im Gegenteil, er lachte hell auf, dann aber meinte er: „Sie sind ein Gemütsmensch, Scharfenberg, ich kann doch nichts dafür, daß Sie sich die Nase betimpelt haben.“

Aber der andere widersprach: „Mein morgiger Kater komme auf dein Haupt.“ Und dann bat er plötzlich: „Hans Joachim, sieh dich mal um, ob uns auch niemand zuhört, denn ich muß dir ein Geständnis machen, bevor ich noch besoffener werde und vor allen Dingen, ehe ich wieder nüchtern bin. Also wie ist es, hört uns niemand zu?“

Über diesen Punkt konnte Hans Joachim den Kameraden vollständig beruhigen. Die andern saßen oder standen in Gruppen beisammen, jeder hatte genug mit sich und seiner eigenen Bezechtheit zu tun und zum Überfluß machte die in einem Nebenzimmer plazierte Regimentsmusik einen solchen Radau, daß man kaum sein eigenes Wort verstand. Scharfenberg konnte also ruhig beichten.

Und der beichtete, wenn auch mit Pausen, mit vielen Wiederholungen und mit großer Umständlichkeit: „Höre mich an, Hans Joachim — ich will es dir nur eingestehen — ich bin der beste Bruder auch nicht. Du hättest mich nur in meiner alten Garnison sehen sollen, ich kann dir sagen — ich war ein Draufgänger, wie kein zweiter und ich kam mit der festen Absicht hierher, genau so weiter zu leben, wie früher. Bis dann ein Wunder geschah, bis ich das Weib kennen lernte, das einen Tugendbold aus mir machte, weil

ich mir sagte, nur dadurch kannst du sie gewinnen. Ich habe Euch Allen Komödie vorgespielt — ich habe gegen meine Überzeugung und gegen meine Natur gelebt, ich wurde ein Mäßigkeitsapostel, damit kein Mensch etwas Schlechtes von mir erzähle, damit ihr, der Herzenskönigin, nie etwas Böses über mich zu Ohren käme. Im stillen habe ich um sie geworben, aber nun ist es aus — denn seitdem du der Vortänzer bist, seitdem weiß ich, daß sie dich mir vorzieht, da hat es geschnappt. Was hat es da für einen Zweck, noch weiter tugendhaft zu bleiben? Und deshalb sage ich dir noch einmal: Du bist ein Schweinehund — obgleich du ja eigentlich nichts dafür kannst, daß du mich um mein Lebensglück gebracht hast und daß ich heute Abend zum Säufer geworden bin. Denn ganz unter uns gesagt, Hans Joachim, ich habe heute ganz gottslästerlich gesoffen, immer eine Punschterrine nach der anderen. Wer kann da nüchtern bleiben? — Aber das sage ich dir — wenn mir die Vortänzerie in diesem Jahr auch entgangen ist, heiraten tue ich sie doch noch — denn daß ich nie aufhören werde, sie zu lieben — — — — —“

„Das täte ich an deiner Stelle auch nicht,“ meinte Hans Joachim, über dieses krause und verworrene Geständnis belustigt, bis er dann fragte: „Darf man auch wissen, wen du bis an dein Lebensende weiter lieben wirst und wer denn überhaupt dieses Götterweib ist?“

Der andere sah Hans Joachim abermals ganz verglast an: „Sag mal, Hans Joachim, ist in deinem

Schädel auch nicht mehr alles ganz richtig? Bist du auch schon plein de vin? Es gibt auf der ganzen Welt doch überhaupt nur ein Götterweib und das ist die Prinzessin Rena."

„Verrückt bist du."

Das war alles, was Hans Joachim vor Erstaunen zu sagen vermochte.

„Vorläufig nur total betrunken," verteidigte Scharfenberg sich, „aber auch wenn ich jemals wieder nüchtern werden sollte, werde ich dir erklären, ich liebe die Prinzessin und wenn ich Vortänzer geworden und dadurch in ihre Nähe gelangt wäre, hätte ich sie auch geheiratet."

Wieder lachte Hans Joachim hell auf, aber das nahm der andere übel: „Lach nicht so dumm," fuhr er den Kameraden an, „warum sollte ich die Prinzessin nicht heiraten? Weil ich kein Prinz bin? Oder weil sie eine Prinzessin ist? Quatsch ! Selbst regierende Fürsten haben schon Bürgerliche geheiratet und Prinzessinnen schon ganz gewöhnliche Sterbliche. Wie sagt doch der Dichter so wahr und so schön: Die Liebe, die Liebe ist eine Himmelsmacht. Die überwindet alle Hindernisse und wenn die Prinzessin mich näher kennen gelernt hätte, würde sie sich in mich verliebt haben, wie ich sie seit der ersten Minute liebe, in der ich sie sah !"

Ganz wehmütig blickte Scharfenberg vor sich hin, aber trotzdem konnte Hans Joachim der Versuchung nicht widerstehen, den Kameraden etwas zu necken

und so meinte er denn: „Es ist wahrhaftig ein Jammer, daß die Prinzessin dieses Geständnis deiner Liebe heute nicht aus deinem Munde hört. Wenn die dich jetzt so sehen könnte, mit verglasten Augen und dunkelrot gefärbten Wangen, trunken, wie du bist, glaube mir, die würde auf der Stelle ihr Herz an dich verlieren.“

Der andere mußte in seiner verzweifelten Stimmung gar nicht ordentlich hingehört haben, er hatte anscheinend nur die letzten Worte verstanden, denn er rief jetzt: „Nicht wahr, sie würde mich wiederlieben? Und sie muß mich auch wiederlieben, denn ich habe das Leben als Junggeselle satt. Ich will heiraten und entweder heirate ich die Prinzessin, oder — — — —“

„Keine,“ wollte er sagen, aber noch bevor er dazu kam, den Satz zu vollenden, fiel Hans Joachim ihm schnell ins Wort und rief: „Oder Fräulein Christiane von Weitzendorf!“

Der andere machte ein ganz verduztetes Gesicht: „Wie soll ich denn dazu kommen? Die ist mir doch vollständig gleichgültig.“

„Gerade deshalb,“ stimmte Hans Joachim ihm bei. „Die Leute, die sich aus Liebe heiraten, erleben meistens die allergrößte Enttäuschung, aber je gleichgültiger sie sich von Anfang an sind, desto glücklicher werden beide hinterher. Und außerdem wird Fräulein Christiane nächstens eine glänzende Partie.“

Scharfenberg versank in tiefes Nachdenken und

Hans Joachim sandte inzwischen ein Gebet zum Himmel. „Hoffentlich beißt er an,“ dachte er im stillen. Ihm persönlich war es natürlich ganz gleichgültig, wen der Kamerad heiratete, ihm lag nur daran, daß Fräulein Christiane sich bald verlobte, damit die endlich aufhörte, sich für ihn zu interessieren.

Scharfenberg dachte immer noch nach. Völlig regungslos, ganz in sich zusammengesunken saß er da, bis er dann plötzlich mit einem lauten Knall vom Stuhl auf die Erde fiel und dort liegen blieb.

„Um Gotteswillen, der hat einen Herzschlag bekommen,“ dachte Hans Joachim, aber der Assistenzarzt, der sich unter den Gästen befand, beruhigte ihn sehr schnell: „Wenn er sich ordentlich ausgeschlafen hat, ist er wieder kreuzfidel, er ist lediglich betrunken.“

Das waren an diesem Abend die meisten, nur Hans Joachim behielt einen völlig freien Kopf, aber nicht aus Tugendhaftigkeit, sondern lediglich, weil er der Prinzessin morgen nicht mit einem Riesenkater gegenüberreten wollte.

Es war sehr spät geworden, als endlich die Letzten aus dem Kasino aufbrachen, aber nicht, um jetzt schon nach Hause zu gehen, sondern um erst ein Café aufzusuchen. Nur Hans Joachim suchte sofort seine Wohnung auf.

Als er am nächsten Morgen zum Schloß ging, führte ihn sein Weg bei der Wohnung Scharfenbergs vorbei. Er warf einen Blick auf seine Uhr. Er hatte noch reichlich Zeit, da konnte er der Versuchung nicht

widerstehen, sich zu erkundigen, wie ihm der gestrige Abend bekommen sei. Er stieg die Treppen in die Höhe und klingelte an der Etagentür. Der Bursche öffnete, aber mit einem Gesicht, das nichts Gutes verriet.

„Um Gotteswillen, ist der Herr Leutnant tot?“ rief Hans Joachim ganz erschrocken.

Aber auch diesesmal wurde er darüber beruhigt: „Nein, Herr Leutnant, leben tut er noch. Heute Nacht um zwei haben sie ihn nach Hause gebracht, jetzt ist es bald neun, um sechs Uhr hat der Herr Leutnant aufstehen sollen, drei Stunden wecke ich ihn nun schon, aber immer, wenn ich ihn eben wach habe, wirft er mir was an den Kopf und schläft gleich wieder ein, und aussehen tut es bei dem Herrn Leutnant — —“ Der Bursche hatte die Tür zum Schlafzimmer geöffnet und Hans Joachim betrachtete das dort herrschende Chaos. Was es nur immer gab, lag auf der Erde herum: Die Uniform, das Hemd, das Unterzeug, der Säbel und die Mütze, das Waschgeschirr, das er bei dem Zubettgehen heruntergerissen haben mochte, in tausend Scherben, daneben die Wasserflasche und das Wasserglas. Unmittelbar neben der Tür das Nachtgeschirr und der Stiefelknecht, die er beide als Wurfgeschosse gebraucht hatte. Ja, sogar der Nachttisch war umgeworfen und es war ein wahres Wunder, daß nicht auch Scharfenberg auf der Erde lag.

Und als erriete der Bursche seine Gedanken, sagte der plötzlich: „Viermal ist der Herr Leutnant heute

Nacht aus dem Bett gefallen und hat immer geschrien, die Titanic ginge unter. Und wenn ich ihn dann wieder ins Bett gebracht hatte, hat er geflucht, er wolle nicht wieder auf das Schiff, er sei froh, daß er nicht mehr an Bord wäre. Und dann muß er Karussell gefahren sein, er hat sich im Bett immer rundum gedreht, bis er dann wieder draußen lag. Na, mich solls nur wundern, wenn der Herr Leutnant wieder lebendig wird. Aber wenn ich drei Tage Arrest bekomme, weil ich den Herrn Leutnant nicht geweckt habe, verdient habe ich die Strafe nicht, ich wecke ihn in einem fort."

Und wie ein Wilder stürzte er plötzlich auf seinen Leutnant zu, packte den mit seinen kräftigen, muskulösen Armen und rüttelte und schüttelte ihn wie verrückt, bis er dann mit einemmale einen derartigen Fußtritt vor den Leib erhielt, daß er krachend gegen die Wand flog und von da auf die Erde.

„So geht das nun schon seit drei Stunden, Herr Leutnant,“ stöhnte der Bursche, während er wieder aufstand, „ich glaube, mein Leib ist schon ganz blau. Nur ein wahres Glück, daß der Herr Leutnant keine Stiefel anhat, sonst hätte ich schon längst 'nen Bruch bekommen. Mit den nackten Füßen geht es ja noch, aber weh tut es schließlich auch.“

„Dann lassen Sie den Herrn Leutnant doch ruhig schlafen,“ meinte Hans Joachim. „Zum Dienst kann er ja doch nicht gehen. Sie brauchen keine Angst zu haben, ich werde Ihrem Herrn Hauptmann schon er-

zählen, daß Sie nichts unversucht ließen, um Ihren Herrn wach zu bekommen. Ich verbürge mich dafür, daß Sie keine Strafe erhalten."

Der Bursche machte ein ganz glückstrahlendes Gesicht: „Ich danke auch schön, Herr Leutnant, dann kann mein Leutnant meinerwegen bis morgen früh weiterschlafen, dann will ich mit der Weckerei nur aufhören, viel Zweck hat sie ja doch nicht, denn wenn ich noch lange so weiterwecke, bricht sich der Herr Leutnant womöglich an mir noch die Füße."

Gleich darauf machte Hans Joachim sich wieder auf den Weg und wenn er auch länger bei dem Kameraden gewesen war, als er ursprünglich gewollt hatte, so kam er trotzdem noch zur rechten Zeit bei dem Marstall an.

Von den Höchsten Herrschaften war noch niemand zu sehen, wohl aber standen schon die Reitpferde gesattelt da und der Oberstallmeister, ein früherer Rittmeister von den Husaren, musterte gerade nochmals prüfend das Saumzeug der Reitpferde, als Hans Joachim auf ihn zutrat, um ihn zu begrüßen.

„Ich habe für Sie diesen Falben da bestimmt," Meinte der Oberstallmeister, auf ein sehr schönes Tier deutend, „ich kenne Ihre Reitkünste zwar nicht, aber dafür, daß Sie von diesem Gaul nicht herunterfallen, möchte ich mich verpflichten. Der Falbe ist zahm, wie ein abgerichteter Kanarienvogel."

„Ich wäre auch auf einem richtigen Pferd sitzen geblieben," gab Hans Joachim zur Antwort, der vor

der Prinzessin und überhaupt vor dem Hofe gerne etwas mit seinen Reitkünsten brilliert hätte, dann aber fragte er: „Nun sagen Sie mir nur, Herr Oberstallmeister, wer reitet denn eigentlich heute morgen alles?“

„Nur die Höchsten Herrschaften.“

Unwillkürlich machte Hans Joachim ein etwas dummes Gesicht. Die Höchsten Herrschaften waren zwei Personen, und nicht weniger als zwölf Reitpferde wurden von den Reitknechten bereit gehalten.

„Da hat es unsreiner doch einfacher, wenn man mal spazieren reiten will,“ dachte Hans Joachim, „da läßt man sich seinen Gaul satteln, klemmt sich auf das Tier rauf, klemmt sich später wieder runter und jagt den Gaul in den Stall zurück. Vorausgesetzt natürlich, daß man einen hat, einen Stall und einen Gaul.“

Und wie es kam, wußte er selbst nicht, aber zum erstenmal in seinem Leben kam so etwas wie Neid über ihn. Er sah auf die zwölf schönen Pferde, alles edle, vornehme Tiere, entweder englisches Halbblut oder Trakehner. Er sah auch die Reitknechte in ihren zwar einfachen, aber gerade deshalb vornehmen Livreen. Er blickte in die Remisen, deren Türen offen standen, sodaß er die dort aufgestellten Wagen aller Art sehen konnte, und er wurde den Gedanken nicht los: Gut haben es die Fürsten dieser Welt doch und es wäre gar nicht so dumm, wenn man als Fürst auf die Welt gekommen wäre,

oder wenn man wenigstens der Schwiegersohn eines solchen Fürsten würde.

An diesem unsinnigen Gedanken war natürlich nur der Scharfenberg schuld. Unwillkürlich mußte Hans Joachim vor sich hin lachen, als er an dessen gestriges Liebesgeständnis zurückdachte und als er ihn nun plötzlich wieder im Geiste in seinem Bett liegen sah, mehr tot als lebendig, ein würdiger Freier für eine Prinzessin!

Der leise Ruf: „Achtung!“, den der Oberstallmeister den Reitknechten zurief, ließ ihn aufblicken und ebenso wie die anderen eine stramme Haltung einnehmen. Die Höchsten Herrschaften hatten das Schloß verlassen und schritten nun über den Schloßplatz hinweg auf den am linken äußeren Ende des Platzes gelegenen Marstall zu. Voran Seine Hoheit in der Uniform seines Kavallerieregimentes, neben dem Fürsten sein Flügeladjutant, hinter ihm die Prinzessin Rena mit der Hofdame und dem Adjutanten vom Dienst. Der Vortritt fehlte, den gab es erst wieder, als die Höchsten Herrschaften zu Pferde gestiegen waren. Voran ritten zwei Reitknechte, dann kam der Oberstallmeister mit dem Leibknecht Seiner Hoheit, hinter diesem Seine Hoheit mit seinem Adjutanten, dann die Prinzessin Rena mit dem Adjutanten vom Dienst, hinter diesen Hans Joachim mit der Hofdame, Fräulein Ursula, und zum Schluß kamen dann nochmals zwei Reitknechte.

In dieser Ordnung war man fortgeritten und es

schien, daß die auch beibehalten werden sollte, sodaß Hans Joachim, der sich bisher mit Fräulein Ursula über lauter gleichgültige Dinge unterhalten hatte, diese plötzlich fragte: „Aber ich dachte, gnädiges Fräulein, Ihre Hoheit hätte mich zu dem Spazierritt befohlen, weil sie allerlei mit mir besprechen wollte?“

Die Frage klang etwas mißmutig. Er war auf eine freundlichere Begrüßung seitens der Prinzessin gefaßt gewesen. Nicht einmal die Hand hatte sie ihm gegeben, ja, nicht einmal ein, wenn auch noch so flüchtiges Wort an ihn gerichtet, sondern hatte ihm lediglich zugnickt. Gewiß, für eine Prinzessin war das schon viel, aber er hatte trotzdem doch mehr erwartet und sich besonders darauf gefreut, neben der Prinzessin zu reiten. Aber nicht ihn, sondern den Adjutanten vom Dienst hatte sie an ihre Seite befohlen.

„Und wenn die Prinzessin mich nun für heute zu ihrer Stellvertreterin ernannt hätte?“ fragte Fräulein Ursula, „wenn ich nun beauftragt wäre, Ihnen mitzuteilen, was die Prinzessin Ihnen sagen wollte?“ Und dann setzte sie lächelnd hinzu: „Wenn Sie erst am Hofe heimischer geworden sind, werden Sie sehen, daß die Höchsten Herrschaften das wenigste selbst tun. Wie ich gestern Abend für die Prinzessin an Sie schreiben mußte, so muß ich heute mit Ihnen im Namen der Prinzessin sprechen.“

„Sehr schön,“ meinte Hans Joachim, „aber gestatten Sie mir eine Frage: Wie ist denn das nun bei Hofe, wenn die Prinzessin sich einmal verlieben,

verloben und verheiraten sollte? Verliebt sich da die Prinzessin selbst, oder müssen Sie, gnädiges Fräulein, das auch für sie besorgen?"

„Führen Sie nicht so spöttische Reden," schalt Fräulein Ursula von Rengwitz, „wenn man die hörte — es wäre überhaupt besser, wir sprächen mit Rücksicht auf die hinter uns folgenden Reitknechte französisch."

„Kann es nicht auch englisch sein?" bat Hans Joachim. „Da kann ich mit leidlich guten Kenntnissen aufwarten, aber mein Französisch ist gleich Null Komma Null. Da kann ich eigentlich nur noch die Worte: Que je vous aime, das muß ich gestehen."

Aber kaum hatte er das gesagt, da bekam er einen mordsmäßigen Schrecken. Hoffentlich nahm Fräulein Ursula diese Worte nicht ernsthaft. Was hatte er nötig, der gegenüber, wenn auch nur im Scherz, das Wort Liebe in den Mund zu nehmen, und so meinte er denn jetzt: „Pardon, gnädiges Fräulein, wenn ich eben sagte, que je vous aime, daß ich Sie liebe, so wollte ich natürlich sagen — — — — —"

„Daß Sie mich nicht lieben," fiel sie ihm belustigt ins Wort, „ein anderes Geständnis dürfte ich auch gar nicht von Ihnen anhören, denn Sie dürfen nicht vergessen, ich bin heute die Vertreterin der Prinzessin; was Sie mir sagen, sagen Sie der."

„Dann tun Sie mir die einzigste Liebe, gnädiges Fräulein, und berichten Sie Ihrer Hoheit nicht wieder, was ich zuletzt sagte, denn wenn die erfährt, daß ich sie nicht liebe, was übrigens keineswegs den Tatsachen

entspricht, dann würde sie mir ebenso böse sein, als wenn sie hörte, daß ich sie liebe, was übrigens ebenfalls keineswegs den Tatsachen entspricht."

Fräulein Ursula lachte fröhlich auf, dann meinte sie: „Da bin ich ja über Ihre Herzensgefühle der Prinzessin gegenüber sehr genau unterrichtet und wenn die mich vielleicht einmal fragen sollte, wie Sie über sie denken, kann ich darauf die genaueste Auskunft geben. Vorläufig aber begehrt die Prinzessin etwas anderes von Ihnen zu wissen: Haben Sie schon darüber nachgedacht, wie Sie die Frau Oberhofmeisterin stürzen können?“

Nun war es für ihn doch ein Glück, daß er auf einem zahmen vierbeinigen Kanareinvogel saß und nicht auf einem mehr oder weniger temperamentvollen Vollblüter, denn die Frage kam ihm so überraschend, daß er vor Entsetzen beinahe aus dem Sattel gerutscht wäre. Ganz fassungslos starrte er die Hofdame an, die sich im stillen köstlich darüber amüsierte, dann meinte er endlich: „Gnädiges Fräulein, Ihre Hoheit scheinen mich für einen Magier zu halten, der mit geheimnisvollen Kräften ausgestattet ist. Ich kann doch nicht hexen, und ich habe bisher als Vortänzer schon so rasend viel zu tun gehabt, daß ich noch gar nicht zum Nachdenken gekommen bin. Jawohl, gnädiges Fräulein, Sie brauchen gar nicht zu lachen, ich habe wirklich sehr viel zu tun gehabt. Zunächst habe ich meine Schulden bezahlt.“

„War denn das so schwer?“ neckte sie ihn.

Für einen Augenblick wurde er verwirrt. War die Frage wirklich ganz harmlos, oder wußte sie, von wem er das Geld hatte? Aber diese Gedanken verwarf er schnell wieder und gab zur Antwort: „Schulden zu bezahlen ist immer schwer, gnädiges Fräulein, selbst wenn es einem noch so leicht gemacht wird. Allein der Trennungsschmerz! Menschen sieht man manchmal wieder, sogar meistens, das Geld nie. Aber ich habe nicht nur Rechnungen bezahlt, sondern mir sogar ein Bankkonto angelegt. Wenn das mit der Tugend so weitergeht, bin ich in neunundneunzig Jahren eine glänzende Partei. Sie kennen doch auch das hübsche Lustspiel „Goldfische“? Zu denen gehöre ich dann auch.“

„Dann beneide ich schon heute die Braut, die Sie heimführen werden.“

Er biß sich auf die Zunge. Nun sprach sie sogar schon vom Heiraten und gerade dieses Thema wollte er doch in ihrer Gegenwart vermeiden. So rief er denn schnell: „Gnädiges Fräulein, ich bitte Sie! In neunundneunzig Jahren bin ich doch schon — — erlauben Sie mal — neunzig und zwanzig sind hundertundzehn und sieben sind sieben — — nein, das kann man nicht im Kopfe ausrechnen, ich bin außerdem auch zu diskret, um mein Alter zu verraten. Ich weiß nur soviel, in neunundneunzig Jahren bin ich bald zweitausend, da mache ich einer ägyptischen Mumie Konkurrenz und lasse mich mit Pergamentpapier bekleben, damit ich nicht auseinanderfalle. Und um

solchen Mumiengreis beneiden Sie meine zukünftige Braut? Geschmacksache ! Ich nicht !" Und dem Gespräch rasch eine Wendung gebend, fuhr er fort: „Ich bin auch in anderer Weise nicht untätig gewesen. Ich habe mich bereits mit dem Balletmeister des Hoftheaters in Verbindung gesetzt, der wird mir die hübschesten, ich meine natürlich die gewandtesten Ballettmädchen aussuchen und mit denen werde ich unter seiner Oberaufsicht solange Tanzstunde nehmen, bis ich mein Amt als Vortänzer auch ausfüllen kann. Natürlich lasse ich mich von dem auch in alle anderen Pflichten meines neuen Amtes einweihen.“

„Ja, das ist alles sehr gut und sehr schön,“ stimmte sie ihm bei, „aber die Hauptsache ist und bleibt doch, Ihre Exzellenz zu stürzen.“

Er stöhnte schwer auf: „Muß das denn gleich sein, hat's nicht noch Zeit? Bedenken Sie gnädiges Fräulein, selbst Rom ist nicht an einem Tage aufgebaut worden, und es ist leichter, eine Stadt zu bauen und zu befestigen, als eine Oberhofmeisterin zu stürzen. Noch dazu die Gräfin Linkfuß. Die sitzt so fest, ich glaube, der kann man ruhig von ihrem Stuhl die Stuhlbeine absägen, die bleibt trotzdem ruhig sitzen, als wäre nichts geschehen.“ Und dann fragte er plötzlich: „Wenn ich nur wüßte, warum, die Exzellenz so schnell verschwinden soll?“

„Warum fragen Sie?“ erkundigte sich Fräulein Ursula, um dann fortzufahren: „Sie wissen es ja, wenigstens hat die Prinzessin Ihnen gegenüber doch

selbst Andeutungen gemacht und ich bin berechtigt, Ihnen nähere Auskunft zu geben. Der Hof erwartet in der nächsten Zeit den Besuch des Erbherzogs Ludwig. Aber er kommt nicht allein, er bringt einen intimsten Freund mit, den Fürsten von Letzingen, Sie kennen ihn ja auch."

"Natürlich kenne ich den," rief Hans Joachim, „er war ja schon zu wiederholten Malen bei uns im Kasino, wenn er mit dem Erbherzog hier zu Gaste war. Ein bildhübscher, sehr liebenswürdiger Mensch, der außerdem noch den Vorzug hat, unermesslich reich zu sein."

Wie vorhin er selbst, so stöhnte jetzt die Hofdame unwillkürlich schwer auf, daß Hans Joachim sich beeilte, sie zu beruhigen: „Na, weinen Sie nicht, gnädiges Fräulein, ich glaube, der Fürst erwartet wegen seines Reichtums gar kein Mitleid, ich glaube sogar, er ist sehr froh darüber, daß er als armer Teufel nicht allabendlich gezwungen ist, das Nachtsydl für Obdachlose aufzusuchen."

"Gewiß," stimmte sie ihm bei, „aber es wäre trotzdem besser, wenn er nicht solche enorme Reichtümer besäße. Im Vertrauen auf Ihre strengste Verschwiegenheit will ich es Ihnen verraten, der Erbherzog schuldet seinem Freund, dem Fürsten, sehr hohe Summen, die der Erbherzog brauchte, um seine Spielschulden zu bezahlen, denn mit solchen Sachen darf er seinem hohen Vater nicht mehr kommen, nachdem er dem regierenden Herzog zwar nicht sein Ehrenwort,

aber doch das feste Versprechen gegeben hat, niemals wieder eine Karte anzurühren."

„Warum läßt Seine Hoheit sich aber auch so etwas versprechen?“ meinte Hans Joachim. „Es ist die alte Geschichte, die modernen Väter sind heutzutage oft viel leichtsinniger als die Söhne.“

„Bleiben Sie doch ernsthaft,“ bat Fräulein Ursula etwas ärgerlich, „die Sache ist wirklich nicht zum Lachen. Der Erbherzog kann natürlich, solange sein hoher Vater noch lebt, nicht daran denken, dem Fürsten das Geld zurückzuzahlen. Der Fürst erwartet das auch gar nicht und aus Dankbarkeit hat der Erbherzog dem Fürsten versprochen, alles zu tun, was in seinen Kräften steht, damit die Prinzessin Rena den Fürsten heiratet. Verstehen Sie nun?“

„Dunkel,“ gab Hans Joachim zur Antwort. „Allerdings fange ich langsam an, zu begreifen. Die Prinzessin soll den Fürsten heiraten und will anscheinend nicht, obgleich ich absolut nicht weiß, warum sie nicht will. Ob der Fürst ihr ebenbürtig ist, kann ich allerdings nicht beurteilen, denn so genau weiß ich im Gothaer Hofkalender nicht Bescheid.“

„Der Fürst ist wenigstens beinahe ebenbürtig,“ gab die Hofdame zur Antwort, „das wäre an und für sich kein Hinderungsgrund, im allgemeinen hat die Prinzessin an dem Fürsten auch nichts auszusetzen, aber Sie werden begreifen, daß sie unter diesen Umständen nicht daran denkt, ihm das Jawort zu geben. Sie ist zu stolz, sich einem Mann zu vermählen, nur damit

ihr Bruder, der Erbherzog, seine Schulden los wird. Es handelt sich doch um ein abgekartetes Spiel. Der Fürst sagt: Ich streiche die Summe, die du mir schuldest, und der Erbherzog sagt: Ich gebe dir dafür meine Schwester. Daß die Prinzessin über diesen Vorschlag ihres Bruders empört ist, können Sie sich doch wohl denken?"

„Das allerdings," stimmte Hans Joachim aus vollster Überzeugung bei, „nur eins möchte ich noch wissen, was hat die Frau Oberhofmeisterin damit zu tun?"

„Die ist von dem Erbherzog für seine Pläne gewonnen worden," erwiderte Fräulein Ursula, „wenigstens vermuten wir das. Der Erbherzog muß ihr für den Fall, daß sie seine Absicht unterstützt, eine große Belohnung in Aussicht gestellt haben, denn die Gräfin ist nicht reich und hätte nach der Verheiratung der Prinzessin weiter nichts, als die nur sehr bescheidene Pension. Wie dem aber auch immer sein mag, die Oberhofmeisterin, die früher nie etwas davon wissen wollte, ist jetzt Feuer und Flamme dafür, daß die Prinzessin bald verheiratet wird und darum und deshalb: Je eher die Gräfin verschwindet, desto besser."

„Das leuchtet mir nun nachgerade auch ein," meinte Hans Joachim, „denn wenn die Gräfin Seiner Hoheit damit fortwährend in den Ohren liegt, die Prinzessin müsse heiraten, und wenn sie es versteht, sich so hinzustellen, als rate sie lediglich aus Edelmut, dann wird es ihr mit der Zeit gelingen, die Zustimmung Seiner Hoheit zu erhalten. Aber davon ganz

abgesehen, die Prinzessin tut mir aufrichtig leid und wenn ich ihr irgendwie helfen kann — — —“

Wie schon so oft am heutigen Morgen während des Spazierrittes, der die Kavalkade durch den schon mehr als herbstlichen Wald, der sich in der Nähe der Residenz ausdehnte, führte, ließ er seine Blicke auf der Prinzessin ruhen. Ihr Gesicht konnte er nicht sehen. Sie hatte sich auch noch nicht ein einzigesmal umgewandt, wohl, weil sie wußte, worüber ihre Freundin, die Hofdame, sich mit ihm unterhielt. Ihr Gesicht konnte er nicht sehen, dafür umso deutlicher ihre zierliche graziöse Figur, die von dem hellgrauen Reitkleid eng umspannt wurde. Unter dem runden englischen Reithut quoll das dichte, dunkle Haar hervor, dessen Duft für ihn immer etwas Berauschendes hatte, sodaß er sich jetzt wirklich einredete, diesen Duft zu spüren. Er sah, wie sich ihre schlanke Gestalt leicht im Sattel hob und senkte, er hörte ihr fröhliches helles Lachen und er empfand wirkliches aufrichtiges Mitleid mit ihr.

So meinte er denn nach einer ganzen Weile: „Sie haben Recht, gnädiges Fräulein, so oder so muß der Prinzessin geholfen werden. Ich werde meine Gehirn zermartern, um so bald wie irgend möglich herauszubekommen, wie man die Gräfin bewegen kann, ihr Amt niederzulegen. Aber auf Menschen ist kein Verlaß, gnädiges Fräulein, wenigstens nicht auf einen. Zwei Köpfe hecken mehr aus als einer, und darum müssen Sie, gnädiges Fräulein, mir bei diesem Denken

helfen. Wir gründen eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung, jeder zahlt an Kapitalvermögen seinen Verstand ein, oder noch besser, wir lösen die Gesellschaft gleich wieder auf, noch bevor sie ohnehin pleite gemacht hat. Jeder von uns beiden arbeitet für sich. Ich versuche die Oberhofmeisterin zu stürzen und Sie, gnädiges Fräulein, versuchen, dem Fürsten die Idee auszutreiben, sich ernstlich um die Prinzessin zu bewerben."

Fräulein Ursula blickte Hans Joachim mit allen Anzeichen des Erstaunens an: „Wie sollte ich das wohl anfangen?“

„Sehr einfach,“ lautete die Antwort. „Allerdings, vor zwei Minuten hätte ich das selbst noch nicht gewußt, aber mit einemmale durchzuckte mich ein rettender Gedanke. Was ich nun sage, gnädiges Fräulein, meine ich sehr ernsthaft: Wie wäre es, wenn Sie es darauf anlegten, daß der Fürst sich nicht in die Prinzessin, sondern daß er sich in Sie verliebt, gnädiges Fräulein? Daß Ihnen das gelingt, bezweifle ich nicht eine Sekunde, denn wenn eine junge Dame den Vorzug hat, so schön zu sein — —“

Es war ein Blick der ehrlichsten und aufrichtigsten Bewunderung, mit der er sie jetzt musterte. In dem schwarzen Reitkleid kam ihre Figur zur vollsten Geltung, ihre Erscheinung zu Pferde hatte beinahe etwas königliches, sie war wirklich eine vollendete Schönheit.

Fräulein Ursula schwieg eine ganze Weile, als besinne sie sich, was sie auf den Vorschlag ihres Begleiters

erwidern solle, dann sagte sie endlich: „Ich will annehmen, daß Sie Ihre Worte nicht allzu ernsthaft meinten, denn Sie glauben doch wohl selbst nicht, daß ich den Ehrgeiz habe, die Geliebte des Fürsten zu werden.“

„Ganz gewiß nicht,“ stimmte er ihr rasch bei, „und ich hätte überhaupt nicht so gesprochen, wenn ich hätte ahnen können, daß Sie meinen Worten einen solchen Sinn unterlegen würden. Nein, daß Ihr Ehrgeiz dahin gehen sollte, die Geliebte des Fürsten zu werden, habe ich natürlich nicht eine Sekunde gedacht, aber warum sollten Sie nicht den Ehrgeiz haben, seine Frau zu werden? Wer so schön ist wie Sie — —“

Fräulein Ursula machte eine abwehrende Handbewegung, als wolle sie damit andeuten, daß sie dieses Kompliment nun schon oft genug aus seinem Munde gehört habe und er merkte es wohl, daß ein leises, spöttisches Lächeln ihren Mund umspielte. Deutete er das richtig, sollte das etwa heißen: „Du sprichst mir soviel von meiner Schönheit, und doch hat die nicht einmal genügt, dich, einen einfachen Leutnant, dauernd gefangen zu nehmen. Wie sollte ich es da wohl erreichen, einen Fürsten zu gewinnen?“

Ihm wurde etwas unheimlich zumute, das lange Schweigen fing an, ihn zu bedrücken, bis Fräulein Ursula dann endlich meinte: „Was Sie da eben sagten, ist natürlich ein Unsinn und verdiente, als Witz belacht zu werden, nur, daß der Witz nicht gut ist. Wer da kommt, um eine Prinzessin zu heiraten, begnügt sich

nicht mit der Hofdame, vorausgesetzt natürlich, daß die Hofdame sich überhaupt dazu entschließen könnte, ihrer Herrin dieses Opfer zu bringen, und weiter vorausgesetzt, daß der Fürst jemals seine Blicke gnädiglich auf der Hofdame ruhen lassen sollte."

„Das wird ganz auf die Hofdame ankommen, denn wenn die es richtig versteht, ihre schönen Augen zu gebrauchen — —“

„Und auf Männerfang auszugehen,“ unterbrach sie ihn halb ärgerlich, halb belustigt, „nein, Herr Leutnant, dazu gibt sich die Hofdame nicht her, dazu ist sie denn doch zu stolz — — — die ist zwar froh und glücklich, wenn sie geliebt wird, aber sie legt es nicht darauf an, geliebt zu werden.“

Das ging auf ihn, das merkte Hans Joachim sehr genau, aber das durfte er natürlich nicht zugeben, daß er sich irgendwie getroffen fühle, im Gegenteil, er mußte den völlig Unbefangenen und Harmlosen spielen, so sagte er denn jetzt: „Da haben Sie ganz recht, gnädiges Fräulein, aber Sie haben meine Worte viel zu ernst und zu tragisch genommen.“ Und dann fuhr er schnell fort: „Was Sie mir aber auch immer antworteten, mir scheint, daß Sie meinen Vorschlag im stillen doch nicht so ganz in das Bereich der Unmöglichkeit verweisen.“ Und ohne ihre Entgegnung abzuwarten, setzte er hinzu: „Warum sollte der Fürst Sie, gnädiges Fräulein, nicht heiraten und warum sollte er Sie nicht heiraten wollen? Der Fürst kommt niemals in die Lage, einen Thron zu besteigen. Er braucht

nicht zu befürchten, daß seine etwaigen Kinder von der Herrschaft ausgeschlossen werden, na und wenn schon. Ich erinnere Sie an den österreichischen Thronfolger und an manchen anderen Fürsten, der unter seinem Stande geheiratet hat. Das kommt heutzutage doch fortwährend vor."

Ihm fiel plötzlich alles wieder ein, was Scharfenberg ihm gestern erzählt hatte, als der davon sprach, die Prinzessin heiraten zu wollen. Was der an Gründen angeführt hatte, führte er jetzt seinerseits an. Je länger er auf die Hofdame einredete, umsomehr erwärmte er sich für seine Pläne, ohne eigentlich selbst zu wissen, warum. Bis ihm dann plötzlich der Gedanke kam: Wenn es dir gelingt, Scharfenberg an Christiane zu verheiraten und wenn Fräulein von Rengwitz sich in den Fürsten verliebt, dann brauchst du diesen beiden jungen Damen gegenüber kein schlechtes Gewissen mehr zu haben, dann erwarten die es nicht mehr von dir, daß du selbst um sie wirbst und dann — — —

Ja, was dann? Was hatte er dadurch erreicht? Dann war es auch noch nicht anders als jetzt, denn er selbst hatte weder an Christiane, noch an Fräulein Ursula jemals ernstlich gedacht. Verliebten sich die beiden jungen Mädchen, oder noch besser, verlobten sie sich, dann konnte er sich für seine Person schließlich in eine bisher unparteiische Dritte verlieben. Aber dazu war ja später immer noch Zeit und die Götter mochten wissen, wer die Dritte sein würde.

In diesem Augenblick wandte sich die Prinzessin

Rena, als die Pferde eben in Schritt gefallen waren, zum erstenmal am heutigen Vormittag nach der Hofdame und nach ihm um, um beiden freundlich zuzunicken und Hans Joachim wäre in dieser Sekunde um ein Haar beinahe zum zweitenmal aus dem Sattel gefallen, obgleich sein Pferd wirklich ein gezähmter vierbeiniger Kanarienvogel war. Die Prinzessin hatte sich nach ihm umgesehen, gerade jetzt, als er sich fragte: Wer wird die unparteiische Dritte sein?

War der Gruß, den die Prinzessin ihm zunickte, eine Antwort auf seine Frage?

Er fühlte, wie sein Herz unruhig schlug, vor seinen Augen begann es zu flimmern und so wild stürmten plötzlich die Gedanken auf ihn ein, daß er ein ganz verduzttes Gesicht machte und daß Fräulein Ursula ihn jetzt fragte: „Aber was ist Ihnen denn nur, Herr Leutnant?“

Der nahm sich die Mütze vom Kopf und strich sich ein paarmal über die Stirn, dann sagte er: „Ich weiß es selbst nicht, gnädiges Fräulein, ich habe gestern im Kasino den Kameraden eine Bowle gestiftet und die muß auch mir nicht gut bekommen sein. Allerdings habe ich mir den ganzen Vormittag eingeredet, ich wäre total nüchtern, aber eben habe ich eingesehen, das war nur eine Selbsttäuschung. Ganz unter uns gesagt, gnädiges Fräulein, ich bin noch total betrunken.“

Da lachte Fräulein Ursula von Rengwitz hell auf, denn sie wußte, was ihren Begleiter so verduzt gemacht

hatte: Der Gruß der Prinzessin, nachdem er ihr eben zugeredet hatte, einen anderen zu heiraten.

Fräulein Ursula von Rengwitz lachte hell auf, aber Hans Joachim wurde nicht daraus klug, weshalb sie eigentlich lachte und ob ihr das Lachen von Herzen kam. So recht klang es nicht danach.

Und da begriff er erst recht nicht, warum sie denn eigentlich lachte. — —

### III.

Wenn Hans Joachims Hauptmann befürchtet hatte, Hans Joachim würde auch in Zukunft, wenn auch nicht täglich, zu den Spazierritten des Hofes als Begleiter befohlen werden, so irrte er sich. Der erste Spazierritt mit den Höchsten Herrschaften war auch der letzte geblieben und wenn sich der Herr Hauptmann darüber freute, so war Hans Joachim wenigstens nicht sehr betrübt. Er hatte sich den Vormittag ganz anders gedacht, er war gar nicht dazu gekommen, mit der Prinzessin auch nur ein einziges Wort zu sprechen, denn selbst nach Beendigung des Rittes, als man vom Pferde stieg, hatte sie ihm zwar wieder sehr freundlich und wie es ihm schien, mit lachenden, übermütigen Augen zugenickt, aber sie hatte ihn auch da nicht angesprochen und ihm nicht einmal die Hand gereicht.

Und dazu kam, daß er noch immer nicht begriff, warum Fräulein Ursula so lachte, als er ihr erklärte, noch betrunken zu sein. Daß er es in Wirklichkeit nicht war, mußte sie ihm doch angemerkt haben und daß

sie erraten haben sollte, worauf sich seine Äußerung bezog, war doch ganz ausgeschlossen. Da stimmte nach seiner Meinung irgend etwas nicht. So war er auch froh gewesen, als der Ritt zu Ende war. Der hatte ihm nicht nur eine Enttäuschung nach der anderen gebracht, sondern ihn sogar aufs neue vor die schwere Aufgabe gestellt, baldmöglichst die Oberhofmeisterin zu stürzen. Als die Prinzessin ihm damals davon sprach, hatte er es nicht allzu ernsthaft genommen, wenigstens geglaubt, die Sache habe noch viel Zeit. Aber nun wußte er ja, daß man die Lösung dieses schwierigen Problems so bald wie möglich von ihm erwartete.

Aber wie das anfangen? Darüber dachte er fortwährend nach, auch jetzt, als er auf dem Kasernenhof stand und Dienst abhielt.

Diesem Dienst lag eine besondere Veranlassung zugrunde.

Die Kompagnie hatte zufällig unter ihren Mannschaften neun Musketiere des Namens Müller, die den Namen Müller eins bis Müller neuen führten. Diese neun Müllers waren dem Herrn Hauptmann ohnehin ein Greuel und ein Dorn im Auge, weil der Hauptmann sich oft mit seiner „Müllerkompagnie“ necken lassen mußte. Und zu diesem allgemeinen Ärger war noch ein besonderer hinzugekommen. Einer dieser Müller war vorgestern auf der Straße dem Herrn Oberst begegnet und hatte vor diesem eine so schlechte Ehrenbezeugung gemacht, daß der Vorgesetzte ihn zu

sich heranrief, um ihn nach seinem Namen zu fragen. Natürlich nicht, um den Mann später öffentlich vor versammeltem Regiment zu beloben, sondern um dem Herrn Hauptmann den Schweinehund zu machen und um ihn zu fragen, wie es möglich sei, daß er auf seiner Kompagnie einen Mann hätte, der nicht einmal ordentlich Front machen könne?

Der Mann hatte auf Befragen, wie er heiße, geantwortet: „Musketier Müller.“ Und da der Herr Oberst nicht daran dachte, daß der Mann, wie sich aus der Säbeltroddel ergab, gerade der siebenten und damit zugleich der Müllerkompagnie angehörte, so hatte sich der Herr Oberst mit der Antwort zufrieden gegeben und dem Herrn Hauptmann lediglich den Musketier Müller zur Bestrafung gemeldet. Als aber der Herr Hauptmann unmittelbar darauf seine neun Müllerburschen um sich versammelte, um sich bei ihnen danach zu erkundigen, wer von ihnen der Himmelhund sei, der dem Herrn Oberst in so unangenehmer Weise aufgefallen wäre und als der Herr Hauptmann im voraus dem Sünder alle irdischen und göttlichen Strafen für sein Vergehen androhte, da wollte es keiner gewesen sein. Und je mehr der Hauptmann donnerte und fluchte, desto weniger meldete sich der Schuldige. Das mußte dem Herrn Oberst mitgeteilt werden und so erschien der denn selbst auf dem Kasernenhof, um den Sünder festzustellen. Es war zwar auf der Straße schon ziemlich dunkel gewesen, aber der Herr Oberst würde trotzdem den Musketier auf den

ersten Blick wiedererkennen, denn das Auge eines Vorgesetzten sieht scharf.

Und der Herr Oberst sah sogar zu scharf, denn als er den Richtigen hatte, da war es der Unrichtige. Der als Täter Bezeichnete vermochte sein Alibi nachzuweisen, er war auf Wache gewesen, konnte also unmöglich auf der Straße gegangen sein.

Angenehm ist es keinem, auf einem Irrtum erlappt zu werden, am allerwenigsten einem hohen Vorgesetzten.

So fluchte der Herr Oberst denn sämtliche schwarzen Wolken vom Himmel herunter, sodaß es plötzlich heller Sonnenschein wurde und dann befahl er dem Herrn Hauptmann, alle neun Müller mit Ausnahme des Müller sechs, der auf Wache gewesen war, zur Strafe zwei Stunden lang nachexerzieren zu lassen, feldmarschmäßig, mit dem vollen Sandsack im Tornister. Die Unschuldigen mußten eben mit dem Schuldigen büßen, wenn sich der Täter nicht vorher freiwillig meldete, oder wenn es den Kameraden nicht noch vorher gelang, es herauszubringen, welcher Müller der Müller sei.

Die Folge war, daß bei dem Nachexerzieren alle acht Müller mit total verprügelten Gesichtern erschienen. Jeder dieser acht hatte den anderen und die anderen beschuldigt, der Gesuchte zu sein. Der Unschuldige hatte das nicht auf sich sitzen lassen und der Schuldige erst recht nicht. So hatten sich die acht Müllers in die Haare gekriegt und sich gegenseitig mit geballten Fäusten

bearbeitet, bis das Blut aus Mund und Nase lief und bis die Gesichter in allen Regenbogenfarben leuchteten.

Der strengste und strammste Unteroffizier der Kompagnie sollte das Nachexerzieren leiten und Hans Joachim war beauftragt, die Oberaufsicht zu führen, damit der Unteroffizier sich nicht etwa hinreißen ließe, die Kerls zu stramm anzufassen oder sich gar an ihnen zu vergreifen.

Das Strafexerzieren begann. Für die Leute war es kein Vergnügen und für Hans Joachim auch nicht. Denn wenn der sich auch nur wenig um den Dienst kümmerte, sondern sich in Gedanken hauptsächlich damit beschäftigte, wie er die Oberhofmeisterin fortbringen könne, hin und wieder warf er doch einen Blick auf die Mannschaften und was er dort sah, veranlaßte ihn endlich, in den Dienst einzugreifen. Das hinderte ihn natürlich daran, ungestört zu denken, sodaß er im voraus wußte, er würde auch heute zu keinem Resultat kommen.

Er hatte sein Denken unterbrechen müssen, um einem Mann den Marsch zu korrigieren und wollte sein Gehirn nun gerade von neuem anstrengen, als er unter den Leuten, die mit sieben Schritt Abstand im langsamen Schritt bei dem Unteroffizier vorbeimarschierten, einen Mann bemerkte, der eine mehr als miserable Haltung hatte.

Es war von vorn gerechnet der vierte Musketier und so rief er denn jetzt diesem zu: „Musketier Müller

vier, tragen Sie das Gewehr besser und drücken Sie auf den Kolben."

Aber der Musketier Müller dachte nicht daran, diesem Befehl nachzukommen.

„Haben Sie taubes Kaninchen mich nicht verstanden?“ rief Hans Joachim noch einmal, „Sie sollen mehr auf den Kolben drücken, Müller vier.“

Aber der Mann drückte immer noch nicht.

Hans Joachim fing an, ungeduldig zu werden: „Musketier Müller vier, ich gebe Ihnen den guten Rat, machen Sie mich nicht wütend, sonst lasse ich Sie sofort wegen Ungehorsams in Arrest abführen, Sie sollen auf den Kolben drücken.“

Aber der Mann drückte immer noch nicht, statt dessen fiel plötzlich am Ende der Kolonne einem Mann das Gewehr von der Schulter und schlug laut auf den Erdboden auf.

Wer als Soldat sein Gewehr fallen läßt, kann nicht nur verschiedenes, sondern sogar alles erleben und so eilte denn der Unteroffizier sofort auf den Sünder los und fragte ihn mit ganz erregter Stimme: „Wie kommen Sie dazu, das Gewehr fallen zu lassen? Ist Ihnen nicht in der Instruktionsstunde gesagt worden, das Gewehr sei gewissermaßen die Braut des Soldaten? Und ebenso wenig wie Sie Ihre wirkliche Braut in den Dreck schmeißen, sondern vorsichtig mit ihr umgehen, damit sie Ihnen nicht untreu wird und Sie weiter mit Speck und Butter versorgt, ebenso wenig

dürfen Sie das Gewehr fallen lassen. Wie sind Sie denn dazu gekommen?"

Der Musketier machte ein ganz erschrockenes Gesicht, dann verteidigte er sich: „Ich bin unschuldig daran, Herr Unteroffizier, der Herr Leutnant hat mir immer zugerufen, ich solle auf den Kolben drücken, immer noch mehr, und da habe ich immer weiter gedrückt, bis das Gewehr plötzlich vornüber kippte. Und da ich die rechte Hand bei dem langsamen Schritt nicht von der rechten Hosennaht fortnehmen darf, ist das Gewehr hingefallen, denn mit der linken Hand allein konnte ich es nicht mehr halten.“

„Aber Sie sind doch nicht Müller vier,“ herrschte Hans Joachim, der inzwischen herangetreten war, den Mann an, „Sie sind doch Müller — — Müller —“

Mit raschem Blick zählte er die vor diesem Müller marschierenden anderen Müller, um dann zu rufen: „Sie sind doch nicht Müller vier, sondern Müller sechs.“

Aber der Mann widersprach: „Ich bin Müller vier, Herr Leutnant, mein Vordermann ist Müller fünf, mein Hintermann Müller sieben und als Erster marschiert Müller drei, als dritter Müller eins und als zweiter Müller vier.“

Und die Konfusion wurde noch größer, als der Unteroffizier die Leute nicht ruhig an sich vorüber marschieren ließ, sondern bald den einen, bald den anderen im Galopp zurückschickte, teils, weil die wirklich gebummelt hatten, teils aber auch, weil die Leute bei

diesem Strafexerzieren den lieben Herrgott im Himmel schon auf Erden kennen lernen sollten.

Dem Unteroffizier war die Aufgabe zugefallen, den lieben Herrgott aus dem Himmel auf Erden darzustellen und wenn der wirkliche Herrgott dereinst so unerbittlich gegen die Fehler der Menschen ist, wie es der Unteroffizier gegen die Fehler der acht Müller war, dann haben die Verstorbenen nichts zu lachen, wenn sie dereinst ihrem Richter gegenübertreten.

Der Unteroffizier zog seine Sünder auf Draht, wie es beim Militär heißt, und die Kerls schwitzten, daß ihnen sämtliche Sünden vergingen. Den Kerls wurde es heiß und Hans Joachim wurde es bei dieser Müllerei abwechselnd heiß und kalt, denn je länger er den Versuch machte, die Leute auseinanderzuhalten, desto dämlicher wurde er im Kopfe. Persönlich kannte er von den neuen Müllers der Kompagnie nur einen, den Müller sechs, der in seinem Zuge stand, und gerade der war, als nicht in Frage kommend, jetzt nicht da. Und die anderen Müllers sahen sich heute auch äußerlich so ähnlich, wie es ihre Namen taten: Alle hatten dicke Augen, geschwollene Lippen, breitgeschlagene Nasen, verprügelte Backenknochen.

„Eine hübsche Familie,“ dachte Hans Joachim, „die Kerls sehen aus, wie die Hunnen. Na, der Herr Hauptmann wird morgen eine riesige Freude haben, wenn er die Gesellschaft sieht.“

Na, aber seinetwegen konnte der Herr Hauptmann morgen auch ruhig eine Freude haben, dafür war er

ja Hauptmann, er selbst war nur Leutnant und mußte sich trotzdem mit den acht Müllers abquälen, bis dann endlich die zwei Stunden herum waren und Hans Joachim seine Leute forttreten lassen konnte. Dann rief er sich den Unteroffizier für einen Augenblick heran, um dem seine Anerkennung auszusprechen, daß er sich zu keinem unüberlegten Wort habe hinreißen lassen.

Aber der Unteroffizier lehnte bescheiden jedes Lob ab: „Der Herr Leutnant sind sehr gütig, aber wenn man von dem Herrn Hauptmann beauftragt ist, den lieben Herrgott auf Erden zu verkörpern und wenn man gewissermaßen als überirdisches Wesen den Dienst abhält, na, Herr Leutnant, dann weiß man doch, was man als Herrgott seiner sozialen und gesellschaftlichen Stellung schuldig ist.“

Und nachdem er seine strammste Kehrtwendung gemacht hatte, ging der Unteroffizier von dannen, um sich in der Kantine von dem Dienst auszuruhen und um sich dort bei einem Schnaps und bei einem Glase Bier aus dem lieben Herrgott wieder in ein menschliches Wesen zu verwandeln.

Hans Joachim blieb noch eine ganze Weile auf dem Kasernenhof stehen, er war sich noch nicht ganz schlüssig, wohin er seine Schritte lenken sollte, als plötzlich Scharfenberg auftauchte. Der war, was er selbst nicht für möglich gehalten hatte, tatsächlich wieder nüchtern geworden.

„Schön, daß ich dich treffe, Hans Joachim,“ redete er den Kameraden an, „ich habe hier einen Lumpenappell

abzuhalten, der nicht ewig und drei Tage dauern wird. Ich mach die Sache kurz und schmerzlos, ich kann nichts dafür, aber ich glaube, ich könnte den Gestank dieser Kommißbüchsen auch dann nicht ertragen, wenn ich ohne Nase geboren wäre und ich habe eine Nase."

„Und was für eine,“ wollte Hans Joachim unwillkürlich sagen, denn Scharfenberg, der sonst sehr gut aussah, war mit einem Riechorgan ausgestattet, das ihn nach den boshafte Bemerkungen der Kameraden jederzeit befähigte, König von Bulgarien zu werden. Aber Hans Joachim schluckte seine Bemerkung hinter und der andere schien auch gar keine Antwort erwartet zu haben, denn er fuhr gleich fort: „Wie gesagt, ich habe eine Nase und die ist empfindlicher als das keuscheste junge Mädchen, dem man mit einem unsittlichen Antrag zu Leibe rückt. Dabei fällt mir die Hauptsache wieder ein, ich wollte dich fragen, ob du Lust hast, heute Abend mit mir in das Residenztheater zu gehen? Natürlich Zivil, strengstes Inkognito. Da tritt ein neues Mädels auf, ich habe eben im Schaufenster ein Bild von ihr gesehen, als Vittorio in Renaissance. Hans Joachim, ich sage dir, wenn die Trikotbeine echt sind und nicht künstlich mit Watte ausgestopft, dann hat die junge Dame ein Paar so tadellose Beine, daß man sie unbedingt näher kennen lernen muß — — — — ich meine natürlich die junge Dame, nicht die Beine!“

Hans Joachim mußte unwillkürlich lachen, dann meinte er: „Ich glaube, in diesem Falle sind die Beine

ganz besonders schwer von der jungen Dame zu trennen. Aber das ist ja deine Sache. Was gibt man denn im Residenztheater?"

„Ein Volksstück mit Rührung und Taschentüchern: Der Müller und sein Kind.“

Hans Joachim hob abwehrend die Hände: „Nein, lieber Freund, da mußt du schon allein gehen, ich habe mich eben gerade genug mit meinen Müllers abgegeben und nun am Abend noch 'nen Müller, der zum Überfluß auch noch ein Kind hat, das geht über meine Kräfte, da gehe ich lieber in das Hoftheater, ich habe dort heute sowieso einen Platz und den möchte ich nicht gern verfallen lassen.“

„Na, denn nicht,“ meinte Scharfenberg, „dann will ich versuchen, einen anderen einzufangen, obgleich du mir, offen gestanden, der liebste Begleiter wärst. Nicht nur, weil ich im Gegensatz zu früher jetzt wirkliche Freundschaft für dich empfinde und den ernsthaften Wunsch habe, wieder gutzumachen, was ich bisher versäumte, sondern auch, weil du mir bei dem Mädels keine Konkurrenz machen würdest.“

„Glaubst du, weil ich äußerlich nicht schön genug bin, oder glaubst du, daß ich plötzlich unter die Philister gegangen bin? Da irrst du dich sehr und für schöne Mädchenbeine werden mein Herz und meine Sinne empfindlich und empfänglich bleiben, solange ich lebe.“

„Von nun an bis in Ewigkeit, Amen!“ setzte Scharfenberg hinzu, dann aber sagte er: „Und trotz alledem, Hans Joachim, würdest du mir meine Kreise nicht

stören. Ob das gerade in den Sternen steht, vermag ich nicht anzugeben, aber gleichviel, dein Schicksal und dein Lebensweg sind besiegelt. Du wirst tugendhafter werden als du es bisher niemals warst. Kurz und gut, dein *Geschick* ist entschieden."

Das klang so geheimnisvoll und so orakelhaft, daß Hans Joachim im Augenblick wirklich nicht wußte, was er sagen sollte, dann aber lachte er hell auf: „Lieber Freund, seit wann bist du denn unter die alten Weiber gegangen? Kauf dir einen großen Sonnenschirm, spann den auf, setze dich drunter, verkaufe auf dem Marktplatz Obst und wenn du einer ganz besonders Dummen ganz besonders viel angeschmiert hast, dann prophezeie ihr zur Belohnung aus der Hand."

Aber Scharfenberg ließ sich nicht beirren: „Was ich weiß, das weiß ich, ich könnte dir sogar die Wahrheit meiner Worte beweisen."

„Dann tu es doch," rief Hans Joachim.

„Ich werd' mich hüten," gab der andere zur Antwort. „Beweise sind nur etwas wert, solange man sie nicht verraten und nicht aus der Hand gegeben hat, schon deshalb, weil sie dann nicht widerlegt und nicht vernichtet werden können."

Hans Joachim hatte dem neugewonnenen Freund voller Aufmerksamkeit zugehört, jetzt bat er: „Du, Scharfenberg, sag mir das noch einmal, aber bitte ganz langsam."

„Aber warum denn nur?" fragte der andere ganz erstaunt. „So welterschütternd ist die Wahrheit doch nicht,

die in meinen Worten liegt und sie ist doch auch nicht neu, schon deshalb nicht, weil heutzutage ebensowenig neue Werte geprägt werden können, wie neue Worte. Es ist alles schon einmal dagewesen, wenn auch vielleicht in anderer Form. Aber was hast du denn nur?" fragte er, sich plötzlich unterbrechend und Hans Joachim halb erstaunt, halb erschrocken ansehend.

Der stand da, wie in der höchsten Ekstase, seine Augen leuchteten, ein beinahe verklärter Ausdruck sprach aus seinen Augen, ein ganz eigentümliches Lächeln umspielte seinen Mund.

„Aber was hast du denn nur?“ fragte Scharfenberg noch einmal.

Hans Joachim machte eine beinahe segnende Handbewegung, dann bat er mit leiser Stimme: „Störe mich nicht, ich fühle es ganz deutlich, daß ich in diesem Augenblick Mutter werde, Mutter eines geistigen Kindes, und du, Scharfenberg, bist der Vater.“

„Wenn es da nur keine Mißgeburt gibt,“ meinte Scharfenberg, „denn bisher ist mir das Vaterwerden glücklicherweise noch nie gelungen.“

„Dafür diesmal umso glänzender,“ frohlockte Hans Joachim, „und du kannst dich dieses Kindes ruhig freuen, denn das kostet nicht einmal Alimente. Aber nun, Scharfenberg, laß mich allein, die geistige Entbindung hat mich doch angegriffen und das Kindchen will gehegt und gepflegt werden, damit es nicht gleich wieder stirbt. Vor allen Dingen muß es zu trinken haben.“

„Kannst du mich auf die Flasche Sekt nicht einladen?“ fragte Scharfenberg.

Aber Hans Joachim wehrte ab: „Heute nicht, wohl aber morgen. Heute muß ich allein sein, habe Dank für deine Geburtshilfe.“

Und ohne sich weiter um den Kameraden zu kümmern, der ihm ganz verdutzt nachschaute, ging Hans Joachim in das Kasino, ließ sich eine Flasche Sekt geben und saß mit dieser und mit einer guten Cigarre ganz allein in einer stillen Ecke und brütete und brütete. Und je länger er brütete, desto mehr verklärte sich sein Gesicht, immer deutlicher glaubte er zu wissen, wie er die Frau Oberhofmeisterin stürzen oder der wenigstens ihre Stellung hier so unbehaglich machen könne, daß sie von selber ging. Gewiß, allzu diplomatisch war der Weg gerade nicht, den er gehen wollte, ja, sogar nicht einmal sehr taktvoll, aber darauf kam es wenigstens für ihn gar nicht an, die Hauptsache war, daß die Gräfin Linkfuß so oder so von der Bildfläche verschwand und daß er das Vertrauen, das sie Prinzessin in ihn setzte, rechtfertigte.

„Ihr Wohl, Prinzessin Rena!“

Er war so in Gedanken gewesen, daß er nun bei dem lauten Klang seiner Stimme erschrocken zusammenfuhr. Nur ein Glück, daß ihn keiner gehört hatte.

Er leerte sein Glas auf einen Zug, dann kamen ihm wieder Scharfenbergs Worte in den Sinn, sein Weg sei ihm vorgeschrieben, sein Schicksal sei besiegelt.

Warum, wieso und weshalb?

Tausend Fragen drängten sich ihm auf, aber auf keine fand er die Antwort, aber das war ja auch schließlich einerlei, denn nicht um ihn handelte es sich, sondern um die Prinzessin und die Oberhofmeisterin. Der wollte er gleich heute Abend etwas sehr energisch auf den Leib rücken, wenn der Hof, was sehr wahrscheinlich war, das Theater besuchte, da es sich um eine, dem Vernehmen nach sehr glänzende Neueinstudierung von ‚Orpheus und Eurydice‘ handelte.

Hans Joachim behielt mit seiner Vermutung Recht. Als er abends kurz vor halb acht Uhr das Theater betrat, herrschte dort jenes undefinierbare, geheimnisvolle und ehrerbietige Flüstern und Rauschen, das stets dem Erscheinen der Höchsten Herrschaften voranging, und mit dem Glockenschlag acht Uhr betrat die Prinzessin, gefolgt von der Oberhofmeisterin und ihrer Hofdame, die linke kleine Hofloge. Die große Hofloge, in der Mitte des ersten Ranges, war von den zahlreichen Kammerherren in ihren bunten Uniformen, von den Adjutanten und einigen anderen hohen Hofchargen besetzt.

Die Prinzessin sah in einer duftigen, hellrosa Toilette wieder einmal bezaubernd aus und ein halblautes Wort der Bewunderung ging von Mund zu Mund, als die Prinzessin mit einer leichten, freundlichen Verbeugung dem Publikum dankte, das sich bei ihrem Erscheinen von den Plätzen erhoben hatte. Dann ließ sie sich auf einen Sessel nieder und gleich darauf begann die Ouvertüre.

Die Presse, die auf diese Vorstellung hingewiesen hatte, behielt mit ihrer Voraussetzung Recht. Die Aufführung war für ein kleines Hoftheater ausgezeichnet und fand allseitigen Beifall, nur einer war absolut nicht befriedigt und machte in der ersten Pause seinem Unwillen Luft. Das war der kleine Leutnant von Bennwitz, von den Kameraden „Der Weise“ genannt, weil er angeblich alles wußte und vor allen Dingen alles viel besser wußte. So meinte er denn jetzt: „Auf Ehrenwort, die Leute hier im Theater haben ja gar keine Ahnung und vor allen Dingen ist dies gar nicht der richtige Orpheus. Gott weiß, wo der Intendant diesen alten Schmöker wieder einmal ausgebuddelt hat. Den wahren Orpheus sah ich im vorigen Jahr auf Urlaub in München, im dortigen Künstlertheater. Pallenberg spielte die Hauptrolle und dann die sechs englischen Tänzerinnen, die Reinhardt nach Deutschland importiert hat. Herrschaften, das war doch noch 'ne Vorstellung und dann das Halloh, als Jupiter mit seinem ganzen Hofstaat vom Olymp auf der Rutschbahn in die Unterwelt hinuntersauste. Da konnte man doch wenigstens lachen, aber hier muß man sich ja einen Zahnstocher mit dem einen Ende auf den Backenknochen aufstützen und das andere Ende durch das obere Augenlid bohren, damit einem die Augen vor Stumpfsinn nicht zufallen.“

Wie schon so oft, wurde er auch diesesmal wieder ausgelacht: „Aber Weiser, rede doch nicht solchen Kohl,“ rief man ihm zu, „du hast in München doch gar nicht

Orpheus und Eurydice gesehen, sondern Orpheus in der Unterwelt. Nun halt schon den Mund und sieh dir lieber die hübschen Mädchen an."

Den Offizieren war im Parkett ein für allemal die erste Reihe reserviert und da sich nun alle erhoben hatten, konnten sie das ganze Theater übersehen. Nur war es der Wunsch Seiner Hoheit, daß in der Zwischenpause kein Blick in die Hofloge gerichtet würde. Der Neugierde des Publikums konnte man das ja nicht verbieten, wohl aber den Offizieren und dieses Verbot galt auch dann, wenn Seine Hoheit, wie heute Abend, nicht selbst im Theater anwesend war.

So taten die Offiziere denn auch, als sei die Prinzessin gar nicht anwesend. Nur einer warf doch zuweilen ganz verstoßen einen heimlichen Blick in die Hofloge, das war Hans Joachim. Die Prinzessin sah zu allerliebste aus, dann aber reizte es ihn auch, immer wieder nach der Oberhofmeisterin hinzusehen und sich im stillen zu sagen: „Wenn die eine Ahnung hätte, was der unter Umständen heute noch bevorsteht!“

„Was meinst du, Hans Joachim, ob der Hof heute Abend in der großen Pause wohl empfangen wird?“ erklang da plötzlich die Stimme eines Kameraden.

Es war Brauch und Sitte, daß die Offiziere sich nach dem zweiten Akt in der großen Pause in das Foyer des ersten Ranges begaben, um dort von dem diensttuenden Kammerherrn zu erfahren, ob der Hof empfinde oder nicht. War das erstere der Fall, dann öffneten sich die Türen zu dem Gesellschaftsraum, der

sich neben der kleinen Hofloge befand und die Höchsten Herrschaften hielten dann Cercle ab. Die Herren und die Damen der Hofgesellschaft defilierten in ungezwungener Reihenfolge bei den Höchsten Herrschaften vorbei und wer ganz besonderes Glück hatte, wurde durch einige huldvolle Worte ausgezeichnet. Daran, daß der Hof etwa heute nicht empfangen könne, hatte Hans Joachim noch gar nicht gedacht, so bekam er bei der Frage des Kameraden einen gewaltigen Schrecken, bis er dann, schon um sich selbst zu beruhigen, zur Antwort gab: „Natürlich wird heute empfangen, warum auch nicht.“

„Ja, warum auch nicht,“ meinte der andere.

Und es war, wie Hans Joachim vermutet hatte. Als die Offiziere sich in der großen Pause nach oben begaben, standen die Türen zu dem Empfangssalon bereits offen und die verheirateten Herrschaften der Hofgesellschaft, die im ersten Rang ihren Platz hatten, waren schon um die Prinzessin versammelt.

Als Hans Joachim sich der Prinzessin mit tiefer Verbeugung näherte, reichte sie ihm die Hand zum Kuß, während sie zugleich einige freundliche Worte an ihn richtete und wieder war es ihm, als bemerke er in ihren Augen ein lustiges Lachen, das aber sofort wieder verschwand, als sie ihn äußerst gnädig entließ, um sich den anderen Herren zuzuwenden.

„So, nun kommt die Oberhofmeisterin an die Reihe,“ dachte Hans Joachim, „nun wollen wir mit der einmal ein Wort reden, aber hoffentlich behält

Scharfenberg nicht Recht, daß unser gemeinsames Kind eine Mißgeburt ist."

Völlig zeremoniell trat er auf die Gräfin Linkfuß zu und bat um die Erlaubnis, sich nach dem Befinden Ihrer Exzellenz erkundigen zu dürfen, aber die mußte ihn bereits mit einiger Ungeduld erwartet haben, denn sie entschuldigte sich mit einigen schnellen Worten bei den anderen Damen, die sie umstanden und die vor der Allgewaltigen in tiefer Demut erstarben, dann trat sie mit Hans Joachim ein paar Schritte zur Seite und verriet durch einen Blick, den sie den übrigen Herrschaften zuwarf, daß sie jetzt nicht gestört zu werden wünsche. Dann meinte sie: „Wirklich ein glücklicher Zufall, Herr Leutnant, daß auch Sie im Theater sind, da kann ich gleich die Bitte an Sie richten, mich doch einmal an einem der nächsten Tage nachmittags zum Tee zu besuchen. Wenn Sie sich vorher telephonisch ansagen, werde ich dafür sorgen, daß wir allein bleiben und ungestört über alles sprechen können, denn Ihnen, Herr Leutnant, der Sie nun ja gewissermaßen mit zum Hofe gehören, kann ich es ja schon heute, natürlich unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit mitteilen: Wir erwarten demnächst den Besuch Seiner Hoheit, des Erbherzogs und den einer anderen Fürstlichkeit.

Hans Joachim war zu wenig Hofmann, um bei der Mitteilung dieser ihm ja schon längst bekannten Neuigkeit ein so erstauntes und verwundertes Gesicht zu machen, wie es ein gewiegter Hofmann sofort fertig gebracht hätte. Der wäre sicher von einer Ekstase in

die andere gefallen, um fortwährend aufs neue zu rufen: „Aber Exzellenz, diese Überraschung — — wie glücklich wird der Hof sein — — welche hohe Auszeichnung steht der Hofgesellschaft bevor — — wie soll ich Ew. Exzellenz nur dafür danken, daß Ew. Exzellenz gerade mir dieses Geheimnis schon heute anvertrauen!“

Aber Hans Joachim, der gar kein Hofmann war, sagte von alledem gar nichts, sondern machte nur eine leichte Verbeugung: „Meiner Diskretion können Ew. Exzellenz natürlich versichert sein.“

Die Frau Oberhofmeisterin war etwas enttäuscht, daß ihre Worte keinen tieferen Eindruck auf Hans Joachim gemacht hatten, aber das verriet sie natürlich nicht, sondern fuhr lediglich fort: „Sie können sich denken, Herr Leutnant, daß der bevorstehende Besuch eine Reihe von Festlichkeiten zur Folge haben wird. Das Hofmarschallamt und ich sind beauftragt, das Programm zu entwerfen und Seiner Hoheit, dem regierenden Herzog, zur Höchsten Genehmigung zu unterbreiten. Selbstverständlich darf auch ein Ball nicht fehlen und über den möchte ich gern das Nähere ausführlich mit Ihnen besprechen, umsomehr, als ich da in gewisser Hinsicht auf Ihre vollste Unterstützung hoffe.“

Es war wohl kein Zufall, daß Exzellenz bei diesen Worten einen Blick zu der Prinzessin hinüber warf und so sagte sich denn Hans Joachim sofort im stillen: „Aha, nun kommen wir zur Sache.“

Natürlich dachte Hans Joachim gar nicht daran,

der Gräfin Linkfuß die erhoffte Unterstützung zuteil werden zu lassen, aber trotzdem sagte er, um die Exzellenz weiter gesprächig zu machen: „Ew. Exzellenz können vollständig auf mich zählen.“

„Das freut mich außerordentlich,“ lautete die Antwort, „denn Ihnen, mein lieber Herr Leutnant, brauche ich es wohl nicht erst zu sagen, daß Sie bei Ihrer Hoheit der Prinzessin Rena, persona gratissima sind. Die Prinzessin hält große Stücke auf Sie, das beweist ja schon Ihre Ernennung zum Vortänzer, trotzdem Sie, mein lieber Herr Leutnant — — — nicht wahr, Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich das ganz offen sag? Aber ich meine, Ihre Hoheit hat Sie zum Vortänzer erwählt, trotzdem Sie doch nicht gerade der beste Tänzer im Regiment sind.“

„Gewiß nicht,“ stimmte Hans Joachim ihr bei, „ich weiß die mir widerfahrene Auszeichnung auch im höchsten Grade zu schätzen, aber wenn Ew. Exzellenz eben sagten, ich hätte die große Ehre, bei der Prinzessin persona gratissima zu sein — — — —“

Er selbst wußte das ja besser, er allein kannte den wahren Grund, weshalb die Wahl auf ihn gefallen war, und gerade deshalb widersprach es seinem Empfinden, daß man ihm nachsagte, sich besonderer Huld zu erfreuen, während das in Wirklichkeit doch keineswegs der Fall war. Sicher sagte die Exzellenz das auch nur, um ihm zu schmeicheln und um ihn sich gefügig zu machen.

Aber Ihre Exzellenz ließ sich nicht beirren: „Was

ich weiß, mein lieber Herr Leutnant, das weiß ich. Ihre Hoheit, die Prinzessin, hat erst kürzlich einmal wieder gesprächsweise geäußert, sie lege auf Ihr Urteil und auf Ihre Meinung großen Wert. In welchem Zusammenhang das geschah, vermag ich im Augenblick nicht anzugeben, aber gleichviel, Ihre Hoheit hat diese Äußerung fallen lassen. Und da ich weiß, wie die Prinzessin über sie denkt, rechne ich mit Bestimmtheit darauf, daß Sie mir zur Seite stehen, wenn es sich bei dem bevorstehenden Fest vielleicht darum handeln sollte, das Lebensglück der Prinzessin zu begründen. Noch deutlicher kann ich mich hier nicht ausdrücken, aber ich denke, Sie werden mich auch so verstehen."

„Gewiß, Exzellenz," beeilte sich Hans Joachim zu erwidern und diesesmal gab er sich wenigstens die Mühe, ein ganz erstauntes Gesicht zu machen, um nicht zu verraten, daß er auch über das eben Gesagte schon längst orientiert war, dann meinte er: „Exzellenz können auch da selbstverständlich auf mich zählen, aber natürlich nur dann, wenn ich mit dem Dienst, den ich Ew. Exzellenz erweise, in erster Linie auch der Prinzessin dienlich bin."

Ihre Exzellenz war im stillen über diese Worte empört. Was fiel dem jungen Leutnant ein, nicht nur ein Amt, sondern sogar eine eigene Meinung zu haben? Ihre Exzellenz war empört, aber trotzdem sagte sie so liebenswürdig wie nur möglich: „Glauben Sie wirklich, mein lieber Herr Leutnant, ich würde Sie um einen Dienst bitten, wenn der Dienst, den Sie mir

erweisen sollen, nicht auch der Prinzessin zugute käme, wenn die Prinzessin selbst das vielleicht auch nicht sofort, sondern erst später in der Ehe einsehen wird. Noch ist die Prinzessin zu jung, zu unerfahren, um so wichtige Dinge ganz selbständig beurteilen und entscheiden zu können. Da ist es zunächst meine Pflicht, auf die Prinzessin einzuwirken. Ich darf wohl von mir sagen, daß ich da ganz selbstlos handle, denn für mich persönlich wäre es viel besser, die Prinzessin bliebe noch auf lange Jahre hinaus ledig. Mit der Verheiratung der Prinzessin verliere ich meine Stellung bei Hofe, denn sicher ist es auch Ihnen bekannt, daß die verstorbene Fürstin mir das Versprechen abnahm, der Prinzessin zur Seite zu stehen, bis sie sich dereinst vermähle."

So, nun war der große Augenblick da, jetzt hatte die Unterhaltung die von Hans Joachim erhoffte und ersehnte Wendung genommen, nun konnte er zum Angriff vorgehen. Er war gewiß kein Feigling, aber trotzdem war ihm jetzt ungefähr zumute, wie dem General von Bredow im Kriege 70/71, als er den Befehl erhielt, mit seiner Kavalleriebrigade die Reihen der Franzosen zu durchbrechen. Wie der General, bevor er seinen Todesritt unternahm, sein Haupt entblößte und ein kurzes Gebet zum Himmel sandte, so nahm auch Hans Joachim jetzt in Gedanken „Helm ab zum Gebet“, dann aber stürzte er genau so tapfer und heldenmütig wie der berühmte Reitergeneral auf den Feind los und sagte mit seiner liebenswürdigsten

Verbeugung: „Gewiß, Exzellenz, dieses Gerücht ist auch mir zu Ohren gekommen.“

Die Frau Oberhofmeisterin konnte sich selbst das Zeugnis ausstellen, in ihrer schwierigen Stellung noch niemals die Ruhe und die Kaltblütigkeit verloren zu haben, sie fühlte sich jederzeit jeder Situation gewachsen, aber trotzdem, in diesem Augenblick mußte sie ihre ganze Energie zusammennehmen, um nicht aus der Rolle zu fallen. So klang denn auch nur ein ganz leises Erstaunen aus ihren Worten hervor, als sie jetzt sagte: „Sie sprachen von einem Gerücht, Herr Leutnant, wie soll ich denn das verstehen? Wollen Sie damit andeuten, daß es hier in der Residenz jemanden gibt, der nicht an die Wahrheit der mir gewordenen und übertragenen Mission glaubt?“

„Allerdings, Exzellenz,“ stimmte Hans Joachim der Frau Oberhofmeisterin zu deren größtem Entsetzen bei, „es gibt tatsächlich Menschen, die so schlecht und so niederträchtig sind, nicht daran zu glauben, daß die verstorbene Fürstin Ew. Exzellenz wirklich die Prinzessin so an das Herz gelegt habe.“

Ihre Exzellenz war vor Wut einem Schlaganfall nahe, trotzdem zwang sie sich zu einem Lachen: „Das ist köstlich. Nicht wahr, mein lieber Herr Leutnant, es geht doch nichts über die Naivität des Volkes und ich sage es ja immer, die muß der großen Menge erhalten bleiben, wie die Religion.“

„Oder auch nicht,“ dachte Hans Joachim, um dann der Oberhofmeisterin mit einer höflichen Verbeugung

zuzuflüstern: „Ich bin vollständig der Ansicht Ew. Exzellenz,“ dann aber sagte er sich im stillen: „So, nun wird es sich entscheiden. Hat die Exzellenz ein gutes Gewissen, dann läßt sie das Thema fallen und geht gar nicht weiter auf das ein, was das Volk redet, oder besser gesagt, was ich aus eigenster Erfindung heraus das Volk in diesem Augenblick habe reden lassen. Hat sie aber kein gutes Gewissen — — —“

Und allzugut mußte es doch nicht sein, denn nach einer kurzen Pause meinte die Exzellenz: „Wer so hoch steht wie ich, braucht sich um das Gerede der unteren Klassen gar nicht zu kümmern, unsereins ist Gott sei Dank über Verdächtigungen und Verleumdungen erhaben. Aber gleichviel, es interessiert mich, oder besser gesagt, es belustigt mich, Näheres zu erfahren. Und da möchte ich Sie fragen, Herr Leutnant, wissen Sie auch, worauf sich diese Ansicht des Volkes stützt?“

„In erster Linie natürlich darauf, Exzellenz, daß Sie keine Beweise dafür haben erbringen können, daß die verstorbene Fürstin Ew. Exzellenz tatsächlich die Prinzessin an das Herz gelegt habe.“

Wieder zwang sich Exzellenz zum lachen: „Als wenn es dafür noch eines Beweises bedurft hätte, ich habe mich damals bereit erklärt, in Gegenwart Seiner Hoheit einen Eid auf die Bibel zu schwören, daß ich die reine Wahrheit sprach. Seine Hoheit hat mir diesen Eid nicht abgenommen, Seine Hoheit glaubte mir auch so.“

Ihre Exzellenz erwartete es nicht anders, als daß

Hans Joachim ihr beistimmte und ein „selbstverständlich, Ew. Exzellenz,“ oder etwas Ähnliches zur Antwort gäbe, statt dessen hüllte er sich in ein eisiges Schweigen und dieses wurde Ihrer Exzellenz umso unheimlicher, als gerade in diesem Augenblick ein frohes, helles Lachen der Prinzessin erfolgte.

„Wenn er nur etwas sagen möchte,“ dachte Ihre Exzellenz, aber Hans Joachim schwieg immer noch und, kam es ihr nur so vor, oder sah er sie wirklich mit ganz eigentümlichen Augen an, als ob er sie fragen wolle: „Glaubst du wirklich selbst an das, was du mir da erzählst?“

Das Schweigen wurde immer unerträglicher. Gewiß, es konnte Ihrer Exzellenz gleichgültig sein, was die anderen dachten und redeten, sie wußte es auch selbst, das klügste war, gar nicht weiter zu fragen, die Sache auf sich beruhen zu lassen, aber wie ein Verbrecher von seinem schlechten Gewissen getrieben immer wieder an die Stätte seines Verbrechens zurückkehrt, so kam sie immer wieder auf das zurück, was Hans Joachim ihr mitgeteilt hatte. Und so fragte sie denn jetzt: „Weiß die große Menge denn nicht, daß ich bereit war, den Eid abzulegen, daß Seine Hoheit mir aber diesen Eid nicht abnahm?“

„Allerdings,“ stimmte Hans Joachim ihr bei, „aber — — —“

Eben war der Exzellenz ein großer Stein vom Herzen gefallen, nun legte sich hr ein zweiter, womöglich noch größerer auf die Brust und trotzdem fragte sie ganz

heiter und ungezwungen: „Also ein Aber gibt es doch noch?“

„Sogar ein sehr ernstes,“ pflichtete Hans Joachim ihr bei, „und ich bitte Ew. Exzellenz mir nicht zu zürnen und mir nicht nachzutragen, wenn ich Ew. Exzellenz mitteile, was das Volk redet: das behauptet — — — wirklich, Ew. Exzellenz, es wird mir schwer, es zu sagen, aber wenn Ew. Exzellenz es denn wissen wollen, — das Volk behauptet, es solle ein schriftlicher Beweis dafür vorhanden sein, daß die verstorbene Herzogin als Nachfolgerin Ew. Exzellenz eine andere Dame bestimmt hatte.“

„So, wenn sie nun nicht umfällt, dann fällt sie nie,“ dachte Hans Joachim und ihm selbst war etwa so zumute, wie einem Scharfrichter, der soeben einen Menschen in das bessere Jenseits befördert hat und dem unmittelbar nach der Hinrichtung zugerufen wird: „Mann, Sie haben ja einen Unschuldigen geköpft.“

War Exzellenz schuldig? Oder hatte er ihr bitter Unrecht getan, als er ihr alles, was er sich selbst ausgedacht und erfunden hatte, als die Ansicht und als das Urteil des Volkes mitteilte? Hatte er wirklich den richtigen Weg eingeschlagen, um über kurz oder lang den Sturz der Exzellenz herbeizuführen?

Er fühlte sein Herz vor innerer Erregung laut schlagen, trotzdem aber sah er Exzellenz völlig ruhig und unbefangen an, ja, er zwang sich sogar zu einem Ausdruck ehrlichster Anteilnahme, als sei auch er dar-

über empört, daß man es wage, sie in dieser Weise zu verdächtigen.

Aber die Exzellenz ließ sich durch diesen Blick nicht täuschen, im Gegenteil, er offenbarte ihr die Wahrheit, und mit einemale wußte sie: Der dir da gegenüber steht, ist dein Feind, entweder aus innerster Überzeugung oder auf Veranlassung der Prinzessin. Er will und soll dich stürzen, du sollst in das Verderben rennen, damit die Prinzessin durch mich nicht dazu getrieben wird, den Fürsten zu heiraten.

Tausend Gedanken schossen ihr blitzschnell durch den Kopf, aber ebenso schnell hatte sie sich wieder in der Gewalt. Wenn Hans Joachim es nicht eben mit eigenen Augen gesehen hätte, dann müßte er es sich eingebildet haben, daß sie für eine Sekunde totenblaß gewesen war. Nun aber war sie wieder Herrin ihrer selbst und mit einem unendlich spöttischen und geringschätzigen Lächeln auf den Lippen fragte sie: „Wenn das Volk“ — — — und sie betonte das Wort „Volk“ unendlich niederträchtig und mit einem nicht mißzuverstehenden Seitenblick auf Hans Joachim — — „wenn das Volk wirklich glaubt, daß solche Beweise existieren, oder wenn solche Beweise gegen mich vorhanden sind, warum zeigt man sie mir nicht, oder noch richtiger, warum zeigt man sie nicht Seiner Hoheit, dem regierenden Herzog?“

Nicht umsonst hatte Hans Joachim sich die Weisheit, die heute Nachmittag dem Munde seines Kameraden entronnen war, nochmals wiederholen lassen.

Er hatte sich die scharf eingepägt und so antwortete er denn jetzt: „Es gibr viele Leute, die da behaupten, Beweise seien nur etwas wert, solange man sie nicht verraten und nicht aus den Händen gegeben hat, schon, damit dieselben nicht widerlegt und nicht vernichtet werden können.“

Das war zuviel und zum erstenmal, seitdem sie ihre Stellung bekleidete, wünschte sie sich heute, keine Oberhofmeisterin zu sein, um ihrem Herzen ganz gehörig Luft machen zu können. Das war zuviel. Traute man ihr zu, sie würde etwaige Beweise, die gegen sie sprächen, beiseite bringen, oder wenigstens den Versuch machen, sie zu vernichten? Ihre Exzellenz wußte ganz genau, daß sie einer solchen Handlung fähig war und gerade deshalb empörte sie sich darüber, daß man ihr eine solche Schlechtigkeit zutraute. Ihre Exzellenz war wirklich zu erregt, um in Ruhe darüber nachdenken zu können, ob Hans Joachims Worte wirklich mehr als eine leere Drohung waren. Vielleicht behauptete man nur, Beweise zu haben, während dies in Wirklichkeit gar nicht der Fall war, aber gleichviel, die Frau Oberhofmeisterin begrüßte es als ein Geschenk des Himmels, als in diesem Augenblick der diensttuende Kammerherr sich der Prinzessin näherte, um im Namen des Intendanten an Ihre Hoheit die Frage zu richten, ob das Spiel weitergehen dürfe. Der Umbau auf der Bühne sei beendet, wenn Ihre Hoheit also gnädigst gestatten wollten — — — —“

„Aber selbstverständlich, mein lieber Herr Kammer-

herr," rief Prinzessin Rena fröhlich und übermütig, um dann hinzuzusetzen: „Wie heißt es doch in dem Prolog zu „Bajazzo“? „Das Spiel kann beginnen.“ Sie trällerte die Melodie halblaut vor sich hin, während sie gleichzeitig die noch in dem Empfangssalon versammelten Herrschaften mit einem sehr freundlichen Neigen des Kopfes und mit einer verabschiedenden Handbewegung entließ. Die Prinzessin befand sich in der denkbar besten Laune, sie hatte während der langen Pause ausgezeichnet unterhalten, aber sie hatte sich vor allen Dingen mit eigenen Augen fortwährend davon überzeugt, daß ihre Oberhofmeisterin sich unterdessen keineswegs sehr gut unterhalten habe. Was Hans Joachim Ihrer Exzellenz erzählte, wußte sie natürlich nicht, aber sie glaubte wenigstens soviel zu wissen, daß der heute Abend zum Sturmangriff gegen die feste Position der Frau Oberhofmeisterin vorgegangen war. Vielleicht hatte der angefangen, seine Minen zu legen, um diese später zur Explosion zu bringen. Über gleichgültige Dinge, über die wetteraussichten und über die teuren Lebensmittel hatten die beiden jedenfalls nicht zusammen geplaudert, das merkte die Prinzessin Ihrer Exzellenz, als die nun auf ihren Platz zurückkehrte, während gleichzeitig sich Hans Joachim der Prinzessin näherte, um sich von ihr durch eine tiefe Verbeugung zu verabschieden, sofort an.

Auch jetzt reichte sie Hans Joachim die Hand zum Kuß, dann meinte sie: „Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Leutnant, daß Sie unsere liebe Frau Ober-

hofmeisterin so ausgezeichnet unterhalten haben. Ihre Exzellenz hat während der ganzen Pause keine Zeit gefunden, mir auch nur ein einzigesmal einen tadelnden Blick zuzuwerfen und doch hatte ich selbst die Empfindung, für eine Prinzessin heute zuweilen etwas allzu fröhlich und ausgelassen zu sein."

Ihre Exzellenz empfand die Ironie und den gegen ihre ewige Bevormundung geführten Hieb natürlich sofort, trotzdem aber meinte sie mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln: „Warum sollen Ew. Hoheit sich nicht auch einmal ganz frei und ungezwungen bewegen können? Es war mir wirklich nicht möglich, Ew. Hoheit zur Seite zu stehen, ich hatte mit dem Herrn Leutnant wegen der bevorstehenden Hoffeste wichtige Dinge zu besprechen."

„Die es sogar erforderlich machen, daß ich an einem der nächsten Tage bei Ihrer Exzellenz den Tee trinken werde, um die Verhandlungen fortzuführen," setzte Hans Joachim hinzu, und sich dann an die Frau Oberhofmeisterin wendend, fragte er: „Ew. Exzellenz halten die liebenswürdige Einladung doch noch aufrecht?"

Ihre Exzellenz glaubte nicht recht gehört zu haben. Eine solche Unverfrorenheit war denn selbst ihr noch nicht vorgekommen. Nicht nur, daß Hans Joachim von Anfang an erklärte, ihr nur dann helfen zu wollen, wenn das gleichzeitig den Wünschen der Prinzessin entspräche, — er hatte es sogar gewagt, ihr gegenüber unverblümt seine Zweifel darüber zu äußern,

daß sie ihre jetzige Stellung zu Recht bekleide und da wollte er auch noch zu ihr kommen, um den Tee bei ihr zu trinken? Gift hätte sie ihm reichen mögen, aber trotzdem sagte sie mit bestrickender Liebenswürdigkeit: „Ich werde mich jederzeit sehr freuen, Herr Leutnant, Sie bei mir zu sehen.“ — — —

#### IV.

Es war drei Tage später, als Hans Joachim nachmittags vom Dienst zurückkehrend in seiner Wohnung seinen neugewonnenen Freund Scharfenberg vorfand, der ihn anscheinend schon lang erwartet hatte, wenigstens ging das aus dem dichten Tabaksqualm hervor, der in dem Zimmer herrschte und der da bewies, daß der andere während des Wartens mehr als eine Cigarre geraucht haben mußte.

Hans Joachim befand sich auch heute nicht in der besten Stimmung. Er litt seit dem Theaterabend an einem Gefühl des Unbehagens, gegen das kein Kognak gewachsen war. Er wurde die Empfindung nicht los, der Frau Oberhofmeisterin zu energisch auf den Leib gerückt zu sein und sich so oder so ganz verdammt in die Brennesseln gesetzt zu haben. Er lebte fortwährend in der Erwartung, daß man von ihm verlangen würde, er solle die Äußerungen, die er gegen Ihre Exzellenz machte, beweisen, und was dann? — — Sollte er dann einfach erklären: „Relata refero, ich wiederhole nur das, was man sich in der Stadt erzählt“ und

sollte er sich dem aussetzen, daß man ihm dann bewies, von solchen Gerüchten sei gar nicht die Rede, die habe er sich lediglich aus den Fingern gezogen? Dann wurde er gestürzt, dann war es mit seiner Stellung als Vortänzer bei Hofe vorbei. Na, das wäre ja noch schließlich nicht das Schlimmste gewesen, aber dann konnte er der Prinzessin nicht mehr helfend zur Seite stehen. Und anstatt der zu nützen, hatte er ihr durch sein Vorgehen nur geschadet, denn wenn Ihre Exzellenz Seiner Hoheit von der gegen sie erhobenen Anklage Mitteilung machte und gegen sich eine Untersuchung beantragte, die natürlich resultatlos verlief, dann saß sie fester als je im Sattel und schon als Entschädigung für die durch das verleumderische Gerücht erlittene Unbill mußte Seine Hoheit ihr der Öffentlichkeit gegenüber einen deutlichen und sichtbaren Beweis seiner Gnade, seiner Huld und seines Höchsten Vertrauens geben.

Und Hans Joachim hatte die Überzeugung, daß er sich in demselben Augenblick, in dem das geschah, auf der nächsten ersten Viehausstellung als der größte Ochse aller Jahrhunderte ausstellen und prämiieren lassen müsse.

Er hatte sich schauderhaft in die Brennesseln gesetzt. So oder so mußte irgend ein Kladderadatsch erfolgen und daß der nicht kam, trug nicht dazu bei, ihn zu beruhigen. Im Gegenteil, das machte ihn erst recht nervös. Er verstand die Oberhofmeisterin nicht. Hatte die alles, was er ihr sagte, ruhig hin-

genommen, ohne sich beschwerdeführend an Seine Hoheit zu wenden? Hatte der ihr seinen Schutz versagt? Das war unmöglich, denn dann hätte Ihre Exzellenz schon um ihre Entlassung bitten müssen. Oder hatte sie sich noch garnicht bei Seiner Hoheit zur Audienz melden lassen? Und wenn sie das noch nicht tat, warum nicht?

Hans Joachim war von dem vielen nutzlosen Grübeln und Denken ganz wirr im Kopf, so hatte er heute nach Beendigung des Dienstes einen längeren Spaziergang durch die schon winterlich werdende Landschaft gemacht und sich draußen auf freiem Felde den Wind um die Stirn wehen lassen. Er hatte sich einmal ganz gehörig ausgelaufen, das hatte ihn, wenn auch nur vorübergehend ruhiger gestimmt, ja, ihm beinahe seine alte Fröhlichkeit und Sorglosigkeit wiedergegeben.

So begrüßte er denn den Kameraden voller Herzlichkeit. Er freute sich sogar aufrichtig über dessen Kommen, denn im Gespräch mit ihm würde er seine dummen Gedanken noch mehr los werden. Bis er dann plötzlich auf seinem Schreibtisch einen Brief liegen sah mit dem aufgedruckten Vermerk: Die Oberhofmeisterin Ihrer Hoheit, der Prinzessin Rena.

Kladderadatsch, da fiel ihm das Herz beinahe wieder in die Hosen! Nun war das Unglück da. Sicher die offizielle Nachricht, daß Seine Hoheit auf Vortrag der Frau Oberhofmeisterin gnädigst geruht hätten, einen anderen Vortänzer zu ernennen. Das oder

etwas Ähnliches. Aber als er das Schreiben nun öffnete, enthielt es die Mitteilung, daß Ihre Exzellenz sich sehr freuen würde, wenn Herr Leutnant von Kötten-dorf morgen Nachmittag um fünf Uhr den Tee bei ihr trinken wolle, nachdem Ihre Exzellenz den Herrn Leutnant bisher leider vergeblich erwartet habe.

Und das Wort „leider“ war sogar zweimal unterstrichen

„Man kann heutzutage anscheinend nicht nur mit Worten, sondern sogar mit Strichen lügen,“ dachte Hans Joachim, „aber gleichviel, du wirst zum Tee erwartet. Das beweist, daß du noch nicht zur Hinrichtung eingegeben worden bist und vielleicht auch vorläufig noch nicht eingegeben wirst.“ Immerhin, irgend etwas stimmte bei dieser Einladung nicht. Aber wenn man ihn eine Falle stellen sollte, er würde schon auf seiner Hut sein, und die Zeiten, in denen man seine Gäste, die man los sein wollte, durch eine Falltür für immer im Kellergewölbe verschwinden ließ, die Zeiten waren ja glücklicherweise für immer vorüber.

Hans Joachim bat den Kameraden um Entschuldigung, daß er in dessen Gegenwart den Brief gelesen habe, aber der winkte ab: „Nichts zu entschuldigen, Hofdienst geht vor. Übrigens gratuliere ich die nachträglich zu deinem neuen Erfolg. Die ganze Residenz spricht davon, die Gräfin Linkfuß soll dich neulich Abend im Theater ja geradezu auffallend ausgezeichnet haben, die ältesten Hofchargen beneiden dich.“

„Bitte, bitte, keine Ursache,“ wehrte diesmal Hans

Joachim bescheiden ab, der an sich halten mußte, um nicht hell aufzulachen. Und als Scharfenberg bei seinen Worten ein etwas zweifelndes Gesicht machte, setzte er hinzu: „Es lohnt sich wirklich nicht, darüber zu sprechen, sage du mir lieber, wie hast du dich an dem Abend in dem Residenztheater unterhalten und ist dir die geplante Eroberung gelungen? Du hast dich seitdem noch gar nicht wieder sehen lassen, auch nicht zu den Mahlzeiten im Kasino, hat deine kleine Freundin dich derartig mit Beschlag belegt?“

Scharfenberg schwieg eine ganze Weile, während er sehr tiefsinnig den Wolken seiner Zigarre nachsah, dann meinte er endlich: „Es gibt Weiber, die sind weiß Gott zu dumm.“

„Was man von unseren Rekruten auch zuweilen behaupten kann,“ stimmte Hans Joachim ihm bei, „aber in gewissen Fällen ist bei den Mädels die Dummheit 'ne gute Gabe Gottes.“

„Ganz gewiß,“ meinte Scharfenberg, „aber trotzdem, die Ilona ist zu dumm. Sie heißt nämlich Ilona, wenigstens auf dem Theaterzettel, in Wirklichkeit wird sie wohl auf den Namen Katinka getauft sein. Na wenn schon ! Ich gebe es mit ihr auf und nun frage ich dich ganz ernsthaft, Hans Joachim, kannst du dir so was von Dummheit denken — — — — — sie will nicht!“

Wieder mußte Hans Joachim an sich halten, um nicht hell aufzulachen, dann meinte er mit gutgespieltem Erstaunen: „Das ist wohl nicht möglich?“

„Doch,“ meinte Scharfenberg, „es ist sogar Tatsache. Drei Tage habe ich mit Menschen- und mit Engelszungen auf die Jungfrau eingeredet, das heißt, was man so Jungfrau nennt. Auch Ilona-Katinka hat bereits ihre Liebesaffären hinter sich, das hatte ich sofort heraus, denn wenn man ein Mädel fragt: ‚Wirst du mich jemals lieben können?‘ dann sagt sie nicht ja und nicht nein, sondern sie zählt zuerst die Namen aller Verehrer auf, von denen sie bereits geliebt worden ist, gewissermaßen, um dem neuen Freier damit anzudeuten, was sie unter Brüdern wert ist. Und immer wieder bewundere ich bei dieser Gelegenheit das Gedächtnis der kleinen Mädchen. Ich hab's der Ilona auch erklärt, wenns mal mit dem Theater spielen nichts mehr ist, dann kann sie ruhig als Gedächtniskünstlerin auftreten.“

Diesesmal lachte Hans Joachim wirklich, dann fragte er: „Und trotzdem will sie nicht? Auf einen mehr oder weniger kommt es doch da auch nicht an.“

„Nicht mal auf ein Dutzend, ich bitte dich, bei der Vergangenheit, aber das Mädel ist ja verrückt. Die hat sich richtiggehend in einen Schauspieler verliebt, den will sie heiraten und da hat sie mir erklärt, sie wolle keusch und rein in die Ehe treten. Hans Joachim, ich bitte dich, keusch und rein, es hätte bloß noch gefehlt, daß sie gesagt hätte: sie wolle als Jungfrau vor den Altar treten! Na, dann habe ich es denn endlich aufgegeben, das Mädel zu gewinnen, aber leicht ist

es mir nicht geworden, denn die Trikotbeine sind echt, soviel habe ich denn doch wenigstens feststellen können!"

„Na, das ist doch immerhin etwas,“ versuchte Hans Joachim den Kameraden zu trösten, „im übrigen würde ich mir die Sache nicht zu sehr zu Herzen nehmen, es gibt noch genug andere hübsche junge Mädchen auf der Welt, auch hier in der Residenz.“

„Sogar sehr hübsche,“ pflichtete Scharfenberg ihm bei. „Ich bin vorhin sogar einer begegnet. Ich habe sie zunächst allerdings nur von hinten gesehen, aber schon das genügte, um mich in heißer Liebe für sie entflammen zu lassen. Denn eine Figur hatte das Mädchel, angezogen war sie und einen Gang hatte sie, daß sie jedem sofort gefallen mußte. Wie gesagt, ich sah das junge Mädchen zuerst nur von hinten, dann aber wurde natürlich der Wunsch in mir wach, auch ihre Vorderseite zu sehen und als ich das dann tat, rührte mich beinahe der Schlag.“ — — —

„War sie denn so häßlich?“ fragte Hans Joachim.

„Den Teufel auch,“ meinte Scharfenberg, „im Gegenteil, sie war sogar sehr hübsch, aber das nicht allein, ich kannte sie sogar. Ich habe sie von hinten nur nicht gleich erkannt, weil sie ein ganz neues Kostüm und einen ganz neuen Hut trug. Hier kennt man ja nicht nur alle Menschen, sondern sogar alle Kleider, die diese weiblichen Menschen haben und wenn da nun eine in einem ganz neuen Kostüm erscheint — —“ und dann fragte er plötzlich: „Sag mal, Hans Joachim, hast du inzwischen etwas davon gehört, daß die Tante

unseres Kommandeurs mit dem Automobil, das sie umwarf, in das Jenseits abgehupt ist?"

„Wie kommst du denn nur darauf?“ fragte Hans Joachim ganz verwundert.

„Weil Fräulein Christiane so tadellos angezogen ging.“

„Also der bist du begegnet?“

„Na, wem denn sonst?“ fragte Scharfenberg und diese Worte schienen Hans Joachim zu beweisen, daß der Freund wirklich in heißer Liebe entflammt war. Für den schien gar kein anderes weibliches Wesen mehr zu existieren. Und das war sehr gut, vorausgesetzt, daß es so blieb. Ihm fiel jetzt wieder ein, daß er im Kasino dem Kameraden zugeredet hatte, sich um Fräulein Christiane zu bewerben, damit die endlich aufhöre, sich für ihn zu interessieren. Ob der andere sich dessen noch erinnerte, ob der in seiner Trunkenheit überhaupt etwas von dem verstanden hatte, was der ihm sagte? Hatte der sich heute nur zufällig in Fräulein Christiane verguckt, oder war das vielleicht doch unter der nachträglichen Einwirkung seiner guten Ratschläge geschehen? Das hätte er gar zu gerne gewußt, aber noch bevor er danach fragen konnte, sagte Scharfenberg plötzlich: „Was ich dich fragen wollte, Hans Joachim, und das ist eigentlich der Grund meines Kommens — — du wirst dich erinnern, daß ich bei deiner Sektbowle im Kasino nicht ganz nüchtern war.“

„Nicht ganz nüchtern ist gut,“ meinte Hans Joachim belustigt.

„Na, meinetwegen auch total besoffen, das ist ja schließlich ganz dasselbe, das andere hört sich nur besser und gesitteter an. Aber gleichviel, ob so oder so, trotz meiner Trunkenheit muß ich wenigstens vorübergehend einmal einen lichten Moment gehabt haben und da ist mir immer so, als hättest du mir in diesem klaren Augenblick empfohlen, mich um Fräulein Christiane zu bewerben, nachdem ich dir vorher erzählte, ich hätte jede Hoffnung, dereinst die Prinzessin zu gewinnen, tatsächlich aufgegeben. Sag mal, stimmt das, oder stimmt das nicht?“

„Es stimmt.“

Der andere machte ein ganz glückseliges Gesicht: „Siehst du, da bin ich also gar nicht so betrunken gewesen, wie ich es mir hinterher einredete, und je länger ich darüber nachdenke, desto mehr komme ich zu der Erkenntnis, daß ich überhaupt nicht trunken war.“

„Lebe in dieser Erkenntnis nur ruhig weiter,“ meinte Hans Joachim lachend, „eine objektive Wahrheit gibt es bekanntlich gar nicht, wahr ist stets nur das, was wir für wahr halten.“

„Stimmt, aber um von der Philosophie wieder auf die Liebe zu kommen, da muß ich dir gestehen, daß ich fest entschlossen bin, deinen Rat zu befolgen. Vielleicht ist die Ilona-Katinka mit schuld daran, daß ich das Junggesellenleben wieder einmal gründlich satt habe, oder auch nicht. Na, kurz und gut, als ich vorhin Fräulein Christiane, ohne sie zuerst zu erkennen, vor mir auf der Straße gehen sah, da gelobte ich mir:

ist es nichts Anständiges, dann wird sie meine Geliebte, ist sie aber heiratsfähig, dann wird sie meine Frau."

Hans Joachim atmete erleichtert auf: „Gott segne dich für diesen Entschluß und gebe dir die Kraft, dein Gelöbnis zu halten. Solltest du aber doch einmal wieder schwankend werden, dann komme nur zu mir. Im gemeinsamen Gebet und bei einer gemeinsamen Flasche Sekt werde ich dich dann schon wieder auf den richtigen Weg zurückführen und wenn ich dir sonst irgendwie behilflich sein kann — — — —“

„Das mußt du sogar,“ fiel ihm Scharfenberg schnell in das Wort, „auch deshalb habe ich dich aufgesucht, denn vorläufig ist die Liebe zwischen mir und Fräulein Christiane noch sehr einseitig. Ich selbst habe mich zwar schon vorhin auf der Straße im stillen mit ihr verlobt, aber sie selbst weiß noch gar nichts davon.“

„Sie wird es schon noch erfahren,“ meinte Hans Joachim, „erlaube mir aber, wenigstens dir schon heute zu deiner Verlobung meinen herzlichsten Glückwunsch auszusprechen. Möchtest du so glücklich werden, wie du es verdienst, und möchtest du später in deiner Ehe jeden Tag sagen: Wie gut, daß Hans Joachim mich darauf gebracht hat, um meine Christiane zu freien.“

„Gott solls geben,“ stimmte ihm Scharfenberg ganz ernsthaft bei, dann aber meinte er: „Es wird noch ein schönes Stück Arbeit kosten, mir die Liebe meiner Braut zu gewinnen, das habe ich gemerkt, als ich mich vorhin mit ihr unterhielt.“

„Menschenskind, du hast sie doch nicht etwa angesprochen?“ fragte Hans Joachim halb verwundert, halb erschrocken. „Bedenke, hier in der kleinen Residenz — sämtliche Gemüter werden sich darüber aufregen und du bist schuld daran, wenn die hiesigen Damen in den nächsten vierzehn Tagen von einem Kaffeeklatsch zum anderen rennen, um diese Skandalaffäre zu besprechen. Du hast deine zukünftige Frau Gemahlin in den Augen der hiesigen Hofgesellschaft auf das schwerste kompromittiert und jetzt mußt du sie heiraten, ganz einerlei ob du willst oder nicht.“

Scharfenberg machte ein ganz verklärtes Gesicht: „Ich will schon, i c h schon, aber deine Befürchtungen sind grundlos. Natürlich habe ich Fräulein Christiane nicht angesprochen, wenigstens nicht so ohne weiteres. Glücklicherweise trug Fräulein Christiane zwei Pakete in der Hand — — — —“

„Die sie fallen ließ.“

„Aber nur durch meine Schuld. Du mußt nämlich wissen, das ist mein Trick. Ich hatte mal einen Burschen, der war Taschenspieler. In Wirklichkeit aber war der Kerl wohl gelernter Taschendieb und die einzige Schule, die er in seiner Jugend mit Erfolg besucht hat, muß nach meiner gewissenhaften Überzeugung die Diebesschule gewesen sein. Ich kann dir sagen, der zauberte aus meiner Tasche alles in seine Tasche hinein, was er nur haben wollte, selbst wenn er unmittelbar vor mir stand und wenn ich ihm noch so scharf auf die Finger guckte. Na und da hat er es mich gelehrt,

wie man jede Dame dahin bringen kann, daß sie etwas fallen läßt, ohne daß sie es selbst merkt. Es ist dies ungefähr derselbe Trick, den die Taschendiebe anwenden, wenn sie den Damen ein Paket aus der Hand nehmen, ohne daß die Dame eine Ahnung davon hat. Mit der Zeit habe ich es darin zu einer großen Fertigkeit gebracht und ich bin meinem Burschen wirklich zu großem Dank verpflichtet, denn ihm verdanke ich manche Eroberung."

„Das glaube ich dir gern," stimmte Hans Joachim ihm interessiert bei, dann fragte er: „Würdest du nicht bereit sein, mir deinen Trick beizubringen?"

Aber der andere schüttelte den Kopf: „Lieber Freund, das ist *Geschäftsgeheimnis*, wenigstens vorläufig noch. Später, wenn ich nicht nur einseitig, sondern sogar doppelseitig verlobt bin, dann steht er dir gerne zur Verfügung, vorausgesetzt, daß du dann selbst noch für den Verwendung hast, was ich aber nicht glaube, denn ich sagte dir schon neulich: dein Schicksal ist besiegelt."

„Nun hör' schon endlich mit der ewigen Siegelei auf," bat Hans Joachim, „und sage mir lieber, in welcher Weise ich dir bei Fräulein Christiane behilflich sein soll."

„In welcher? In jeder," meinte der andere, um dann nach einer kleinen Pause fortzufahren: „Sieh mal, Hans Joachim, meine Braut ist gewiß ein sehr hübsches und liebenswürdiges Geschöpf, denn sonst hätte ich mich doch nicht schon heute mit ihr ver-

lobt, aber sie hat bei ihren vielen Tugenden auch einen großen Fehler. Entweder spricht sie gar nicht, oder sie spricht nur von dir und das muß sie sich doch entschieden abgewöhnen, denn sonst kann es mir ja später in der Ehe passieren, daß sie eines Tages zu mir sagt: „Komm, gib mir einen Kuß, Hans Joachim.“ Wo ich doch selber mit Vornamen Fritz heiße.“

„Das wäre allerdings peinlich,“ rief Hans Joachim, „aber ganz so schlimm wird es wohl nicht werden und vor allen Dingen bildest du es dir wohl auch ein, daß Fräulein Christiane nur von mir spricht. Verliebte sind in der Hinsicht ja doppelt empfindlich, um nicht zu sagen eifersüchtig.“

Aber Scharfenberg widersprach: „Ich bilde mir gar nichts ein. Nach allem hat sich Fräulein Christiane bei mir erkundigt, wie es dir ginge, ob deine neue Tätigkeit als Vortänzer dir viel Arbeit brächte — sie äußerte ihre Freude darüber, daß du dich bei Hofe solcher Beliebtheit erfreuest, dann aber beklagte sie es, daß du die alten Freunde ganz zu vergessen schienest, du wärest seit einer Ewigkeit nicht in ihrem Elternhaus gewesen, während du dich früher dort sehr oft angesagt hättest. Na, über den letzten Punkt habe ich sie nach Kräften zu trösten versucht und ihr versprochen, daß du das bisher Versäumte so bald wie möglich nachholen würdest und zwar schon morgen Abend. Also, ob du willst oder nicht, Hans Joachim, für morgen Abend sagst du dich bei dem Kommandeur nebst der dazu gehörigen Kommandeuse zum Abend-

essen an, einmal meiner heimlichen Braut wegen, die sich sehr auf dein Kommen freut, dann aber auch meinerwegen, denn je eher du anfängst, bei Fräulein Christiane für mich als Brautwerber aufzutreten, desto dankbarer bin ich dir."

"Na schön, meinerwegen," erwiderte Hans Joachim nach kurzem Besinnen, „obgleich es mir morgen nicht besonders paßt. Zunächst muß ich zum Tee bei der Frau Oberhofmeisterin. Das wäre ja allerdings kein Hinderungsgrund, im Gegenteil, da hätte ich gleich einen Vorwand, mich bei der Exzellenz sobald als möglich zu drücken. — — Aber hol mich der Teufel," rief er plötzlich, „mir ist doch so, als wenn ich morgen Abend sonst noch etwas vorhätte, irgend eine Verabredung. Was war das doch nur? Ach so, ja richtig, nun weiß ich, na die Sache kann ich ja aber auch schließlich auf eine spätere Stunde verschieben."

"Ganz meine Ansicht," pflichtete Scharfenberg ihm bei, um dann plötzlich und unvermittelt zu fragen: „Ist sie hübsch?"

"Sogar sehr," gab Hans Joachim zur Antwort, „ich bewundere übrigens deinen Scharfblick, daß du sofort erraten hast, um was es sich handelt."

"Kunststück," meinte der andere, „wenn einer Scharfenberg heißt, soll er keinen Scharfblick haben. Im übrigen bin ich gern erbötig, bei dem Rendezvous deine Stelle zu vertreten, falls du doch nicht persönlich erscheinen kannst."

„Du bist wirklich sehr liebenswürdig," neckte Hans

Joachim den Kameraden, „und daß deine Freundschaft sogar so weit geht, für mich ein hübsches Mädchen küssen zu wollen, ist geradezu rührend, aber ich möchte dich nicht in Versuchung bringen. Vergiß bitte nicht, du bist jetzt verlobt.“

„Aber deswegen brauche ich meiner zukünftigen Frau doch noch nicht treu zu sein,“ verteidigte Scharfenberg sich, „mit der Treue ist das überhaupt so 'ne Geschichte. Ich las kürzlich mal irgendwo einen Witz, der aber eine große Wahrheit enthielt. Da sagte eine junge Frau zu ihrem Liebhaber: ‚Gewiß, ich habe meinen Mann sehr lieb, aber wenn ich ihm nicht zuweilen untreu bin, dann kann ich ihm nicht treu sein.‘ So ähnlich denke ich auch.“

„Na, warte es nur ab, du wirst es schon noch lernen, über diesen Punkt anders zu denken, wenn du erst verheiratet oder wirklich verlobt bist.“

Scharfenberg faltete die Hände zum Gebet: „Gott gebe, daß der Freudentag bald da ist. Ich habe das Junggesellenleben weiß Gott satt und das sage ich dir, sobald ich verlobt bin, heirate ich auch, vorausgesetzt, daß die Tante bis dahin tot ist.“

„Die wird schon nicht ewig leben.“

Aber Scharfenberg schien über diesen Punkt noch nicht so leicht zu beruhigen zu sein, denn er fragte: „Aber was machen wir nur, wenn die alte Tante wieder auf die Beine kommt? Ich bin ja zwar auch nicht ganz unbemittelt, für die Kautionslangt es sogar doppelt, aber trotzdem, je mehr man hat, desto besser

ist es." Und noch einmal fragte er: „Was dann, wenn die Tante das Automobil überlebt, dann kann sie noch lange auf Erden herumwandern, denn gebrannte Kinder scheuen das Feuer und wer einmal überfahren wurde, geht in Zukunft jedem Automobil in einem großen Bogen aus dem Wege.“

„Und rennt gerade deshalb gegen das erste beste Automobil an,“ widersprach Hans Joachim. „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, aber allzu große Vorsicht ist der Vater der Dummheit. Wer einer Gefahr allzu ängstlich aus dem Wege gehen will, kommt sicher dabei um und so möchte ich mit dir wetten: das Automobil, das die Tante nicht nur halb, sondern ganz zur Strecke bringt, steht in Berlin schon zur Abfahrt bereit.“

„Ach, wäre es doch schon abgefahren,“ rief Scharfenberg mit einem tiefen Seufzer, um dann hinzuzusetzen: „Gewiß, an und für sich habe ich gegen die Dame, die ich gar nicht kenne, nichts einzuwenden. Im Gegenteil, sie ist mir sogar durch ihren Reichtum ungemein sympathisch.“ Und dann bat er: „Du mußt mich nicht falsch verstehen, Hans Joachim, ich bin keineswegs roh und gefühllos, aber was soll die alte Dame noch lange in der beständigen Furcht vor einem zweiten Automobilunfall leben? Da hat sie doch keine frohe Minute mehr und je eher das zweite Automobil sie erwischt, desto besser für die alte Dame, dann hat sie das Sterben hinter sich. Habe ich da nicht Recht?“

„Vollständig,“ stimmte ihm Hans Joachim anscheinend sehr ernsthaft bei.

„Na, das freut mich,“ rief Scharfenberg, „dann brauche ich mir nicht den Vorwurf zu machen, vielleicht doch etwas zu sündhafte Wünsche zu hegen. Nun aber, lieber Freund, wird es Zeit für mich, aufzubrechen. Ich habe mich zu einem Dauerskat verabredet und fürchte, daß ich ohnehin schon zu spät komme.“

Bald darauf war Scharfenberg gegangen und Hans Joachim wieder allein. Auch jetzt war ihm der Gedanke, sich für morgen bei seinem Kommandeur ansagen zu sollen, nicht allzu sympathisch, obgleich er wußte, daß man ihn sehr liebenswürdig aufnehmen würde, vielleicht sogar zu liebenswürdig. Man würde sich seines Wiederkommens freuen wie der Rückkehr des verlorenen Sohnes. Und Fräulein Christiane war unter Umständen sogar imstande, aus seinem Wiederscheinen Schlüsse zu ziehen, die keineswegs berechtigt wären. Es war nun einmal sein Unglück, daß er allen hübschen jungen Damen den Hof machen mußte. Er konnte es gar nicht anders und seine besten Vorsätze gingen zum Teufel, wenn er in ein Paar schöne Augen blickte. Aber es war erst recht sein Unglück, daß die jungen Damen seine Worte immer gleich ernsthaft nahmen und daß sie ihm von Anfang an ein Interesse entgegenbrachten, das er gar nicht erwartete und nach seiner gewissenhaften Überzeugung auch gar nicht verdiente.

Nein, sehr verlockend war der morgige Abend für ihn nicht, aber er hatte es dem Kameraden versprochen, so mußte er auch hingehen.

So schrieb er denn schnell ein paar Worte, um seinen Burschen mit dem Billet fortzuschicken, und wenig später brachte der die Antwort, daß die Herrschaften sich sehr freuen würden, wenn der Herr Leutnant sich morgen Abend endlich wieder einmal sehen ließen.

In dem Billet waren die Worte „endlich einmal wieder“ sogar unterstrichen, von zarter Damenhand, denn die gestrenge Hand des Herrn Oberst pflegte energischere Striche zu machen. Wer hatte den Strich gezogen? Die Tochter oder die Mutter, die ihn fast stets wie ihren eigenen Sohn behandelt hatte, früher als er noch häufig im Hause des Kommandeurs ein- und ausging, bis er es dann für besser hielt, seine Besuche immer mehr und mehr einzustellen, bis er dann schließlich nur noch kam, wenn er offiziell zu einem Kommißpecco eingeladen wurde.

Bis er dann endlich aufhörte, sich in seinen Gedanken mit Fräulein Christiane zu beschäftigen. Erst kam der Tee der Frau Oberhofmeisterin, der war wichtiger.

Voller Spannung sah Hans Joachim dem entgegen und als es dann am nächsten Tag soweit war, hieß Ihre Exzellenz ihn mit der denkbar größten Liebenswürdigkeit willkommen.

„Wenn diese Freundlichkeit echt ist“, dachte Hans

Joachim im stillen, „dann will ich mich auf der Stelle köpfen lassen, obgleich ich dieses Leben schon deshalb dem jenseitigen vorziehe, weil ich nicht weiß, ob im Jenseits das Courmachen und das Küssen erlaubt ist. Vielleicht gibt es dort sogar eine Trennung der Geschlechter und das wäre nichts für mich.“

Und in Wirklichkeit war die Liebenswürdigkeit Ihrer Exzellenz so unecht wie nur möglich. Die war noch falscher, als die Diamantkette, die sie um den Hals trug und die stets den Neid und die Bewunderung der besitzlosen Klasse erregte, weil natürlich jeder in dem Glauben lebte, eine Dame in der Stellung und von dem Rang Ihrer Exzellenz trage nur echten Schmuck. Ihre Exzellenz hatte manche schlaflose Nacht hinter sich, bis sie sich dann endlich zu der Erkenntnis durchdrungen hatte: Du mußt dem Leutnant gegenüber so tun, als hätten dich seine Worte ganz kalt gelassen, als glaubtest du nicht eine Silbe von dem, was er dir erzählte, als wäre das Ganze weiter nichts, als ein böswilliges Gerede mißgünstiger Menschen.

Daß die verstorbene Fürstin nicht daran gedacht hatte, ihr die Prinzessin in der Todesstunde an das Herz zu legen, das wußte sie selbst am allerbesten. Ebenso gut aber glaubte sie zu wissen, daß die verstorbene Fürstin keine schriftliche Aufzeichnung hinterlassen habe, die den Wunsch ausdrücke, eine andere Oberhofmeisterin möge die Erziehung der Prinzessin übernehmen. Existierte ein solcher Beweis tatsächlich, dann hätten ihre Feinde den schon längst zu finden

gewußt und sich nicht damit begnügt, ihr mit diesem Beweis zu drohen. Dann hätten sie den schon längst vorgezeigt, wenn Hans Joachim auch kürzlich erklärte, Beweise, die man aus der Hand gäbe, verlören an Wert, weil sie dann entweder widerlegt oder vernichtet werden könnten.

Natürlich war es ihr erster *Gedanke* gewesen, sich bei Seiner Hoheit bitter über Hans Joachim zu beschweren und den Herzog vor die Alternative zu stellen: „Entweder er oder ich.“ Dann aber hatte sie sich doch wieder eines anderen besonnen. Sie mußte doch immerhin mit der Möglichkeit rechnen, daß man sie fallen ließ, ganz besonders, wenn Prinzessin Rena die Partei des jungen Offiziers ergriff. Und das würde die sicher tun. Gott allein mochte wissen, was die Prinzessin an dem so Besonderes fand, aber Hans Joachim war bei der tatsächlich *persona gratissima*. Exzellenz bemerkte es bei jeder Gelegenheit und sie wußte, es wäre ihre heiligste Pflicht gewesen, die Prinzessin in strengster Weise darauf hinzuweisen, daß sie einen Leutnant nicht in solcher Weise protegieren dürfe, aber die Verlobung mit dem Fürsten stand ja bevor, da wollte sie die Prinzessin nicht durch eine neue Strafrede erzürnen und sie vielleicht noch aufsässiger machen.

Die Prinzessin mußte den Fürsten heiraten, das war für Ihre Exzellenz beschlossene Tatsache, denn der Erbherzog hatte der Frau Oberhofmeisterin gegenüber mit glänzenden Versprechungen nicht gespart,

wenn sie ihm behilflich sein werde, sein Projekt zu unterstützen. Und sie hielt diese glänzenden Versprechungen schwarz auf weiß in Händen. Natürlich würde auch sie diese Beweise niemals aus den Händen geben und vielleicht hatte Hans Joachim doch Recht mit dem, was er in dieser Hinsicht behauptete.

Ob wirklich Beweise gegen sie vorhanden waren? Ihre Exzellenz zitterte bei dem bloßen Gedanken, eines Tages gewissermaßen als Betrügerin und Lügnerin dazustehen, aber dann hatte sie sich doch schnell wieder beruhigt. Drohte ihr tatsächlich eine Gefahr, so konnte sie der nur dadurch entgehen, daß sie ihr tapfer und mutig entgegenging, und vor allen Dingen durfte sie das Vorhandensein dieser Gefahr doch nicht einfach ableugnen, sondern sie mußte zugeben, daß diese, wenn man so etwas behauptete, wohl auch tatsächlich vorhanden sein müsse.

In diesem Sinne unterhielt sie sich denn auch mit Hans Joachim, als sie zusammen denn Tee tranken: „Ich habe noch so viel über das nachgedacht, mein lieber Herr Leutnant, was Sie mir neulich Abend erzählten. Sie können sich denken, daß ich im ersten Augenblick erschrocken war. Wenn ein Mann beleidigt wird, wenn man in seine Worte Zweifel setzt, dann hat er doch immerhin die Möglichkeit, dem Verleumder mit der Waffe in der Hand gegenüberzutreten und Genugtuung zu fordern. Was aber soll eine Dame tun, die keinen Mann und keinen Beschützer hat? Und das Grausamste ist, eine Dame zu verdächtigen,

ohne öffentlich gegen sie Anklage zu führen. Wenn man Beweise gegen mich zu haben glaubt, warum wendet man sich da nicht an Seine Hoheit, den regierenden Herzog? Aber wie dem auch immer ist, ich habe ein vollständig gutes Gewissen, das läßt mich weiter auf meinem schweren, verantwortungsvollen Posten ausharren."

„Aber Angst hast du im stillen doch,“ dachte Hans Joachim, „und wenn du glaubst, daß du durch dieses Gewinsel und Gejammere mein Herz rührst, dann irrst du dich sehr, ich halte treu zu der Prinzessin.“

Von der sprach Ihre Exzellenz sonderbarerweise gar nicht. Auch das schwebende Heiratsprojekt wurde von ihr mit keiner Silbe erwähnt, selbst dann nicht, als man auf den bevorstehenden Hofball zu sprechen kam, der bei dem Besuch der hohen Gäste stattfinden sollte. Ihre Exzellenz legte es nur darauf an, Hans Joachim durch ihre Liebenswürdigkeit zu bezaubern und er tat ihr den Gefallen, sich anscheinend bezaubern zu lassen.

So schieden sie denn als gute Freunde, als Hans Joachim dann endlich aufbrach, um sich nach der Wohnung des Kommandeurs zu begeben. Als er die erreichte, sah er zu seinem Erstaunen, daß er nicht der einzige Gast war. Auf dem Korridor hingen viele Mäntel und Säbel und Mützen und aus den Gesellschaftszimmern, deren Türen geöffnet waren, drang lebhaftes Sprechen und das Lachen fröhlicher Mädchenstimmen.

„Was ist denn heute bei Euch los?“ fragte Hans Joachim den Burschen, der ihm die Tür öffnete. „Hat jemand im Hause Geburtstag? Sagen Sie mir aber bitte die Wahrheit, damit ich mir dann schnell noch ein paar Blumen besorge, ich kann unmöglich als einziger mit leeren Händen erscheinen.“

Aber der Bursche widersprach: „Es ist heute hier niemand im Hause geboren worden, soviel ich weiß, soll nur etwas getanzt werden.“

„Umso besser,“ dachte Hans Joachim, „dann brauche ich keine intime Familienunterhaltung zu führen und vor allen Dingen keine Vorwürfe anzuhören, daß ich mich solange nicht sehen ließ.“

Gleich darauf betrat er den Empfangssalon und wurde nicht nur von dem Kommandeur, sondern auch von der Frau Oberst, einer immer noch hübschen eleganten Fünfzigerin, mit der größten Herzlichkeit begrüßt: „Na, da sind Sie ja endlich einmal wieder, Hans Joachim, nicht wahr, Sie erlauben mir doch, daß ich Sie auch heute noch so nenne? Endlich haben Sie einmal wieder den Weg zu uns gefunden, und nicht wahr, Sie werden in Zukunft nun auch wieder öfter kommen?“

„Aber gewiß, gnädige Frau, mit tausend Freuden,“ gab er zur Antwort, um dann schnell fortzufahren: „Es war wirklich nicht böse Absicht oder böser Wille, wenn ich mich in der letzten Zeit nicht sehen ließ. Ich hatte privatim so viel Ärger und Verdruß.“

„Ja, ja, ich weiß,“ stimmte die Hausfrau ihm bei,

„aber nun ist ja alles glücklich geregelt. Ihre Stellung im Regiment und in der Gesellschaft ist fester als je, wir alle im Hause haben uns herzlich über die Wendung gefreut, die Ihr Leben nahm — wir alle.“

Und es war wohl kein Zufall, daß in diesem Augenblick die Augen der Mutter zu der Tochter hinüberschweiften, die von einer Schar junger Leutnants umgeben war.

„Sie alle hier im Hause sind wirklich von einer rührenden Güte gegen mich,“ wehrte Hans Joachim bescheiden ab, dann bat er um die Erlaubnis, auch Fräulein Christiane begrüßen zu dürfen.

Aber wenn er geglaubt hätte, daß die ihn mit besonderer Herzlichkeit empfangen würde, dann irrte er sich sehr, aber er war darüber nicht allzu traurig. Im Gegenteil, je kühler sie gegen ihn war, umso besser. Trotzdem aber konnte er sich ihr zurückhaltendes Wesen nicht erklären, bis sie ihn dann plötzlich fragte: „Wissen Sie, daß uns die Prinzessin heute Abend die Ehre ihres Besuches erweist und wissen Sie wohl, daß die Prinzessin Ihretwegen kommt?“

Hans Joachim glaubte nicht recht gehört zu haben: „Meinetwegen?“

„Allerdings,“ lautete die Antwort, „aber das Nähere wird Ihnen die Prinzessin wohl am besten selbst erzählen.“

Aus dem Klang ihrer Stimme hörte er heraus, was Christiane bewog, ihn so kühl zu behandeln: sie

war eifersüchtig, eifersüchtig auf die Prinzessin, als ob die sich irgendetwas für ihn interessiere oder er sich für sie.

Das war denn doch wirklich zum Lachen, aber er blieb trotzdem ernst und betrachtete Fräulein Christiane nun voller Verwunderung. Wie war es möglich, daß ein sonst so vernünftiges Mädchen auf einen so verrückten Gedanken kommen konnte? Aber sein Blick der Verwunderung hatte noch einen anderen Grund. Ihm kam es so vor, als hätte Christiane noch nie so hübsch und so verführerisch ausgesehen, wie heute Abend. Hatte sie sich seinetwegen so geschmückt, seinetwegen so viel Wert auf ihre Toilette gelegt? Wollte sie den Kampf mit ihrer vermeintlichen Rivalin, der Prinzessin, aufnehmen und versuchen, diese durch ihre Erscheinung möglichst in den Schatten zu drängen? Auf jeden Fall sah sie in dem duftigen hellblauen Kleid, das so ausgezeichnet zu dem hellblonden Haar paßte, pompös aus. Mit einem raschen Blick umspann er ihre schöne Figur und er begriff plötzlich sehr wohl, daß Scharfenberg sich gestern ernstlich in sie verliebt hatte, als er diese Gestalt vor sich auf der Straße gehen sah.

Heimlich sah er sich nach dem Kameraden um, aber der war nicht geladen, obgleich diese Gesellschaft ganz schnell improvisiert zu sein schien, denn am Mittag war im Kasino noch nicht davon gesprochen worden. Ganz plötzlich mußten die Einladungen erlassen sein. Daß Christiane da nicht an Scharfenberg gedacht hatte, war für diesen kein gutes Zeichen.

„Armer Bräutigam,“ dachte er im stillen. Der arme Kerl tat ihm plötzlich aufrichtig leid und er nahm sich vor, nachher so ernsthaft wie nur irgend möglich dessen Partei zu ergreifen. Dazu bot sich bei Tisch natürlich die beste Gelegenheit und so bat er denn: „Werde ich als alter Freund des Hauses die Ehre haben, Sie, gnädiges Fräulein, zu Tisch führen zu dürfen?“

Nun warf sie ihm doch wieder einen warmen, freundlichen Blick zu. Sicher mußte sie erwartet haben, daß die Prinzessin ihn für sich als Tischherrn erbat, und daß er nun vorher sie engagierte, machte sie wieder froh und glücklich. Gewiß, wenn die Prinzessin nachher seine Gesellschaft wünschte, mußte sie natürlich zurücktreten, aber gleichviel, für den Augenblick war sie ihm dankbar und so willigte sie gerne ein.

„Na also,“ meinte er übermütig, „dann ist der Friede und damit die Freundschaft wohl wieder zwischen uns geschlossen?“

Aber kaum hatte er das gesagt, als er es auch schon wieder bereute. Das war ja sein Unglück, daß er es nicht mit ansehen konnte, wenn ein hübsches junges Mädchen seinetwegen verstimmt war. Dann hatte er nicht eher Ruhe, bis sie wieder froh und lustig war und an die Wahrheit und an die Aufrichtigkeit seiner Worte glaubte. Und er merkte es, auch Fräulein Christiane glaubte, er sei wirklich glücklich, sie wieder versöhnt zu haben, und am liebsten hätte er sich noch jetzt nachträglich die Züge abgebissen.

Nur ein wahres Glück, daß sich in diesem Augenblick der Gesellschaft eine gewisse Aufregung bemächtigte. Der Diener trat in das Zimmer, um zu melden, daß der Wagen der Prinzessin vorgefahren sei, und Christiane verabschiedete sich in freundlicher Weise, um dem hohen Gast entgegen zu eilen.

Bald darauf trat die Prinzessin, gefolgt von ihrer Hofdame, ein, strahlend und übermütig und von einer Herzlichkeit und Natürlichkeit, die jeden bezaubern mußte: „Sie glauben es ja gar nicht, gnädige Frau, wie furchtbar ich mich freue, den heutigen Abend in Ihrem Hause verleben zu dürfen,“ erwiderte sie die Begrüßung der Hausfrau, „hoffentlich sind Sie nicht zu böse, daß ich mich bei Ihnen zu Gast ansagte, und ich nehme an, daß Sie meinerwegen wirklich keine Umstände machten, denn sonst würden Sie mir den ganzen Abend verderben. Guten Tag, mein lieber Herr Oberst,“ begrüßte sie gleich darauf den Hausherrn, um dann lachend fortzufahren: „Na, Sie werden schön böse auf mich sein, daß Sie nun heute keine Ruhe in Ihren vier Wänden haben und sich nicht wie sonst ernsten, wissenschaftlichen Arbeiten widmen können. Übrigens läßt Seine Hoheit, der Herzog, Sie beide herzlichst grüßen und auch seinerseits danken, daß ich heute bei Ihnen sein darf.“

Auch für alle anderen Gäste hatte sie ein freundliches Wort, als sie jetzt von Fräulein Ursula begleitet auf die Reihe der Geladenen zutrat.

Hans Joachim hatte sich so aufgestellt, daß die

Prinzessin ihm als Letzten die Hand zum Kuß geben mußte, er war auch absichtlich etwas beiseite getreten und so konnte ihm die Prinzessin jetzt unbemerkt zuflüstern: „Wissen Sie wohl, daß ich einzig und allein Ihretwegen hier bin?“

„Wenn ich die Wahrheit gestehen soll, dann ja, Hoheit.“

Die Prinzessin machte für einen Augenblick wirklich ein erschrockenes Gesicht, aber gleich darauf lachte sie fröhlich auf: „Und dabei habe ich mir fest eingebildet, ich hätte die Sache so schlaue angefangen, daß Fräulein Christiane gar nicht auf den Gedanken kommen könne, mein Erscheinen hier im Hause hinge irgendwie damit zusammen, daß Sie sich für heute hier angesagt hatten. Ich traf Christiane heute auf der Straße, wir kamen ins Gespräch, sprachen auch über Sie und ich erfuhr, daß Sie heute Abend hier wären. Ich spielte die Erschrockene und sagte: ‚Ach, das tut mir aber leid, denn ich hatte die Absicht, mich heute Abend bei Ihnen zu Gast anzusagen.‘ Ich erklärte auf das bestimmteste, dann lieber ein anderes Mal kommen zu wollen und ließ Fräulein Christiane wenigstens eine halbe Minute auf mich einreden, bis ich dann doch versprach, ebenfalls heute zu erscheinen. Und damit Christiane wirklich nicht glaube, ich sei Ihretwegen gekommen, bat ich, ob wir heute nicht etwas tanzen könnten. Wirklich, Herr von Köttendorf, ich habs so schlaue angefangen und Sie glauben trotzdem, daß Christiane etwas gemerkt hat?“

Hans Joachim brachte es nicht über sein Herz, die auch heute in einem weißen duftigen Kleide entzückend und verführerisch aussehende Prinzessin zu betrüben und so sagte er denn schnell: „Vielleicht habe ich es mir nur eingebildet, daß Fräulein Christiane den wahren Zusammenhang vermutet.“

„Sicher, Herr von Köttendorf, ist das bei Ihnen nur Einbildung,“ stimmte die Prinzessin ihm schnell bei, dann aber rief sie: „Und nun die Hauptsache, Herr Leutnant. Ich brenne ja vor Ungeduld. Ich habe tatsächlich die letzten Nächte vor Aufregung kaum schlafen können. Ursula und ich haben uns das Gehirn zermartert, wo und wie ich Sie sprechen könnte, wir sind sogar dicht daran gewesen, Sie in Ihrer Wohnung zu überfallen, natürlich ganz heimlich, tief verschleiert, bis mir dann der rettende Gedanke kam, mich hier anzusagen, als ich hörte, daß Sie hier seien. Ich betrachte ja auch Fräulein Christiane gewissermaßen als meine Freundin und Ihre Exzellenz, die Frau Oberhofmeisterin, hat Gott sei Dank gegen meinen Verkehr in diesem Hause nichts einzuwenden, ja, sie hält es nicht einmal für nötig, mich hierher zu begleiten. Aber nun die Hauptsache, endlich die Hauptsache: Was haben Sie mit der Gräfin Linkfuß angestellt? Die hat ja eine stinkende Wut auf Sie — — — pardon,“ meinte sie halb lachend, halb verlegen, „als Prinzessin darf ich wohl eigentlich das Wort „stinkend“ nicht gebrauchen?“

„Mir gegenüber schon, Hoheit,“ beruhigte er sie,

„aber im übrigen irren Sie sich mit Ihrer Vermutung. Die Gräfin Exzellenz denkt nicht daran, mich zu hassen, sie liebt mich sogar anscheinend, ich war heute Nachmittag bei ihr zum Tee.“

„Und Sie leben noch?“ fragte die Prinzessin schnell, „Sie sind nicht mit Zyankali vergiftet worden? Das verstehe ich nicht. Dann muß die Exzellenz sich wieder eines anderen besonnen haben, denn als Sie neulich Abend im Theater meine Loge verließen, da hätten Sie nur die Exzellenz sehen sollen. Sie war so erregt, daß es selbst ihr nicht möglich war, sich zu beherrschen, was haben Sie ihr denn nur erzählt?“

„Nichts von Bedeutung,“ meinte Hans Joachim gelassen, „ich erlaubte mir nur zu bezweifeln, daß die verstorbene Frau Herzogin wirklich den Wunsch geäußert habe, Ihre Exzellenz möge die Stellung als Oberhofmeisterin beibehalten, und ich deutete ferner an, daß Beweise dafür vorhanden sein sollten, daß die verstorbene Frau Herzogin nach ihrem Tode eine andere Oberhofmeisterin für Ew. Hoheit gewünscht habe.“

Die Prinzessin sah ihn mit ihren großen schönen Augen halb erschrocken, halb verwundert an, dann meinte sie endlich: „Das haben Sie ihr gesagt? Einen solchen Mut haben Sie besessen? Da bewundere ich Sie wirklich und wenn ich Orden zu vergeben hätte, würde ich Ihnen den Orden I. Klasse für bewiesene Tapferkeit zum Halse heraushängen.“ Die Prinzessin lachte ein klein wenig über den Scherz,

den sie da soeben nach ihrer Ansicht gemacht hatte, dann meinte sie: „Nun verstehe ich natürlich alles,“ um dann plötzlich zu fragen: „Was aber dann, wenn diese Beweise, die gegen die Exzellenz vorhanden sein sollen, nun eines Tages verlangt werden?“

Hans Joachim zuckte die Achseln: „Dann, Ew. Hoheit, ist mein Latein zu Ende und mit meinem Latein ist es ohnehin nie sehr weit hergewesen.“

Die Prinzessin, die sich im Laufe des Gespräches wie zufällig immer mehr und mehr von den anderen Gästen entfernt hatte, sodaß sie nun mit Hans Joachim die Schwelle überschritten hatte, die in ein Neben-zimmer führte, stand einen Augenblick ganz nachdenklich da, dann meinte sie: „Ihr Latein darf noch nicht zu Ende sein, Herr von Köttendorf, im Gegenteil, jetzt muß es erst anfangen. Haben Sie den Stein mir zuliebe schon mal ins Rollen gebracht, dann muß er auch weiter rollen. Fort muß die Exzellenz, denn ich habe Grund zu der Annahme, daß sie auch später, wenn ich einmal verheiratet werde, bei mir bleiben soll. Der Erbherzog scheint ihr ähnliches versprochen zu haben, wenigstens ließ die Exzellenz neulich eine unüberlegte Äußerung fallen, die diesen Verdacht in mir wach werden ließ. Aber dieser Verdacht darf sich nicht bestätigen. Solange ich unmündig bin, muß ich mir ja die Oberhofmeisterin gefallen lassen, die man mir gibt, aber später wähle ich mir die selbst.“ Und dann bat sie plötzlich: „Können Sie nicht noch im

Latein ein paar Nachhilfestunden nehmen, Herr Leutnant?"

Aber Hans Joachim schüttelte den Kopf: „Ich fürchte, Hoheit, das Latein, das wir brauchen, wird hier auf der Schule nicht gelehrt. Eher wäre es schon möglich, daß in der Mathematikstunde die Aufgabe gelöst wird: Woher bekommt man die Beweise, die man nicht hat, die man aber dringend braucht?“

Da flog plötzlich ein glückseliges Lachen über das Gesicht der Prinzessin und vor Vergnügen wie ein Kind in die Hände klatschend rief sie ganz laut: „Ich hab's, ich hab's!“

Unwillkürlich wandten sich Aller Blicke der Prinzessin zu, die nun etwas verlegen wurde, dann meinte sie leise: „Jetzt dürfen wir uns nicht länger mehr unterhalten, Herr von Köttendorf, führen Sie mich bitte unauffällig zu den Übrigen zurück. Ich sage Ihnen nachher, was mir eingefallen ist, nachher bei Tisch, oder bei dem Tanz. Das beste ist, ich ernenne Sie für heute Abend zu meinem Kammerherrn, der mir die Tänzer, die ich wünsche, zuführt. Wollen Sie das bitte Ihren Kameraden mitteilen, damit die mich nicht von selbst engagieren. Wir haben dann Zeit genug, weiter miteinander zu plaudern.“

kaum hatte sich die Prinzessin wieder den übrigen Gästen genähert und diese von neuem in das Gespräch gezogen, als der Hausherr auf die Prinzessin zutrat, um sie zu Tisch zu führen: „Wenn es Ew.

Hoheit recht ist, daß wir einen kleinen Imbiß einnehmen — — — —“

Die Prinzessin hatte ausdrücklich darum gebeten, keine Umstände zu machen, aber trotzdem war es ein zwar nur kleines, aber sehr gutes Souper, das serviert wurde.

Hans Joachim saß mit Fräulein Christiane ziemlich weit von der Prinzessin entfernt und von dem Augenblick an, da er sich an der hübsch geschmückten Tafel niederließ, dachte er nur daran, wie er das Gespräch auf Scharfenberg bringen könne, ohne daß Fräulein Christiane sofort die Absicht merke und dementsprechend verschnupft würde.. Er konnte doch unmöglich zu ihr sagen: „Wissen Sie wohl, gnädiges Fräulein, daß Sie gestern eine kolossale Eroberung mit bevorstehendem Heiratsantrag gemacht haben?“

Da kam ihm Fräulein Christiane selbst zu Hilfe. Die hatte keinen Blick von ihm gewandt, während sich die Prinzessin mit ihm vorhin so lange unterhielt. Sie schalt sich selbst töricht, auf die irgendwie eifersüchtig zu sein, die kam doch für Hans Joachim ebenso wenig in Frage, wie er für sie, aber gleichviel. Je mehr die Prinzessin ihn mit Beschlag belegte, desto weniger Zeit fand er, sich um andere zu kümmern, und sie, Fräulein Christiane, wollte, daß Hans Joachim nun auch in Zukunft wieder häufig zu ihnen kam.

Und um das zu erreichen, gab es nach ihrer Ansicht nur ein Mittel.

So sprach Christiane ihm denn plötzlich nur von

Scharfenberg. Sie erzählte ihm von der gestrigen Begegnung, sie lobte sein Äußeres, seine tadellosen Manieren, seine Kunst, sich leicht und angenehm zu unterhalten und seinen trockenen Humor, der gelegentlich zum Ausbruch kam.

Zuerst hörte Hans Joachim mit einigem Erstaunen zu. Daß Scharfenbergs Aktien so gut standen, hatte er denn doch nicht erwartet, aber plötzlich fing er an zu begreifen. Dadurch, daß Fräulein Christiane den anderen so pries, wollte sie ihn selbst eifersüchtig machen, und diese seine Eifersucht sollte ihn dann veranlassen, endlich ernsthaft als Bewerber aufzutreten.

Das also war es!

„Na wenn schon!“ dachte Hans Joachim. „Wenn du glaubst, daß das irgendwelchen Eindruck auf mich macht! — —“

Bis er sich dann sagte: „Warum sollst du ihr nicht den Gefallen tun, etwas eifersüchtig zu werden? Ihr macht es Spaß und dir tut es nicht weh. Man tut ja so vieles, um eine Braut zu gewinnen, warum soll man da erst recht nicht alles tun, um eine Braut wieder los zu werden, die zwar noch keine ist, aber gerne eine werden möchte.“

Und so fing er denn an, die Rolle des Eifersüchtigen zu spielen. Natürlich in äußerst diskreter Weise, so daß Fräulein Christiane gar nicht auf den Gedanken kommen konnte, seine Eifersucht sei nicht echt. Allzu deutlich durfte er sein Empfinden am ersten Tage nicht gleich hervortreten lassen, sondern erst nach und

nach. Um dieses anzustacheln, würde Fräulein Christiane in Zukunft Scharfenberg bei jeder nur denkbaren Gelegenheit auszeichnen und bei dieser Gelegenheit würde sie sich dann entweder wirklich in Scharfenberg verlieben, oder sie würde derartig mit ihm in das Gerede kommen, daß sie ihn schließlich heiraten mußte, schon, weil sie sich zu sehr mit ihm kompromittiert hatte. Und war sie erst Scharfenbergs Frau, dann würde sie mit dem schon glücklich werden, denn Hans Joachim hatte es längst eingesehen, daß er dem Kameraden früher Unrecht tat, und daß der wirklich ein sehr netter Mensch war.

Erst jetzt mußte es Fräulein Christiane auffallen, wie sonderbar es sei, daß gerade Scharfenberg nicht geladen war, obgleich sie angeblich solch große Stücke auf ihn hielt, und so meinte sie denn plötzlich: „Es tut mir zu leid, daß Herr von Scharfenberg heute Abend nicht kommen konnte, aber mein Vater erzählte mir, er sei heute Ronde-Offizier, da hätte es gar keinen Zweck gehabt, ihn einzuladen und ihm das Herz schwer zu machen.“

„Kannst du aber flunkern,“ dachte Hans Joachim, „du hast deinen Vater gar nicht gefragt und der hat dir erst recht nicht solchen Unsinn geantwortet, denn der Ronde-Offizier muß sich jeden Mittag persönlich auf dem Regimentsbüro melden und da weiß der Herr Oberst ganz genau, daß Scharfenberg heute nicht den Dienst hat.“

Aber er tat natürlich, als ob er ihr glaube und er

war von so bestrickender Liebenswürdigkeit, daß Fräulein Christiane sich immer wieder sagte: „Das alte Mittel, jemanden eifersüchtig zu machen, hilft doch immer wieder. So nett wie er heute ist, war er eigentlich noch nie, er legt es schon jetzt darauf an, den Kameraden bei mir auszustechen, aber so leicht will ich es ihm doch nicht machen.“

Nach einer kleinen Stunde war das Souper beendet und gleich darauf stürmten die aus dem Kasino beordneten Hilfsordonnanzen in das große Speisezimmer, um dieses für den Tanz auszuräumen, und kaum eine Viertelstunde später eröffnete der Hausherr mit der Prinzessin den Tanz.

Dann aber trat Hans Joachim sofort auf die Prinzessin zu, um bei ihr den Dienst als stellvertretender Kammerherr zu übernehmen und um sie zu fragen, wen sie als nächsten Tänzer befehle.

„Natürlich den Vortänzer,“ gab sie zur Antwort, „ich habe mir erzählen lassen, daß Sie es mit Ihrem Amt sehr ernst nehmen und die Tanzstunde sehr fleißig und gewissenhaft besuchen, da muß ich mich doch davon überzeugen, ob Sie schon Fortschritte gemacht haben.“

Und sie hielt mit ihrem Lob und ihrer Anerkennung nicht zurück, als er sie dann wieder zu ihrem Platz führte: „Ich mache Ihnen mein Kompliment, Herr von Köttendorf, Sie haben unendlich viel hinzugelernt, Sie nehmen es heute schon mit jedem Ihrer Kameraden auf. Sie müssen mit viel Lust und Liebe bei

der Sache sein," und ihn neckend ansehend, sagte sie: „Wer ist an Ihrem Eifer schuld, der Balletmeister, der gestrenge Lehrer, oder die Ballettmädchen, mit denen Sie sich eintanzen? Ich habe gehört, es wären die hübschesten Mädchen für Sie ausgesucht worden.“

„Sogar die allerhübschesten," stimmte er ihr übermütig bei.

Da sah ihn die Prinzessin Rena halb ernsthaft, halb scherzend an und mit dem Zeigefinger drohend, rief sie ihm den bekannten Vers aus der Raubritterzeit zu: „Jochem, Jochem, höde di, fangen wi di, dann hangen wi di !“

War es wirklich nur ein Zufall, daß die Prinzessin ihm gerade heute die Worte zurief, oder hatte sie eine Ahnung davon, daß die schönste Tänzerin des Ballets endlich seine Einladung, ihn einmal zu besuchen, angenommen hatte und daß die wohl schon jetzt in seiner Wohnung auf ihn wartete. War auch das hier bekannt geworden?

Auf jeden Fall bekam Hans Joachim einen mordsmäßigen Schrecken, er fühlte sich auf einer Schuld erlappt, aber gerade deshalb suchte er sich nach Möglichkeit rein zu waschen: „Ew. Hoheit tun mir bitter Unrecht. Gewiß, ich bin in meinem Leben niemals ein Tugendbold gewesen und werde vor meinem Tode auch schwerlich einer werden, aber trotzdem, in diesem besonderen Fall werden Ew. Hoheit nicht in die Lage kommen, mich zu fangen und zu hangen.“

„Umso besser für Sie," lachte sie munter, um

dann plötzlich und unvermittelt zu fragen: „Finden Sie nicht auch, daß meine liebe Ursula heute einfach bildschön aussieht?“ Und mit bewundernden Augen folgte sie der Erscheinung ihrer Hofdame, die eben jetzt an ihnen vorübertanzte.

Nun fuhr der Schrecken Hans Joachim abermals in die Glieder. War auch diese Frage eine unbeabsichtigte, oder dachte die Prinzessin doch daran, ihn für die Freundin einzufangen, obgleich sie ihm am ersten Abend erklärt hatte, seine Wahl zum Vortänzer sei nicht Ursulas wegen erfolgt. Auf jeden Fall wollte er auch jetzt die Prinzessin nicht darüber im Zweifel lassen, daß er nicht ernstlich an Fräulein Ursula dachte und so sagte er denn: „Gewiß ist Fräulein von Rengwitz blendend schön und namentlich heute Abend sieht sie süperb aus, aber trotzdem — — — —“

Mitten im Satz hielt er inne, aber die Prinzessin verstand ihn auch so und sagte fast unhörbar vor sich hin: „Arme Ursula“.

Aber Hans Joachim hatte sie doch verstanden und beeilte sich, sich zu verteidigen: „Ew. Hoheit sollten lieber sagen: Armer Hans Joachim.“

Fröhlich auflachend blickte sie zu ihm empor: „Aber warum denn nur? Ich kann es nicht einsehen, daß Sie irgendwie zu bedauern sind.“

„Doch, Hoheit,“ widersprach er. Es lag ihm auf der Zunge zu sagen: „Ich kann doch nicht alle jungen Damen heiraten, die von mir geheiratet sein wollen,“ aber das hätte ja mehr als arrogant geklungen und so

meinte er denn: „ich kann doch nicht alle jungen Damen heiraten, die ich gern heiraten möchte. Und wenn ich angesichts dieser Tatsache kein Mitleid verdiene, dann verdiene ich es nie.“

„Da haben Sie Recht,“ stimmte sie ihm bei und anscheinend ganz ernsthaft, aber doch mit einer Stimme, die den Schalk und den Übermut verriet, sagte sie, wie er es sich gewünscht hatte: „Armer Hans Joachim.“

Es war das erstemal, daß ihn die Prinzessin beim Vornamen nannte, sie tat es ja auch nur, weil er ihr vorhin die Worte vorgesprochen hatte, aber trotzdem berauschte ihn dieses „Hans Joachim“ aus ihrem Munde. Es klang so weich, so zärtlich, denn gerade, weil sie ihn nur necken wollte, hatte sie die Worte besonders warm ausgesprochen.

Und nun sagte sie noch einmal: „Armer Hans Joachim, ich sehe es ein, Sie sind wirklich zu bedauern, warum sind Sie nicht als Sultan auf die Welt gekommen?“

„Vielleicht ist es besser so,“ meinte er, „denn wenn ich der Sultan wäre — — — —“

„Nehmen wir einmal an, Sie wären es nicht nur, sondern bilden Sie sich ein, Sie sinds,“ neckte sie ihn, „was dann?“ — —

„Was dann?“ er wußte es selbst nicht. Aber die Nähe der Prinzessin fing immer mehr an, ihn zu berauschen und zu bezaubern, er sah in ihr nicht mehr die Prinzessin, sondern nur ein bezaubernd liebliches Geschöpf, mit lachenden Augen und einem lachenden

Mund und so sagte er denn jetzt: „Was ich als Sultan täte? Meinen ganzen Harem schickte ich zum Teufel, alle zweitausend Weiber, oder wieviel es sonst nach dem Gesetz sein müssen, um Allahs Wort zu erfüllen, und dann nähme ich mir nur eine Einzige zur Frau und ich würde nicht aufhören, diese zu lieben.“

Mit heißen, flammenden Augen sah er sie an und sie erriet, wer diese Eine sei. Für einen Augenblick wurde sie verwirrt, dann aber erwachte in ihr die Prinzessin und mit kühl verweisender, eine unüberbrückliche Schranke aufrichtender Stimme sagte sie: „Bitte, vergessen Sie nicht, Herr von Köttendorf, zu wem Sie sprechen.“

„Aber vergessen Ew. Hoheit bitte auch nicht, wer zu Ihnen spricht,“ verteidigte er sich. „Nicht der Leutnant von Köttendorf, sondern Seine Majestät, der Sultan von — — na, auf das Land kommt es ja schließlich nicht an. Ew. Hoheit haben mich vorhin selbst zum Sultan ernannt und solange mich Ew. Hoheit nicht wieder entthront haben — — —“

Nun mußte sie doch unwillkürlich wieder über seinen Freimut lachen, dann meinte sie: „Na, meinetwegen können Sie noch einen Augenblick auf Ihrem Thron sitzen bleiben.“ Und voller Absicht und Berechnung fragte sie jetzt: „Aber was dann, wenn die Eine, die Sie als Sultan heiraten wollen, den Antrag Ihrer Majestät dankend ablehnt?“

„Dann werde ich den Korb nicht so ohne weiteres hinnehmen, sondern ich werde des Wortes gedenken.“

Und folgst du nicht willig, dann brauch' ich Gewalt. Ich werde mich auf meinen Halbmond setzen, meine feurigsten arabischen Rosse vorspannen, in sausender Fahrt am Himmelsgewölbe dahineilen und die Geliebte entführen."

„Und Sie glauben wirklich, daß das das richtige Mittel wäre, um sich die Liebe dieser Einzigen zu gewinnen? Rohe Gewalt?"

„In meinem Lande schreckt man vor keinem Gewaltmittel zurück," verteidigte er sich. „Wir sind doch halbe Asiaten, von der Kultur- und Sittengeschichte noch wenig unterrichtet, und im übrigen meine ich, selbst das Weib, das von einem Mann mit Gewalt und gegen ihren Willen entführt ist, wird und muß den Mann doch lieb gewinnen, wenn sie mit der Zeit einsieht, wie lieb der Mann sie hat."

Wieder flammte es in seinen Augen auf und sie konnte es nicht verhindern, daß seine Blicke sie ein klein wenig unruhig machten. So wie er hatte noch nie einer zu ihr gesprochen, so hatte noch nie einer sie angesehen. Angst und Furcht wurden in ihr wach, zugleich aber auch ein ihr bisher unbekanntes süßes Gefühl des Wohlbehagens. Es mußte schön sein, wunderbar schön sein, so geliebt zu werden. Dann aber drängte sich ihr blitzschnell die Frage auf: War es nicht mehr als leichtsinnig, Hans Joachim zum Vortänzer ernannt zu haben? Sie ganz allein wußte ja, warum sie es tat. Das hatte sie nicht einmal ihrer Freundin Ursula anvertraut, obgleich sie sonst vor der kein Ge-

heimnis hatte. Auch der hatte sie nur erzählt, sie brauche angesichts des schwebenden Heiratsprojektes einen absolut treuen und zuverlässigen Freund am Hofe. Die Hauptsache hatte sie ihr nicht gesagt, daß auch sie, bevor sie einmal heirate, ihren kleinen Flirt gehabt haben wolle. Sie wollte, bevor sie als Prinzessin offiziell verheiratet würde, ohne viel danach gefragt zu werden, ob sie ihren späteren Mann auch liebe — vorher wollte auch sie einmal kennen gelernt haben, was Liebe sei. Sie war doch nicht nur Prinzessin, sondern ein junges, lebenslustiges, temperamentvolles Mädchen. Auch sie wollte einmal, natürlich nicht zu ernsthaft, geflirtet haben, wie es all die anderen jungen Damen taten, die nicht das Unglück hatten, als Prinzessin auf die Welt gekommen zu sein und unter der strengen Aufsicht einer Oberhofmeisterin zu stehen. Und zu diesem Spiel, das natürlich nur ein Spiel bleiben sollte, hatte sie sich Hans Joachim auserkoren, weil ihr der von allen jungen Herren der Residenz der sympathischste war und weil sie, ohne es selbst zu wissen warum, das Spiel gerade mit ihm für am ungefährlichsten hielt.

Und es würde auch ungefährlich bleiben, ein Wort von ihr genügte, um alle Illusionen wieder zu zerstören, sie war ja die Prinzessin.

„Habe ich da nicht Recht, Hoheit?“ erklang da abermals Hans Joachims Stimme, als sie immer noch schwieg.

Sie mußte sich erst wieder darauf besinnen, wo

sie war. Traumverloren hatte sie dagestanden und das Singen und Klingen der Geigen, nach deren Tönen die Paare sich im Tanze drehten, hatte noch dazu beigetragen, sie immer weiter in ein Traumland zu führen. Jetzt zwang sie sich mit aller Gewalt in die Wirklichkeit zurück, aber sie mußte sich erst wieder auf seine letzten Worte besinnen, bevor sie ihm antworten konnte: „Ob Sie Recht haben? Das kann ich nicht beurteilen. Die Sitten und Gebräuche Ihres Landes, Herr Sultan, sind mir zu fremd und ich weiß auch nicht, wie Ihre orientalischen Frauen über so etwas denken. Wir abendländischen Frauen sind jedenfalls wesentlich anders geartet und wir lassen uns zu keiner Liebe zwingen, nicht einmal durch die Liebe des Mannes, sondern wir folgen lediglich dem Zuge unsres Herzens. Und nun, Herr Sultan, wollen wir das Thema fallen lassen. Steigen Sie wieder herunter von Ihrem Thron,“ und absichtlich gewaltsam jede Erinnerung an das eben beendete Gespräch zerstörend, bat sie, ganz wieder die Hoheit: „Wollen Sie so liebenswürdig sein, Herr von Köttendorf, und Herrn Leutnant von Kammler zum Tanz zu mir befehlen?“

Hans Joachim beeilte sich, den Wunsch der Prinzessin zu erfüllen und als sie dann wieder auf ihren Platz zurückkehrte und als er dann wieder neben ihrem Sessel stand, hatte sie anscheinend das Gespräch von vorhin vollständig vergessen. Fröhlich und unbefangen wie immer unterhielt sie sich mit

ihm, um ihm dann endlich halblaut zuzuflüstern: „Ich habe es mir überlegt, Herr von Köttendorf, es ist doch besser, wenn wir hier nicht mehr über unsere Hauptangelegenheit sprechen. Ich sagte Ihnen zwar vor dem Souper, ich glaubte zu wissen, wie Ihr Latein weiter gehen könne, aber hier sind zu viele Lauscher. Über orientalische Märchen kann man sich ja schließlich in jedem Ballsaal unterhalten, aber sobald ein Name genannt wird, spitzen alle die Ohren. Ich will nachdenken, wo und wie ich Sie einmal unter vier Augen sprechen oder wie ich Ihnen sonst mitteilen kann, wie ich mir die Fortsetzung Ihrer Intrige denke. Auf jeden Fall ist die Sache so schön eingefädelt, daß sie nun noch weiter gehen muß.“

„So sind Hoheit also wirklich mit mir zufrieden?“

„Sogar sehr,“ lobte sie ihn.

Das erfüllte Hans Joachim mit aufrichtiger Freude, aber noch ein anderes stimmte ihn froh und glücklich: aus jedem Wort, das die Prinzessin sprach, hörte er ganz deutlich heraus, daß sie nicht daran dachte, ihm wegen der versteckten und doch so deutlichen Liebeserklärung, die er ihr gemacht hatte, irgendwie zu zürnen. Als er vorhin fortging, um für die Prinzessin den Tänzer zu holen, hatte er sich die größten Vorwürfe gemacht, so zu ihr gesprochen zu haben. Ja, er begriff es selbst nicht, wie er sich zu solchen Andeutungen hatte hinreißen lassen können. Aber wie ein Rausch war es über ihn gekommen, wie ein Rausch, dem man willenlos unterliegt.

Nun war auch er wieder zur Vernunft gekommen und ganz wieder der lustige und amüsante *Gesellschafter*, der er sonst war. Er merkte es deutlich, wie belustigt und amüsiert die Prinzessin ihm zuhörte. Er hörte ihr frohes, heiteres Lachen, er sah die freundlichen Blicke, die sie ihm zuweilen zuwarf, und hin und wieder nickte sie ihm vertraulich zu, bis sie dann plötzlich fragte: „Ist es aber eigentlich nicht sehr grausam von mir, heute Abend von Ihnen nur Kammerherrendienste zu verlangen? Ich bringe Sie doch dadurch um das Vergnügen des Tanzens.“

Aber er widersprach: „Wenn ich die Wahl habe zwischen dem Tanzen und der Auszeichnung, mit Ew. Hoheit plaudern zu dürfen, dann fällt mir die Wahl wirklich nicht schwer.“

Mehr als seine Worte mochte wohl der Klang seiner Stimme sie davon überzeugen haben, daß er ihretwegen wirklich gern auf den Tanz verzichte. Abermals warf sie ihm einen freundlichen Blick zu, dann aber sagte sie: „Lediglich den Zuschauer spielen sollen Sie aber meinetwegen doch nicht, ich möchte jetzt einmal wieder mit Ihnen tanzen, einen Walzer. Lassen Sie die Musik bitte den Mondschein auf der Alster von Fetras spielen. Die Musik wird ihn schon können, denn sie weiß, daß es mein Lieblingswalzer ist, nach dem wollen wir dann tanzen.“

Leise und verlocken erklinge gleich darauf die Geigen und verlockend und verführerisch wie eine Nixe ruhte die Prinzessin Rena in Hans Joachims

Armen, als dieser mit ihr den Walzer begann. Es war Sitte und Brauch, die Prinzessin, wenn diese tanzte, dreimal allein mit ihrem Partner durch den Saal tanzen zu lassen, bis die anderen Paare ebenfalls antraten. Aber jetzt dachten die anderen Gäste nicht daran, dem Beispiel der Prinzessin zu folgen. Voller Erstaunen und voller Verwunderung blickten alle auf Hans Joachim: Wo hatte der es plötzlich gelernt, so zu tanzen? Auch vorhin war es ihnen ja schon aufgefallen, wie große Fortschritte er gemacht hatte, aber jetzt trauten sie trotzdem ihren Augen nicht.

Und auch die Prinzessin hielt mit ihrem Lob nicht zurück. Mehr als einmal flüsterte sie ihm ganz leise und verstohlen zu: „Gott, ist das schön, so möchte ich immer tanzen.“

Und war es Wirklichkeit, oder bildete er es sich nur ein, daß sie ihm ganz leise seine Hand gedrückt hatte?

Aber auch ohnedem war sein Blut in heißer Wallung. So eng hatte sich die Prinzessin noch nie beim Tanzen an ihn geschmiegt, so schön, so sinnlich aufreizend und entflammend war sie ihm noch nie erschienen. Er sah, wie sich ihr entzückender Busen hob und senkte, er fühlte ihren Atem, er roch den verführerischen Duft, der von ihr ausging, und jetzt wünschte er sich wirklich, ein Sultan zu sein, um die Prinzessin in seinen Harem entführen zu können und

voller Leidenschaft von ihr Besitz zu nehmen, während so wie jetzt die Geigen dazu erklangen.

Aber welche Stürme auch immer in seinem Inneren tobten, nach außen hin verriet er nichts davon. Er wußte, daß Aller Augen auf ihn gerichtet waren — — da durfte er schon um der Prinzessin willen nicht zeigen, wie es in ihm aussah. Keine Miene zuckte in seinem Gesicht. Seine Augen blickten ruhig und gleichgültig und nach außen hin war er in seiner Haltung und in seinen Bewegungen der korrekteste Vortänzer, den man sich nur denken konnte.

„Lassen Sie uns aufhören — — — so schön es auch ist, ich kann nicht mehr — — — die Anderen sollen tanzen, aber jetzt gleich.“

Hans Joachim gab den übrigen Gästen das Zeichen, mit dem Tanz zu beginnen und während diese der Aufforderung nachkamen, führte Hans Joachim die Prinzessin zu ihrem Platz zurück. Aber kaum hatte die sich tiefatmend in ihrem Sessel niedergelassen, als der Diener auf sie zutrat, um ihr zu melden, daß der Wagen vorgefahren sei.

Halb erstaunt und halb unwillig blickte die Prinzessin auf: „Ist es denn schon so spät?“ Und zu Hans Joachim gewandt, meinte sie leise: „Sicher schickt die Exzellenz den Wagen wieder zu früh. Natürlich tut es ihr leid, mir dieses Vergnügen gegönnt zu haben — — — na, allzu lange werde ich hoffentlich nicht mehr unter ihren Launen zu leiden haben.“

Aber ein Blick auf die Uhr bewies ihr dann doch,

daß sie der Oberhofmeisterin Unrecht tat. Der Wagen war genau auf die Minute, die sie mit der Exzellenz verabredet hatte, vorgefahren.

„Dann muß ich gehen,“ meinte sie, sich erhebend, „nicht, weil die Exzellenz mich sicher erwartet, sondern weil Seine Hoheit es nicht liebt, wenn ich die Pferde stehen lasse, noch dazu bei einem solchen Wetter.“

„Hoheit sollten trotzdem lieber noch einen Augenblick warten,“ meinte Hans Joachim, „Ew. Hoheit sind sehr erhitzt und könnten sich sehr leicht erkälten.“

„Das werden Ihre Hoheit nicht tun,“ gab sie halb belustigt, aber auch etwas ärgerlich über die nach ihrer Meinung etwas zu förmlich klingende Anrede zur Antwort, „Hoheit haben einen sehr warmen Abendmantel und außerdem noch eine Kapuze, die Hoheit über den Kopf zieht, da wird Ihrer Hoheit schon nichts passieren. Und nun, Herr Vortänzer und stellvertretender Herr Kammerherr, sagen Sie bitte Fräulein Ursula, daß wir gehen müßten.“ Und nach einer kleinen Pause setzte sie mehr für sich als für die anderen bestimmt hinzu: „Schade, es war so hübsch.“

Der Aufbruch der Prinzessin ließ natürlich vorübergehend den Tanz unterbrechen, dann aber nahm der sogleich seinen Fortgang und Hans Joachim mußte nun das bisher Versäumte nachholen. Er war es allen Damen schuldig, wenigstens einmal mit jeder getanzt zu haben. Zunächst engagierte er wieder die Tochter des Hauses und wenn auch etwas gegen seine Überzeugung, entschuldigte er sich bei ihr, daß er

sich bisher so wenig um sie gekümmert habe: „Aber nicht wahr, gnädiges Fräulein, das sehen Sie selbst ein, der Dienst bei der Prinzessin geht vor.“

„Selbstverständlich,“ pflichtete sie ihm bei, um dann ganz unvermittelt zu sagen: „Denken Sie sich nur, Herr Leutnant, Papa hat mir vorhin plötzlich erklärt, er hat sich geirrt, Herr Leutnant von Scharfenberg ist heute garnicht Offizier vom Ortsdienst. Papa hat heute mittag die Meldung im Büro nicht selbst in Empfang genommen, dadurch ist der Irrtum entstanden. Das ist mir natürlich sehr peinlich und ich habe Papa vorhin auch ganz gehörig ausgescholten. Was soll der Herr Leutnant nur denken, daß gerade er nicht eingeladen ist? Papa hat mir versprochen, den Herrn Leutnant morgen über das Versehen aufzuklären, aber ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn auch Sie ihm sagen wollten, wie leid es mir tut, daß er heute Abend nicht bei uns war und daß er mir sehr gefehlt hat. Nicht wahr, Sie werden ihm das sagen? Sie sind ja beide jetzt sehr gute Freunde geworden.“

Wieder gelang es Hans Joachim, eine gewisse Eifersucht zur Schau zu tragen, und mit Worten und Gebärden spielte er, um Fräulein Christiane eine Freude zu machen, weiter den Eifersüchtigen, bis dann endlich das Fest sein Ende erreichte. Für die anderen viel zu früh, für Hans Joachim viel zu spät, denn seitdem die Prinzessin gegangen war, hatte die Tanzerei für ihn jeglichen Reiz verloren.

So war er froh, als er endlich nach Hause gehen konnte. Erst als er sich seiner Wohnung näherte, fiel ihm wieder ein, daß er zu Hause erwartet würde. Richtig, das hatte er ja ganz vergessen. Das hübsche Balletmädel, das lange genug die Unnahbare gespielt hatte, wartete auf ihn. Aber der Gedanke lockte und reizte ihn absolut nicht. Im Gegenteil, er ertappte sich dabei, daß er im stillen hoffte, dem Mädels möge das Warten zu lange gedauert haben und es sei wieder fortgegangen.

Das war aber nicht der Fall, denn als er seine Wohnung betrat, eilte ihm sein Bursche entgegen, um ihm geheimnisvoll zuzuflüstern: „Herr Leutnant, das Fräulein wartet schon seit wenigstens drei Stunden. Zuerst war sie sehr böse und wollte gleich wieder weggehen, weil der Herr Leutnant nicht zu Hause waren. Na, ich habe sie beruhigt und damit ihr das Warten nicht zu lange würde und vor allen Dingen, damit sie wach bliebe, habe ich ihr eine Flasche Sekt gegeben und bei dem Wachbleiben ist sie dann ganz fest eingeschlafen.“

Leise öffnete Hans Joachim die Tür zum Wohnzimmer und trat ein. Sein Bursche, der draußen geblieben war, hatte Recht. Die Tänzerin schlief wirklich. Sie lag auf der großen, breiten Chaiselongue und hatte es sich bequem gemacht, den Rock ausgezogen, wohl, um diesen nicht zu sehr zu verlegen, und die Bluse mit dem hohen, weißen Stehkragen geöffnet. Hans Joachim zog die dünne, seidene Decke fort,

mit der sie sich zugedeckt hatte, ohne daß die Schläferin wach wurde, und betrachtete sie nun, wie sie da vor ihm lag. Es war wirklich ein sehr hübsches Mädchen, herrlich gewachsen, mit einem hübschen, frischen Gesicht.

Einen Augenblick stand er unschlüssig da: Sollte er die Tänzerin wecken? Allzuviel Lust hatte er nicht, aber seine Sinne waren durch die Prinzessin entflammt, sollte er seine Glut in den Armen der Tänzerin kühlen?

Bis er sich dann sagte: Warum nicht? Wäre es nicht eine grenzenlose Dummheit, das hübsche Mädchel ruhig weiter schlafen zu lassen, anstatt die zu lieblosen?

Da beugte er sich über sie, um das schlummernde Dornröschen durch einen Kuß zu wecken.

„Jochem, Jochem, höde di, fangen wi di, dann hangen wi di!“

Ganz erschrocken richtete er sich wieder auf, noch bevor seine Lippen den Mund des Mädchens berührt hatten. Dann wandte er sich blitzschnell um: Das konnte keine Einbildung sein, ganz laut mußte jemand hinter ihm diese Worte gesprochen haben. Aber es war kein Dritter da.

Da plötzlich dachte er wieder an die Prinzessin: Wenn die wüßte — — — —

Gott sei Dank, sie wußte es ja nicht und sie würde es ja auch nie erfahren, aber trotzdem — — — — jetzt dieses Mädchel in die Arme nehmen, in dieselben Arme, mit denen er vorhin die Prinzessin umfangen hielt?

Er war gewiß kein Tugendbold und jede sentimentale Anwandlung lag ihm vollständig fern, aber trotzdem, das brachte er denn doch nicht fertig. Er hatte so die Empfindung, als ob er dann der Prinzessin nie wieder frei und offen würde in die Augen sehen können.

Bis er sich dann doch wieder sagte: „Was geht dich die Prinzessin an? Ja, wärest du ihr ebenbürtig, könntest du hoffen, sie jemals zu gewinnen, sie dereinst deine Frau zu nennen, dann ja, — — — — aber so, — — — — es ist ja überhaupt ein Unsinn, an die Prinzessin zu denken.“

Aber er dachte doch fortwährend an sie, als er gleich darauf die Tänzerin geweckt hatte und als ihre Liebkosungen von neuem seine Leidenschaften entflammten. — — — — —

## V.

Leutnant Scharfenberg hatte Liebeskummer und zwar aus einem Grund, der, wie er sich selober eingestand, jeden anderen anstatt unglücklich sogar sehr froh gestimmt haben würde: Er machte bei seiner Angebeteten zu schnelle Fortschritte. Fräulein Christiane behandelte ihn plötzlich mit einer Auszeichnung, die er sich nicht zu erklären vermochte. Erst gestern wieder bei dem Diner, das der Oberstallmeister der Hofgesellschaft gegeben hatte. Der Hof selbst war nicht zugegen gewesen, die Prinzessin litt immer noch an einer Erkältung, die sie sich vor acht Tagen auf der Heimfahrt vom Ball bei dem Herrn Oberst zugezogen hatte, und so war auch Fräulein Ursula nicht erschienen, die sonst als Stellvertreterin gesandt wurde, wenn die Prinzessin entweder keine Zeit oder keine Lust hatte, einer Einladung Folge zu leisten. Auch Seine Hoheit war nicht gekommen. Den hielten angeblich Regierungsgeschäfte fern. Na, man wußte ja, worin die bestanden. Und wohl, um es nicht mit

anhören zu müssen, wie man, wenn auch nur heimlich und verstohlen über die neue Liaison Seiner Hoheit mit der erst kürzlich engagierten Schauspielerin Fräulein Verden tuschelte, war auch die Oberhofmeisterin zu Hause geblieben, allerdings, wie sie schrieb, lediglich, um gemeinsam mit der Hofdame der erkrankten Prinzessin Gesellschaft leisten zu können.

So war man ganz unter sich gewesen und da die Anwesenheit des Hofes doch immerhin einen gewissen Zwang auferlegt und dieser Zwang gestern fehlte, war der Abend in beinahe übermütiger Stimmung verlaufen und namentlich Fräulein Christiane war so lustig gewesen, wie kaum zuvor. Das konnte nach Scharfenbergs gewissenhafter Überzeugung seinen Grund nur darin haben, daß es mit der Erbtante in Berlin gesundheitlich sehr schlecht stand. Mehr als einmal lag es ihm auf der Zunge, Fräulein Christiane danach zu fragen, aber die hätte ihm doch nicht die Wahrheit gestanden, und wenn sie ihm erzählt hätte, daß die Tante bald wieder ganz genesen sei — das wollte er nicht hören, die Trauerbotschaft kam immer noch früh genug.

Er hatte Fräulein Christiane zu Tisch geführt und die war von der größten Liebenswürdigkeit gegen ihn gewesen, gleichsam, als wolle sie ihn dadurch dafür entschädigen, daß er nicht auf dem Tanzfest im Hause ihrer Elter gewesen war. Ja, Fräulein Christiane schien es darauf abgesehen zu haben, ihn vollständig zu bezaubern und so sehr er sich natürlich auch

darüber freute, so kam ihm die Sache trotzdem nicht ganz geheuer vor. Dieses „Zuviel“ machte ihn stutzig und erst recht der Umstand, daß sie garnicht von Hans Joachim sprach — sie erwähnte den mit keiner Silbe, ja, sie vermied es anscheinend sogar absichtlich, während des Diners auch nur einmal zu Hans Joachim hinüberzusehen, obgleich der ihr mit seiner Tischdame schräg gegenüber saß.

Er hatte sich an Fräulein Christianes Seite nicht besonders wohl gefühlt und wenn er es auch keineswegs bedauerte, sich bereits einseitig mit seiner Nachbarin verlobt zu haben, so wäre es ihm doch lieber gewesen, er hätte seine Braut erst näher kennen gelernt, bevor er sich für seine Person fest an sie band. Scharfenberg gestand es sich selbst jederzeit offen ein, die Weisheit nicht mit Löffeln gefressen zu haben, aber das merkte er mit seinem Verstande doch, daß Christiane noch garnicht daran dachte, sich in Wirklichkeit ernsthaft für ihn zu interessieren.

Das hatte ihn ganz traurig gestimmt, ihn aber dann veranlaßt, auf der Stelle damit zu beginnen, in stiller, ruhiger, vornehmer Art um ihre Gunst zu werben. Christiane hatte das sofort bemerkt und ihn zuerst ganz verwundert, dann prüfend und forschend angesehen und war dann, wenn auch nur zögernd und widerstrebend, auf seinen Ton eingegangen, bis sie ihn dann doch plötzlich wieder mit einer derartig übertriebenen Liebenswürdigkeit behandelte,

daß seine Hoffnungen abermals in das Schwanken gerieten.

Scharfenberg hatte Liebeskummer. Er lag in seinem behaglich und hübsch eingerichteten Wohnzimmer auf der Chaiselongue, freute sich darüber, daß der Herbstwind um das Haus heulte und daß er nicht nötig habe, bei dem Wetter auszugehen. Gewiß, zu Tisch mußte er ja in das Kasino hinüber, aber bis dahin war noch lange Zeit und die Zwischenzeit vertrieb er sich damit, daß er nachdachte und zwischendurch in Heinrich Heines Buch der Lieder las. Die Gedichte paßten in seiner unglücklich verliebten Stimmung am besten für ihn.

Aber plötzlich wurde er gewaltsam gestört. Der Bursche trat ein, um zu melden, daß eine Ordonnanz draußen sei. Der Herr Hauptmann lasse den Herrn Leutnant bitten, sofort in das Lazarett zu gehen, um mit dem Musketier Willawowsky ein Verletzungsprotokoll aufzunehmen und bei der Gelegenheit, wenn irgend möglich, festzustellen, ob der Mann sich seine Kniescheibe wirklich nur bei einem Sturz verletzt habe, oder ob der Mann bei einer Schlägerei von dem Kameraden einen wohlgezielten Fußtritt gegen das Knie erhalten habe.

„Ich trete dir selber gegen die Kniescheibe,“ herrschte Scharfenberg seinen Burschen an. „Bleibe mir nur mit solchen Geschichten vom Leibe, sonst kannst du was erleben. Und ob Willawowsky, dieser edle Pole

aus der Walachei, sich so oder so seine Kniescheibe verletzt, ist mir so gleichgültig wie nur möglich."

„Aber dem Herrn Hauptmann nicht," erlaubte sich der Bursche zu bemerken.

„Der Teufel soll den Herrn Hauptmann holen," brauste Scharfenberg auf, „Der Herr Hauptmann kann mir sonst was — — — wenn er Lust hat, jeden Tag von fünf bis sieben — — — das heißt, ich meine natürlich," verbesserte er sich rasch, damit sein Bursche nicht etwa auf den Gedanken käme, er, der Herr Leutnant, habe soeben auf seinen Hauptmann gescholten, „wenn ich eben sagte, Friedrich, der Herr Hauptmann kann mir sonst was — — so wollte ich damit natürlich nur sagen, der Herr Hauptmann kann mir sonst was befehlen. Jeder andere Befehl sei mir lieber als der, nun in das Lazarett gehen zu müssen. Aber was hilft das alles? Die Befehle sind dazu da, um ausgeführt zu werden und der Soldat gehorcht ohne zu murren und ohne zu fluchen. Nimm dir ein Beispiel an mir und fluche nie. Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

„Na, dann ist es ja gut, ich will mich gleich anziehen, lege mir alles zurecht."

Bald darauf machte sich Scharfenberg ingrimmig vor sich hin fluchend auf den Weg. Jetzt konnte und durfte er fluchen, denn jetzt hörte ihn niemand und überhaupt, wenn das Fluchen nicht wäre, dann sollte der Satan den ganzen Kommiß holen, denn das Fluchen allein machte das Leben zuweilen erträglich. Nur

langsam kam er vorwärts. Der Wind heulte und piff ihm entgegen, es war das richtige Novemberwetter. Der Winter mit Schnee und Eis wollte seinen Einzug halten, aber noch verteidigte der Herbst seine Stellung und nun kämpften die beiden da oben miteinander in der Luft herum.

Scharfenberg hatte eine gute halbe Stunde zu gehen, durch den weiten Weg wurde seine Stimmung nicht besser und auch dadurch nicht, daß er gerade mit dem Musketier Willawowsky ein Protokoll aufnehmen sollte. Der führte in der Kompagnie den Beinamen „Der Verbrecher“, allerdings ohne, daß er mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt gekommen wäre. Aber sein Hauptmann hatte ihm einmal erklärt: „Willawowsky, ich will Ihnen mal was sagen. Ich hatte früher einen Gaul, der war ein ebensolcher Verbrecher wie Sie. Hatte das Biest seinen guten Tag, dann ließ er sich kein anderes Pferd an die Gurte kommen. Hatte er aber mal keinen guten Tag, dann bockte er hinten und vorn und dann war nichts mit ihm anzufangen. Genau so ein Verbrecher sind Sie. Wenn Sie wollen, reden Sie deutsch wie jeder andere, wenn Sie aber nicht wollen, dann verstehen Sie angeblich keine Silbe, weil Sie Pole sind.“

Als Scharfenberg endlich das Lazarett betrat, lag der Musketier Willawowsky kreuzfidel und puppenlustig in seinem Bett, denn wenn das Knie auch verdammt weh tat, er brauchte jetzt wenigstens keinen Dienst zu tun und hatte selbst nach seiner Entlassung

aus dem Lazarett später immer noch die Möglichkeit, um Schonung bitten zu dürfen.

Da sah er seinen Kompanieoffizier an sein Bett herantreten und ihm ahnte nichts Gutes. Jetzt sollte er bekennen, wann und wie er sich das Knie verletzt habe. Aber bevor er das gestand, konnte sein Leutnant sich fusselig fragen. Was hatte er für seine eigene Person davon, wenn der Hauptmann den Musketier Hansen einsperrte, weil er ihn, den Musketier Willawowsky, mit dem eisenbeschlagenen Stiefelabsatz derartig gegen die Kniescheibe getreten hatte, daß er sofort umfiel. Er gedachte des Wortes: „Die Rache ist mein.“ Und er würde sich schon rächen, aber nicht mit seinen Stiefelabsätzen, sondern mit seinen Fäusten. Die waren, auch ohne beschlagen zu sein, hart wie Eisen. Wo die hinschlugen, da verbog sich jedes Nasenbein, da blieb kein Auge trocken, da fing selbst der noch so festsitzende Zahn an zu wackeln, daß man ihn bequem herausnehmen konnte, als wäre er ein falsches Gebiß.

Voller Stolz betrachtete er seine Hände, die würden später deutlich genug sprechen, aber daß er jetzt etwas sagte und den Kameraden verriet? Nein, das gab es denn doch nicht.

„Ich will Ihnen den guten Rat geben, Willawowsky,“ erklang da Scharfenbergs Stimme, „spielen Sie heute nicht den Polen. Das macht auf mich gar keinen Eindruck und es hat auch gar keinen Zweck, denn die Wahrheit erfahre ich doch.“

„Oder auch nicht,“ dachte der Pole, dann aber sagte er: „Zu Befehl, Herr Leutnant.“

„Na, es ist nur gut, daß Sie das selbst einsehen,“ meinte Scharfenberg, während die Ordonnanz, die ihn begleitet hatte, auf einem Tisch die Schreibmappe ausbreitete und Tinte und Feder zurechtstellte. Dann begann Scharfenberg damit, die Personalien aufzunehmen: Alter, Geburtsort, Religion und was sonst noch erforderlich war.

Dann fragte er: „Wie sind Sie denn nun zu der Verletzung gekommen, sind Sie wirklich hingefallen?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

„Ist das auch wirklich die Wahrheit? Sind Sie nicht von einem Kameraden mit dem Fuß getreten worden?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

„Was heißt das, Zu Befehl? Wollen Sie damit sagen, daß Sie vorhin die Wahrheit sprachen, oder wollen Sie damit zugeben, daß Sie getreten sind?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

Scharfenberg drohte dem Musketier mit der Hand: „Willawowsky, ich gebe Ihnen den guten Rat, stellen Sie sich nicht dumm und vor allen Dingen reizen Sie mich nicht. Sie kennen mich, ich bin der gutmütigste Mensch auf der Welt, aber trotzdem, wenn Sie mich wütend machen, dann geht es Ihnen dreckig.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

„Na also, dann erzählen Sie nur mal den Her gang, aber wahrheitsgemäß.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

„Na, denn los.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

Aber anstatt nun etwas zu sagen, hüllte sich der Musketier in tiefes Schweigen.

„Wollen Sie nun endlich den Schnabel aufmachen,“ herrschte Scharfenberg ihn an.

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

Aber der Musketier sagte trotzdem nichts.

„Nun werde ich Ihnen mal was sagen,“ rief Scharfenberg, „wenn Sie glauben, daß Sie mich hier zum Narren haben können, dann irren Sie sich. Wenn Sie nicht sofort Bericht ablegen, dann melde ich Sie zur Bestrafung und zwar wegen Beharrens im Ungehorsam. Die Sache kann Ihnen dann teuer zu stehen kommen, Sie werden vor das Standgericht, wenn nicht sogar vor das Kriegsgericht gestellt, das wissen Sie doch?“

Aber so leicht ließ sich der Musketier nicht einschüchtern: „Weiß ich nicht, Herr Leutnant, bin ich Pole.“

„Der Teufel sind Sie,“ brauste Scharfenberg auf, „glauben Sie, daß ich bei diesem Sauwetter hier herausgekommen bin, um unverrichteter Sache wieder heimgehen zu müssen? Da sind Sie verdammt schief gewickelt. Sie ein Pole? Wenn Sie wollen, sprechen Sie genau so gut deutsch wie ich, aber Sie wollen nur nicht.“

Der Musketier hütete sich, dies Mal der Wahrheit

gemäß, „Zu Befehl“ zu antworten, denn damit hätte er ja seine Bockbeinigkeit selbst zugegeben. Dem Leutnant das Märchen zu erzählen, daß er hingefallen sei, hatte gar keinen Zweck, denn es waren zu viele Zeugen vorhanden, die es mit angesehen hatten, wie er getreten wurde. Und wenn es dann herauskam, daß er den Leutnant jetzt auf Befragen in dienstlicher Angelegenheit belogen hatte, wurde er erst recht bestraft. Da war es schon besser, er sagte gar nichts, da log er wenigstens nicht.

Aber er sollte etwas sagen und Scharfenberg zermartete sich sein Gehirn, wie er den Mann zum Sprechen bringen könne. Mit Ermahnungen war da nichts zu erreichen, mit einer Drohung nur dann, wenn die angedrohte Strafe auch sofort verhängt werden konnte, aber wie eine solche Strafe finden?

Da hatte er plötzlich einen Gedanken, daß er an sich halten mußte, um nicht aufzulachen. Gleich darauf erhob er sich und ging in das Nebenzimmer, wo der Sanitätsunteroffizier vom Dienst tätig war, um dann an diesen die Frage zu richten: „Haben Sie Rizinusöl?“

„Und ob, Herr Leutnant,“ gab der zur Antwort, „sogar eine ganz große Flasche voll.“

„Zeigen Sie mal her.“

Das geschah denn auch und erklärend setzte der Unteroffizier hinzu: „Es sind genau vier Liter.“

„Das genügt!“ meinte Scharfenberg belustigt, dann nahm er die Flasche an sich: „Ich gebe sie Ihnen

nachher gleich wieder, nun holen Sie mir mal vier starke und kräftige Lazarettgehilfen."

Wenig später waren die zur Stelle und wurden von Scharfenberg instruiert. Dann trat er mit der Flasche im Arm wieder an das Bett des Musketiers und kaum stand er neben dem Kranken, als sich die Lazarettgehilfen auf diesen warfen: zwei hielten seine Arme, zwei rissen ihm gewaltsam den Mund auf und vor der so entstandenen Öffnung hielt Scharfenberg die Flasche Rizinusöl, nachdem er den Pfropfen abgenommen hatte.

„So, Freundchen," begann er zu dem Musketier zu sprechen, „jetzt will ich Ihnen mal was sagen, wenn Sie jetzt nicht die Wahrheit gestehen, dann gieße ich diese ganze Flasche Rizinusöl in Sie hinein, bis auch nicht mehr ein Tropfen darin ist. Was dann aus Ihnen wird, ob Sie rückwärts Ihre Seele aushauchen oder nicht, ist mir vollständig gleichgültig. Also wie ist es, werden Sie nun reden oder nicht?"

Der Pole krümmte sich vor Entsetzen und versuchte sich zu befreien, aber in seiner liegenden Stellung halfen ihm selbst seine Riesenkräfte nichts und mit seiner empfindlichen Nase roch er den Duft des Rizinusöls.

Ihn schauderte, er krümmte sich vor Entsetzen, alles, nur kein Rizinus. Er kannte das Zeug von früher her, er hatte es schon einmal im Lazarett einnehmen müssen und mehr als genug davon.

„Ich will alles sagen,“ kam es endlich in gurgelnden Lauten aus seiner Kehle hervor.

„Na, dann kann ich die Flasche ja wieder zumachen,“ meinte Scharfenberg, aber als er die nun von dem weitgeöffneten Mund des Musketiers fortzog, machte er absichtlich eine ungeschickte Bewegung, sodaß dem Musketier ein paar Tropfen auf die Zunge flossen. Nur ein paar Tropfen, aber die genühten, um den Mann nochmals zu der Äußerung zu veranlassen: „Ich will alles gestehen, alles.“

„Na, dann laßt ihn los,“ ermahnte Scharfenberg die Lazarettgehilfen und die nahmen gleichzeitig ihre Hände fort, um dann mit einem großen Satz zur Seite zu springen. Und das war gut, denn wenn sie die Rippenstöße bekommen hätten, mit denen der Pole jetzt um sich stieß, wären sie nicht nur gegen die Mauer geflogen, sondern durch die Wand hindurch in den Dreck.

„Also nun erzählen Sie,“ ermahnte Scharfenberg nochmals den Mann. „Und Ihr,“ wandte er sich an die Lazarettgehilfen, „Ihr bleibt hier und laßt auch die Flasche hier stehen, denn sobald Willawowsky lügt, oder wieder den Polen herausbeißt, dann gieße ich ihm tatsächlich die ganze Flasche in den Leib.“

Das war natürlich nur eine leere Drohung, denn wenn er die ausgeführt hätte, wäre der Mann unfehlbar gestorben.

Aber die Drohung half, vielleicht taten auch die wenigen Tropfen Rizinusöl, die der Musketier zu

schlucken bekommen hatte, ihre Schuldigkeit. Auf jeden Fall hatte der Mann eine Viertelstunde später ein vollständiges Geständnis über die Schlägerei abgelegt, bei der er den Fußtritt erhielt, und als er trotzdem einen kurzen Augenblick zögerte, den Namen seines Gegners zu nennen, da brauchte Scharfenberg nur drohend die Rizinusölflasche zu erheben, um alles zu erfahren, was er wissen wollte.

Ebenso schlecht wie seine Laune auf dem Hinweg gewesen war, ebenso gut war die, als er sich bald darauf wieder auf den Rückweg machte. Er amüsierte sich im stillen immer noch über seinen Einfall, durch den er den Mann zum Sprechen gebracht hatte.

Als er sich endlich wieder seiner Wohnung näherte, begegnete ihm Hans Joachim, der mit langen Schritten angesetzt kam, nun aber ganz erstaunt stehen blieb: „Du hier, Scharfenberg, ausgerechnet du, du bist nicht im Kasino, oder kommst du schon von dort? Dafür siehst du mir aber eigentlich zu nüchtern aus. Vor allen Dingen aber nimm zunächst meinen herzlichsten Glückwunsch, ich muß offen gestehen, ich habe mich deinetwegen aufrichtig gefreut.“

„Bitte, bitte, keine Ursache,“ wehrte Scharfenberg ab, dann bat er: „Gratuliere mir lieber nicht so herzlich, sondern sage mir lieber, warum du mir denn eigentlich gratulierst?“

Hans Joachim machte große Augen: „Das weißt

du nicht? So höre denn und bleibe deiner Sinne Meister: Nun ist sie tot!"

Aber Scharfenberg war in Gedanken immer noch bei seinem Trick mit der Rizinusflasche. Auf den war er so stolz, als hätte er zum mindesten an ein und demselben Tage gleichzeitig den Nordpol und den Südpol entdeckt und so fragte er denn ganz verwundert: „Welche ‚sie‘?"

Hans Joachim rang die Hände: „Aber Scharfenberg, dein Gehirn muß mal wieder gründlich geschmiert und gereinigt werden. Gieß' Sekt hinein, ich nehme dich jetzt gleich mit in das Kasino. Ich habe mir, wie du weißt, auf Wunsch des Oberhofmarschallamtes ein Telephon anschaffen müssen, um jederzeit erreichbar zu sein. Da haben mich nun eben die jungen Leute aus dem Kasino angeklingelt, ich solle sofort hinkommen. Es herrscht dort ein Riesenbetrieb, sie singen für die verstorbene Regiments-tante das Requiem, obgleich sie nicht katholisch sind, die Sache soll wunderschön sein, komm nur."

Und seinen Weg fortsetzend, ergriff er Scharfenberg am Arm und zog den mit sich fort, um dann plötzlich zu sagen: „Jetzt wirst du es wohl begriffen haben, wer tot ist? Die Automobiltante, die Tante des Herrn Oberst. Gott, wird der Mann froh sein und nun erst die Frau und die Christiane! In der ganzen Stadt weiß man es schon. Vor ein paar Stunden hat ihnen der Notar den Tod der alten Tante telegraphisch mitgeteilt und sie gebeten, zur Testaments-

eröffnung nach Berlin zu kommen, da sie die alleinigen Erben des sehr großen Vermögens sind."

Scharfenberg faltete unwillkürlich im Gehen die Hände dann sagte er: „Möchte die Erde der teuren Entschlafenen leicht sein, ich will Christiane auch so glücklich machen, wie ich nur immer kann."

„Kunststück, bei der Mitgift," lachte Hans Joachim hell auf, „da macht jeder glücklich, aber ich gebe dir den guten Rat, halte dich fest heran, denn du kannst dir doch denken, daß nun alle auf die Millionen Jagd machen werden. Na, glücklicherweise hast du ja einen großen Vorsprung, Fräulein Christiane denkt sehr günstig über dich, ich habe dir ja erzählt, wie sie dein Lob sang. Nun halte den Vorsprung nur fest, sieh dich nicht nach den anderen um, die hinter dir jagen, sondern reite frisch darauf los, bis du am Ziel bist."

„Ich werde reiten," erklärte Scharfenberg und er sagte es so laut, daß ein paar Straßenjüngens, die gerade vorüberliefen, ihm zuriefen: „Dann fallen Sie man bloß nicht runter!"

„Unverschämte Lausbuben," drohte Scharfenberg den Davonlaufenden. Nicht der Zuruf hatte ihn geärgert, wohl aber hatte der den Argwohn in ihm wach werden lassen, daß er vielleicht doch nicht an das Ziel käme.

Als die beiden Kameraden das Kasino betraten, herrschte dort ein geradezu ohrenbetäubender Lärm. Alle Leutnants, soweit sie keinen Dienst hatten, waren dort versammelt und kneipten und sangen.

„Kinder, bei dem Radau müssen ja die Toten erwachen,“ meinte Hans Joachim.

Aber die anderen widersprachen: „Was tot ist, ist tot!“ Und dann hieß es plötzlich: „Hans Joachim und Scharfenberg haben das Requiem noch nicht gehört, das müssen wir ihnen vorsingen. Also paßt auf, der Text ist von Goethe, die Musik von Richard Strauß, Achtung, Silentium, das Requiem steigt!“

Einer der Kameraden hatte sich an das Klavier gesetzt und spielte zwar keinen Wagnerschen Trauermarsch, wohl aber die wohlbekannte Melodie der amerikanischen Washington-Post und nach dieser sangen alle:

„Nun ist sie tot, nun ist sie tot, nun ist sie tot!  
Nun ist sie tot, ja tot!  
Nun ist sie tot, nun ist sie tot, nun ist sie tot, nun  
ist sie tot.  
Na, Gott sei Dank, nun ist sie tot!“

Mehr als zehnmal hintereinander wurde dieser Vers gesungen, bis dann einer Hans Joachim fragte: „Nicht wahr, das mußt du doch zugeben, diese Trauerfeier ist erhaben? Mich wenigstens ergreift dieser wundervolle Text immer aufs neue, ob ich will oder nicht, ich muß weinen, kommt, Herrschaften, und weint mit mir!“

Und wie auf Kommando zogen alle ihre Taschentücher hervor und weinten und schluchzten und in das Weinen hinein erklang ganz leise wie aus weiter

Ferne die Melodie des Requiem: „Nun ist sie tot, nun ist sie tot, nun ist sie tot!“

Und den Tränen folgte dann ein schallendes Gelächter. Die Kameraden waren in einer mehr als übermütigen Stimmung und nach ihrer Ansicht hatten sie dazu auch allen Grund. Der Herr Oberst erfreute sich als zwar strenger, aber durchaus gerechter Vorgesetzter einer seltenen Beliebtheit, man wußte, daß er mit Glücksgütern nicht gesegnet war und daß es ihm zuweilen verdammt schwer fiel, nach außen hin zu repräsentieren. Sie gönnten es ihm alle von Herzen, daß er nun die finanziellen Sorgen los wurde, und auch für die Kommandeuse freute man sich und natürlich erst recht für Fräulein Christiane. Selbstverständlich mußte die nun bald geheiratet werden, nur wußte man noch nicht, von wem. Na, das war ja unter Kameraden ganz egal, denn über die Hauptsache war man sich schon einig geworden: Wer die Braut und damit die Mitgift heimführte, übernahm selbstverständlich die Verpflichtung, von seinem Überfluß abzugeben. Er mußte nicht nur jederzeit bei Tage und bei Nacht bereit sein, sich um jede Summe auf Nimmerwiedersehen anpumpen zu lassen, sondern er mußte an dem Tag seiner Hochzeit auch dem Offizierkorps als solchem ein namhaftes Geschenk machen. Entweder in Form eines unerschöpflichen Pumpfonds oder in Gestalt einer Unterstützungskasse.

Alle jubelten dem zu, als dieser Plan nun wieder

eingehend besprochen wurde, nur Scharfenberg beteiligte sich nicht an der Debatte. Die Art und Weise, in der man schon jetzt über das Geld disponierte, das Christiane mit in die Ehe bringen sollte, war ihm durchaus unsympathisch. Es war doch schließlich sein Geld, das da schon verteilt wurde, bevor er es hatte.

Aber das nicht allein verstimmte ihn. Die Kameraden hatten für nichts anderes Interesse als für die Tante, und als er nun, um das Gespräch endlich auf etwas anderes zu bringen, sein Verhör im Lazarett und die Geschichte mit der Rizinusflasche zum Besten geben wollte, hörte ihm niemand zu, nur einer, der wenigstens das Wort „Rizinus“ verstanden hatte, meinte: „Mein Gott, Scharfenberg, wenn du Verstopfung hast, dann schluck' doch so viel Rizinusöl, wie du willst, nur verdirb uns damit den Geschmack am Sekt nicht.“

Am liebsten wäre Scharfenberg wieder nach Hause gegangen, aber das hätte auffallen können. So blieb er denn sitzen, ohne sich an der immer noch lebhafter werdenden Debatte zu beteiligen. Seine Gedanken waren bei seiner Braut und immer wieder fragte er sich: Was Christiane wohl dazu sagen würde, wenn sie wüßte, wie man hier den Tod der Tante feiert und wie man, wenn natürlich auch nur im Scherz und Übermut, auf ihre reiche Mitgift spekuliert?

Bis er sich dann selbst wieder eingestehen mußte, daß er das doch erst recht tat. Er viel mehr als die anderen. Die Kameraden erklärten: „Wer die Braut

heimführt, ist uns egal, wenn es nur einer von uns ist." Er aber gönnte sie keinem anderen als sich selbst. Zu seiner Entschuldigung führte er vor sich an, daß aber auch er nur allein sie wirklich liebe. Bis er sich doch fragte: „Würdest du sie aber auch dann wirklich lieben, würdest du trotzdem daran denken, sie zu heiraten, wenn sie keine reiche Erbschaft gemacht hätte?“

So ganz ruhig schlug sein Gewissen doch nicht und während die anderen um ihn herum lachten und scherzten, waren seine Gedanken bei Christiane, nicht bei ihrer Mitgift, sondern nur bei ihr und er kam immer mehr zu der Erkenntnis, daß es doch für Christiane sehr beschämend und demütigend sei, daß sie nur ihres Geldes wegen geheiratet werden solle.

Und um sich und sein Gewissen zu erleichtern, schwur er sich plötzlich, daß er Christiane auch dann geheiratet hätte, wenn sie arm geblieben wäre.

Und da er absichtlich nicht daran dachte, daß sie jetzt reich war, fiel ihm der Schwur absolut nicht schwer.

Er sah Christiane ganz deutlich vor sich, so hold, so schön, so rein, wie sich das für eine Braut auch gehörte, aber er sah sie zugleich in Tränen aufgelöst. Sicher würde sie über den Tod der Tante sehr traurig sein und er, ihr zukünftiger Mann, konnte nicht einmal bei ihr sein, um sie zu trösten.

Aber in Wirklichkeit dachte Christiane garnicht daran, in Tränen zu schwimmen. Nicht nur sie selbst, sondern auch die Eltern hatten jahrelang viel zu viel unter den Launen und Schrullen der alten Tante leiden

müssen, als daß sie ihren Tod nicht wie eine Erlösung hätten betrachten müssen. Gewiß, die bevorstehende Erbschaft war ja auch sehr schön, aber die Hauptsache blieb nun doch, daß man den Quälgeist los war, der seine Freude daran gefunden hatte, die armen Verwandten unter dem steten Hinweis auf die spätere Erbschaft nach allen Regeln der Kunst zu schikanieren.

Nun war sie tot und der Herr Oberst und seine Damen atmeten auf wie von einer schweren Last befreit. Alle drei waren viel zu vornehme und anständige Naturen, um eine Trauer zu heucheln, die sie garnicht empfanden und so widersprach es auch der Anschauung der Damen, jetzt Trauerkleider anlegen zu müssen. Namentlich Christiane wehrte sich dagegen, allerdings in der Hauptsache aus Gründen der Eitelkeit, denn schwarz stand ihr absolut nicht, sodaß sie jetzt die Eltern fragte: „Sagt mal, müssen wir denn überhaupt trauern?“

Die Eltern glaubten nicht recht gehört zu haben und riefen fast gleichzeitig: „Aber Christiane, wie kannst du nur so etwas fragen?“

Doch die ließ sich nicht beirren: „Es ist mein vollständiger Ernst und überhaupt, warum hat die Tante denn gerade jetzt sterben müssen? Das fällt mir jetzt erst ein, ich habe in der ersten Aufregung garnicht daran gedacht, aber ihr Tod verdirbt uns nun doch den ganzen Winter. Da kann ich keinen Ball und keine Gesellschaft und nichts mitmachen, am aller-

wenigsten die Feste bei Hofe und auf die hatte ich mich doch so sehr gefreut." Und plötzlich heftig werdend, fuhr sie fort: „Ich habe keine Lust, lediglich mit Rücksicht auf die Tante den ganzen Winter wie eine Nonne zu leben, ich bin jung, ich bin hübsch, ich bin lustig, ich will mich amüsieren.“

„Christiane,“ schalt der Vater, „das geht doch nicht.“

Aber auch die Frau Oberst, die nur zu gut wußte, warum Christiane gerade jetzt nicht für einen ganzen Winter aus der Gesellschaft verschwinden wollte, bat ihren Mann: „Gott, Otto, wenn Christiane nun einmal nicht trauern will, dann laß sie doch.“

„Und die Welt, das Gerede?“ brauste der Oberst auf. „Was wird der Hof, was wird man in der Stadt dazu sagen? Man wird uns für mehr als herzlos halten, aber das nicht allein, man wird uns gesellschaftlich boykottieren, ja, noch mehr, wir setzen uns dem aus, daß Seine Hoheit mir direkt den Befehl übersendet, Trauer anzulegen und der Gesellschaft fern zu bleiben.“

Christiane war dem Weinen nahe und ganz traurig fragte sie: „Hätte die Tante nicht sterben können, ohne deswegen gleich tot zu bleiben?“ Und dann rief sie plötzlich: „Herrschaften, Vater, Mutter, ich hab' 'ne Idee — — — ich weiß, wie wir auf eine sehr anständige Art und Weise um die ganze Trauer herum kommen.“

„Und das wäre?“ meinte der Oberst gespannt.

Ihm lag ja auch nichts daran, den ganzen Winter zurückgezogen zu leben und auf die schönen Herren-diners zu verzichten, an denen er sich sonst erfreut hatte. „Das wäre?“ fragte er noch einmal. „Schieß mal los mit deiner Idee.“

„Die ist sehr einfach,“ meinte Christiane, „alle, mit denen wir hier verkehren, wissen doch, daß die Tante eine ganz überspannte und verschrobene Person war. Warum soll da die Tante nicht auch ein ganz verschrobenes Testament gemacht und in diesem die Bestimmung getroffen haben, sie wünsche nicht, daß wir ihretwegen länger als bis zum Tage der Beisetzung Trauerkleider anlegten. Ja, sie kann sogar testiert haben, daß wir der Erbschaft verlustig gehen, wenn wir diesen ihren letzten Willen nicht in allen Einzelheiten auf das genaueste befolgen.“ Und sich stolz umsehend, fragte sie übermütig: „Na, verehrte Anwesende, was sagt Ihr nun?“

Die Frau Oberst blickte fragend zu ihrem Mann hinüber: „Wenn das ginge,“ meinte sie zögernd.

„Natürlich geht's,“ verteidigte Christiane ihren Plan, „was wissen die Leute hier davon, was in dem Testament steht und wenn das trotzdem hier irgendwie bekannt werden sollte, dann hat die Tante die eben von mir angeführten Anordnungen nicht in dem Testament, sondern in einem Privatbrief getroffen. Bei Gott ist kein Ding unmöglich und bei einer alten Tante erst recht nicht.“

Noch lange wurde über diesen Punkt debattiert,

bis es Christiane dann gelang, ihre Eltern für ihre Idee zu gewinnen, allerdings mit der Abänderung, daß man nicht nur bis zur Beisetzung, sondern noch acht Tage länger offiziell trauern wolle.

Aber als der Oberst dann mit seinen Damen nach wenigen Tagen von dem Begräbnis aus Berlin zurückkam, da war es die gewissenhafte Überzeugung aller, daß die Tante überhaupt kein Trauerkleid verdiene, denn ein Testament hatte die gemacht, einfach unehört. Gewiß, der Oberst erbte eine volle Million, aber er hatte nur das freie Verfügungsrecht über die Zinsen, nicht über das Kapital selbst. Dieses fiel nach seinem Tode und nach dem Tode seiner Frau an Christiane, aber nur dann, wenn diese noch unverheiratet war. Sollte sie vorher heiraten oder nach dem Tode ihrer Eltern noch eine Ehe eingehen, dann fiel das Geld an eine wohltätige Stiftung, ebenso dann, wenn der Oberst bei einer etwaigen Verheiratung Christianens von seinen Zinsen seiner Tochter auch nur einen Pfennig Zuschuß gab.

Auch Christiane selbst war in dem Testament bedacht und zwar mit den Zinsen einer weiteren halben Million, aber auch diese Zinsen gehörten ihr nur, solange sie unverheiratet blieb, und sobald sie heiratete, fielen die Zinsen und das Kapital ebenfalls an eine wohltätige Stiftung.

Und dann hatte in dem Testament, das ihnen der Notar zum Lesen gegeben hatte, noch ein anderer, allerdings unvollendeter und wieder durchgestrichener

Satz gestanden, der da lautete: „Sollte meine über alles von mir geliebte Nichte Christiane sich trotz der für diesen Fall angedrohten Enterbung verlieben, verloben oder gar verheiraten und sollte damit der —“

Damit hatte der Satz abgebrochen, er war dick durchstrichen, aber trotzdem leserlich gewesen und mit zierlicher Handschrift hatte dahinter gestanden: „Für diesen Fall habe ich besondere Bestimmungen getroffen.“

Es blieb jedem überlassen, sich auszudenken, wie der Satz hätte weitergehen sollen und worin die anderweitig getroffenen Bestimmungen bestanden.

Und die Unruhe aller war noch dadurch erhöht worden, daß der Notar erklärte, den Inhalt der anderen testamentarischen Bestimmungen dürfe er erst dann bekanntgeben, wenn Christiane sich wirklich jemals verloben sollte.

Auch ohne, daß der Notar es sagte wußten alle, was die Tante für diesen Fall bestimmt hatte. Sollte sich Christiane jemals gegen den Willen der Verstorbenen verheiraten, dann verlor nicht nur sie das Erbe, sondern dann mußten auch die Eltern das Erbe wiederherausgeben, weil sie die Tochter nicht gezwungen hatten, den letzten Wunsch der Verstorbenen zu erfüllen.

Und so zog Christiane, als man wieder zu Hause war, das Trauerkleid sofort aus und warf es in die Ecke: „Um die Frau soll ich trauern, um diese Frau, die mir mein ganzes Leben zerstört hat?“

Was habe ich nun davon, daß ich auf die Welt gekommen bin? Als alte Jungfer soll ich sterben, denn nun kann ich doch garnicht heiraten, ach, es ist zu entsetzlich."

Und wie schon so oft in den letzten Tagen weinte Christiane die blutigsten Tränen. Was half es, daß die Eltern ihr in Berlin die hübschesten Kleider, die schönsten Schuhe und Strümpfe, die modernsten Hüte gekauft hatten? Was sollte sie mit all den Sachen? Für wen sollte sie sich schmücken? Was hatte es für einen Zweck, daß sie durch ihre äußere Erscheinung die Freier anlockte? Sobald es bekannt wurde, daß sie bei ihrer Verheiratung nicht nur ihr ganzes eigenes Erbe verlor, sondern sogar nicht einmal von dem Vater einen Zuschuß annehmen durfte, mußte ja jeder Freier wieder zurücktreten, denn wovon sollte man da später leben?

Sobald die Freier den Inhalt des Testamentes erfuhren, war ihnen jede Möglichkeit genommen, ihre Bewerbung weiter aufrecht zu erhalten und dann mußte Christiane sogar die Demütigung erleben, daß die Freier linksunten Kehrten machten und wieder von dannen zogen. Aber das sollte, das durfte nicht sein, dann es lieber garnicht erst dahin kommen lassen, daß sich einer ernstlich um sie bewerbe.

So stand es bei Christiane fest, daß wenigstens die Offiziere des Regimentes von dem Inhalt des Testamentes Kenntnis erhalten sollten, dann wußten die gleich, woran sie waren und brauchten sich nicht

erst die Mühe zu geben, ihr Herz und ihre Mitgift zu gewinnen.

Zuerst hatten die Eltern dem widersprochen. Was ging das Testament die Öffentlichkeit an, aber Christiane bestand auf ihrem Willen und erwiderte trotzig: „Wenn Ihr es nicht erzählt, dann erzähle ich es jedem Leutnant, mit dem ich zusammentreffe.“

Schließlich gelang es ihr doch, die Eltern davon zu überzeugen, daß es offener und ehrlicher sei, allen gleich reinen Wein einzuschenken, und so wurde denn Hans Joachim um seinen Besuch gebeten. Dem würde man erzählen, wie alles stand, und er konnte dann im Kasino, wenn das Gespräch auf Christiane kam, den Kameraden mitteilen: „Herrschaften, Ihr irrt Euch, wenn Christiane heiratet, ist sie wieder das arme Mädchel, das sie früher war.“

Als Hans Joachim unmittelbar nach der Rückkehr des Herrn Oberst die Einladung zu einem ganz einfachen Abendessen erhielt und bei seinem Erscheinen bemerkte, daß er der einzige Gast sei, überfiel ihn der Gedanke: „Nun geht es dir an den Kragen, jetzt werden Mutter und Tochter es mit aller Gewalt darauf anlegen, dich einzufangen.“

Bis er dann im Laufe des Gespräches sehr bald den Inhalt des Testamentes erfuhr.

Zuerst war er vollständig entsetzt und wollte gar nicht glauben, was man ihm da erzählte. Er glaubte es auch dann noch nicht, als er das Original des

Testamentes, das der Notar dem Herrn Oberst überreicht hatte, in Händen hielt.

„Aber das ist doch garnicht möglich,“ meinte er endlich, „wie kann denn eine Tante, die ihre Nichte lieb hat, so grausam sein — und die Tante muß Sie, gnädiges Fräulein, doch sehr lieb gehabt haben, denn sonst hätte sie Ihnen persönlich doch nicht eine solche hohe Summe ausgesetzt, ich verstehe das ganz einfach nicht.“

Und voll ehrlichster Anteilnahme blickte er auf Christiane, die sich Gewalt antun mußte, um nicht wieder in Tränen auszubrechen, aber sie beherrschte sich dennoch, denn sie wußte, daß selbst das hübscheste Mädchen häßlich wird, wenn es weint. Und sie durfte nicht häßlich erscheinen, wenn sie Hans Joachim doch noch gewinnen wollte, denn mehr als je war ihr Äußeres jetzt ihr einziges Gut.

Hans Joachim wußte das Vertrauen, das man dadurch in ihn setzte, daß man ihm von dem Wortlaut des Testamentes Kenntnis gab, sehr wohl zu schätzen und selbstverständlich stand es von vornherein bei ihm fest, die Einzelheiten der testamentarischen Bestimmung niemals zu verraten, sondern lediglich gesprächsweise ganz im allgemeinen zu äußern, er wisse auf das genaueste, daß Fräulein Christiane mit allen Schikanen der Neuzeit enterbt werde, sobald sie auch nur daran dächte, sich zu verloben.

Das wußte er ja sogar sehr genau, aber trotzdem wollte er nicht daran glauben. Immer wieder las

er das Testament durch, um immer länger und länger bei dem durchgestrichenen Satz zu verweilen: „Sollte meine von mir über alles geliebte Nichte Christiane sich trotz der für diesen Fall angedrohten Enterbung verlieben, verloben oder gar verheiraten und sollte damit der — —“

Weiter ging es nicht und die für diesen Fall getroffenen weiteren Bestimmungen ruhten in den Händen des Notars.

Und es war Hans Joachims gewissenhafte Überzeugung, irgend etwas stimmte da nicht und mit einem Mal — — —

Hans Joachim mußte mit aller Gewalt an sich halten, um nicht laut Hurrah zu rufen und um nicht einen Freudentanz aufzuführen. Gewiß, ihn persönlich ließ die Entdeckung, die er glaubte, soeben gemacht zu haben, vollständig kalt, aber für Fräulein Christiane freute sie ihn doch. Du großer Gott, eine halbe Million haben oder nicht, war ein verdammt Unterschied und ob ein Mädels heiratet oder nicht, ist ihr auch nicht gleichgültig, selbst dann nicht, wenn der Mann, den sie bekommt, in Wirklichkeit garnicht der ist, den sie eigentlich gern gehabt hätte. Und Christiane würde sicher schon einen Mann finden und trotzdem ihr Geld behalten. Aber das durfte er jetzt noch nicht verraten, schon deshalb nicht, weil er wenigstens vorläufig noch mit der Möglichkeit rechnen mußte, daß er sich irrte, daß der Gedanke, der da

blitzschnell in ihm wach wurde, sich doch als falsch und trügerisch erwies.

Christiane würde schon heiraten, aber nicht ihn. Das mußte er ihr selbst so schnell wie möglich ausreden und dazu bot sich ihm Gelegenheit, als der Oberst sich nach dem Abendessen für eine kleine halbe Stunde in sein Arbeitszimmer zurückzog und als die Hausfrau von dem Diener abgerufen wurde.

Da begann er sofort von Scharfenberg zu sprechen und er tat es in einer Weise, daß Christiane es merken mußte, er selbst sei auf den nicht eine Spur eifersüchtig, er habe neulich diese Gefühle entweder geheuchelt oder er gönne sie dem Kameraden jetzt wirklich, da sich ja nun herausgestellt habe, daß Christiane arm blieb. Er selbst war ganz mittellos, aber Scharfenberg war, wenn auch nicht gerade reich, so doch wohlhabend, er war der einzige im Regiment, der die erforderliche Kautions aus eigenen Mitteln zu deponieren vermochte.

Aber was kam es in diesem Augenblick für Christiane darauf an, ob Scharfenberg vermögend war oder nicht? Sie hörte aus Hans Joachims Worten nur heraus, daß er weniger denn je daran dachte, ernstlich um sie zu werben und sie konnte ihn nicht einmal bitten: „Wenn Sie schon selbst nichts für mich empfinden, dann hören Sie wenigstens auf, mir von Scharfenberg zu sprechen. Der ist mir so gleichgültig wie nur möglich.“ Nicht einmal das durfte sie, denn dazu hatte sie Hans Joachim gegenüber Scharfenbergs Lob viel zu laut gesungen und diesen auf den letzten

Gesellschaften mit viel zu großer Auszeichnung behandelt.

Abermals mußte sie an sich halten, um nicht in Tränen auszubrechen, aber dafür flossen die Tränen um so reichlicher, als Hans Joachim dann endlich ging und als sie gleich darauf ihr Schlafzimmer aufsuchte, um ganz allein mit sich und ihren Gedanken zu sein. Und immer wieder kam sie zu der Erkenntnis: „An dem ganzen Unglück ist nur die Tante schuld. Hätte die anders testiert, dann würde in Hans Joachim doch noch die Liebe zu ihr wach geworden sein und wenn es auch nur des Geldes wegen gewesen wäre. Keinem anderen, der es lediglich auf ihre Mitgift absah, würde sie die Hand gereicht haben — — — — sie wollte um ihrer selbst willen geliebt und begehrt sein, aber bei Hans Joachim war es etwas anderes, den liebte sie und er mußte ja auch eine reiche Partie machen. Und sie hatte es sich so oft in ihren Träumen so schön ausgedacht, ihm ein hübsches und behagliches Heim zu bereiten und ihm für alle Zeiten alle Geldsorgen fernzuhalten.

Nun war es für immer mit diesem Traum vorbei und weinend und schluchzend warf Christiane sich in ihrem Bett hin und her, während sie mit blassen zuckenden Lippen die Tote immer wieder fragte: „Tante, warum hast du mir das angetan?“

Aber sie bekam keine Antwort auf ihre Fragen, wohl aber glaubte Hans Joachim die zu wissen, als

er zu derselben Stunde, in der Christiane mit den Toten haderte, in seinem Zimmer auf und ab ging.

Immer wieder sagte er sich: „Ja, so muß es sein, es ist überhaupt gar nicht möglich, daß es anders ist, ich lege meine Hände dafür ins Feuer.“

Und auch er gedachte der Toten und unwillkürlich sagte er halblaut vor sich hin: „Verehrte Frau Tante, nimm es der Christiane nicht allzu übel, daß die dich augenblicklich wahrscheinlich verwünscht und verflucht. Die Stunde wird schon noch kommen, in der sie ein- sieht, wie gut du es mit ihr gemeint hast.“

Bald darauf zog auch er sich sein langes weißes Nachthemd über den Kopf, kroch in sein Bett und schlief so ruhig und so glücklich ein, als hätte er heute ein gutes Werk getan. — —

## VI.

Drei Tage lang bildete der Tod der verstorbenen Tante das ausschließliche Gespräch in den Kreisen der Hofgesellschaft, auch die Tatsache, daß die Verstorbene angeordnet habe, die Verwandten dürften ihretwegen nicht trauern, wurde lebhaft erörtert. Aber das Testament interessierte natürlich am meisten und wurde hauptsächlich in dem Kasino lebhaft besprochen.

Die Nachricht, daß Christiane nicht heiraten dürfe, wenn sie ihr Vermögen nicht verlieren wolle, hatte wie eine Bombe eingeschlagen. Alle leiften mit ganz langen Gesichtern herum und mit Schrecken dachte ein jeder daran, daß er nun selbst bezahlen müsse, was er damals bei dem Requiem auf das Wohlergehen der Verstorbenen getrunken hatte. Bis spät in die Nacht hinein hatte die Sitzung gedauert, immer neue Flaschen Sekt waren herangeschleppt worden, man hatte gekneipt wie nie zuvor, und das schon deshalb, weil es nichts kostete. Einer von ihnen würde über kurz oder lang Christiane ja doch totensicher heimführen und

wer das tat, der sollte alles bezahlen, was getrunken worden war. Darüber hatte man sich geeinigt und so war der ganze Kitt vorläufig auf den Namen „Unbekannt“ gebucht worden. Ein Mitglied der Tischkommission hatte sich dafür verbürgt, daß die Schuld bis zur Verlobung gestundet würde. Aber nun hatte sich die Sachlage wesentlich anders gestaltet und die da neulich am fröhlichsten und am ausgelassensten gewesen waren, die ließen nun am meisten den Kopf hängen, denn die hatten am meisten getrunken und mußten nun auch das meiste bezahlen.

Aber sie dachten nicht nur an sich, sondern auch voll ehrlichster Anteilnahme an Fräulein Christiane. Jetzt, wo sie ihnen unerreichbar war, erschien sie ihnen allen schöner und begehrenswerter denn je. So 'n hübsches Mädchel und die durfte nicht heiraten! Das war einfach 'ne bodenlose Gemeinheit von der verstorbenen Tante und wenn sie noch lebt — — —

Man erging sich in den wahnsinnigsten Plänen, was man mit der Tante alles anstellen wollte, wenn die noch lebe. Die bei lebendigem Leibe zu rösten, war noch das wenigste, was man ihr antun wollte, und die Tante konnte wirklich von Glück sagen, daß sie bereits das Zeitliche gesegnet hatte, sonst wäre sie von den Leutnants erbarmungslos gelyncht worden.

Die Gemüter konnten sich garnicht wieder beruhigen, denn gerade Christiane wäre eine Frau gewesen, wie sie im Buche stand. Das Wieso und Warum erklärte keiner, man fragte auch nicht danach,

und jeder hatte so die Empfindung, als sei ihm im letzten Augenblick die Braut, auf die er mit Sicherheit gerechnet hatte, durch die Lappen gegangen.

Bis dann doch eine andere Neuigkeit das Interesse von Fräulein Christiane ablenkte.

Die in der Residenz erscheinende Tageszeitung brachte die Nachricht, daß in der nächsten Zeit Seine Hoheit, der Erbherzog, mit seinem intimen Freunde, dem Fürsten von Letzingen, zum Besuche am Hof Seiner Hoheit, des regierenden Herzogs, erwartet werde. Es solle, wie verlautete, eine Reihe von Hof-festlichkeiten stattfinden und in einem längeren Nachsatz war dann zu lesen, man gehe wohl mit der Annahme nicht fehl, daß der bevorstehende Besuch des Fürsten darauf abziele, die Prinzessin Rena zu gewinnen.

In der kleinen Residenz nahm die Bevölkerung an allem, was den Hof betraf, den regsten Anteil, besonders, wenn es sich um die Prinzessin Rena handelte, die sich bei allen der größten Beliebtheit erfreute. So wurde diese Zeitungsnotiz überall verschlungen und erregte allerorts die Gemüter. Aber keinen erregte sie so, wie Seine Hoheit, den regierenden Herzog. Der hatte, wie jeder andere Bewohner seiner Residenz, die Angewohnheit, die Tageszeitung gleich nach dem Erscheinen vom ersten bis zum letzten Wort durchzulesen. Ihn interessierte alles, was in der Stadt vorging und ein klein wenig trieb ihn auch jeden Tag die Neugierde, in dem Blättchen nachzusehen, ob

dieses nicht irgend etwas über ihn brächte: irgend eine leutselige Äußerung gegen einen seiner Untertanen, ein scherzhaftes Wort, die Erwähnung einer wohlthätigen Stiftung oder etwas ähnliches. Er liebte es, sich in der Zeitung gedruckt zu sehen, schon, damit seine getreuen Untertanen immer wieder aufs neue an ihn erinnert würden. Für gewöhnlich las er alles, was den Hof betraf, mit dem größten Interesse, aber als er heute Abend diese Notiz in dem Blatte fand, geriet er in die allergrößte Erregung und die Zornesader schwoh auf seiner Stirn. Wie kam das Blatt dazu, so etwas zu schreiben und woher wußte die Zeitung, daß er in der letzten Zeit verschiedentlich mit der Oberhofmeisterin den Plan, Prinzessin Rena zu verheiraten, besprochen hatte, richtiger gesagt, daß die ihm damit zu wiederholten Malen in den Ohren lag. Nicht einmal gegen seine Adjutanten hatte er etwas davon erwähnt. Es mußte also eine bodenlosen Indiskretion vorliegen und die konnte niemand anderes begangen haben als die Frau Oberhofmeisterin.

Oder sollte er Ihrer Exzellenz vielleicht doch Unrecht tun und sollte etwa sein Kammerdiener? — Seine Hoheit wußte ja, wie man den auszuhorchen versuchte, um allerlei Neuigkeiten vom Hofe zu erfahren, aber sein Kammerdiener war bisher stets von der größten Verschwiegenheit gewesen. Gleichviel, er mußte ihn sprechen, so klingelte er denn und gleich darauf trat der Kammerdiener ein, der in seiner

äußeren Erscheinung mit dem bartlosen, glattrasierten Gesicht, in seinem schwarzen Gehrockanzug und der weißen Binde den Eindruck eines würdevollen Geheimrats machte.

Seine Hoheit ließ ihm nicht einmal Zeit, sich wie sonst tief zu verneigen, sondern reichte ihm sofort die Zeitung: „Hier, lesen Sie das und dann sagen Sie mir: Sind Sie an diesem Geschmiere schuld? Aber die Wahrheit will ich wissen, die volle Wahrheit, denn wenn ich hinterher erfahre, daß Sie mich jetzt belügen, dann wehe Ihnen.“

Seine Hoheit befand sich in der allergrößten Erregung, aber das machte auf den Kammerdiener nicht den leisesten Eindruck. Er kannte seinen Herrn viel zu genau, um sich durch dessen Zornesausbrüche einschüchtern zu lassen, und vor allen Dingen hatte er ein vollständig gutes Gewissen.

„Lesen Sie diese Notiz,“ befahl seine Hoheit noch einmal.

Der Kammerdiener machte eine tiefe Verneigung: „Ich habe die Notiz bereits gelesen, Ew. Hoheit, ich war gerade mit der Zeitungslektüre beschäftigt, als Ew. Hoheit nach mir klingelten.“

„Nun, und was haben Sie zu erwidern?“

„Daß ich empört bin, wie Ew. Hoheit — — ich bin genau so empört, wie Ew. Hoheit es selbst sind.“

„Ist das alles? Können Sie mit gutem Gewissen beschwören, daß Sie an dieser Notiz unschuldig sind?“

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, erhob

der Kammerdiener die Finger seiner rechten Hand zum Schwur und sagte mit lauter, feierlicher Stimme: „Ich schwöre bei Gott, dem Allwissenden und Allmächtigen einen leiblichen Eid, daß ich — — — —“

„Das genügt mir vollständig,“ unterbrach ihn Seine Hoheit, „und ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich mich aufrichtig freue, Sie fälschlicherweise in Verdacht gehabt zu haben. Ich konnte es mir auch garnicht denken, daß gerade Sie, der Sie mir seit vielen Jahren so treu dienen, vor dem ich kein Geheimnis habe, daß Sie, der alles weiß, was mich betrifft — — — apropos, Sie haben Fräulein Verden mein Billet überbracht?“

„Der Befehl Ew. Hoheit ist ausgeführt worden. Das gnädige Fräulein wird heute Abend zur befohlenen Stunde vor Ew. Hoheit erscheinen, läßt aber in aller Ergebenheit darum bitten, daß vielleicht der Posten, der vor dem Südausgang des Schlosses steht, eingezogen wird, oder daß er wenigstens den Befehl erhält, nicht mehr in einem so weiten Umkreis auf und ab zu patrouillieren. Es wird dem gnädigen Fräulein immer schwerer, das Schloß unbemerkt zu betreten und zu verlassen.“

„Schön, gut, daß man mich darauf aufmerksam macht. Gehen Sie gleich nachher zu dem Wachhabenden hinüber, Sie wissen ja allein, wie weit der Posten patrouillieren kann, ohne bis an die kleine Geheimtür zu gelangen. Sagen Sie, die lauten Schritte des Postens auf dem Pflaster störten mich

bei der Arbeit, oder sagen Sie etwas Ähnliches.“ Dann aber kam Seine Hoheit gleich wieder auf die Zeitungsnotiz zu sprechen: „Wer kann denn aber nur schuld daran sein, daß diese Andeutungen in die Presse gelangten? Wenn Sie einen Verdacht haben, dann sprechen Sie ihn nur ruhig aus.“

„Ich habe mir darüber auch schon den Kopf zerbrochen,“ meinte der Kammerdiener, „und wenn es nicht Ihre Exzellenz, die Frau Oberhofmeisterin gewesen ist, dann weiß ich es wirklich nicht.“

Der Kammerdiener konnte sich schon erlauben, ein offenes Wort zu reden, besonders, wenn dieses gegen die Exzellenz gerichtet war. In der ungnädigen Stimmung gegen die Frau Oberhofmeisterin waren Seine Hoheit und der Kammerdiener sich einig. Die steckte ihre Nase in viel zu viel Dinge, die sie garnichts angingen, und es war beiden bekannt, daß namentlich die soeben erst begonnene kleine Liebesaffaire Seiner Hoheit mit der hübschen Schauspielerin absolut nicht den Beifall Ihrer Exzellenz fand. Nicht nur, daß sie es überhaupt für im höchsten Grade unpassend erklärte, daß ein Mann in dem Alter und in der Stellung Seiner Hoheit sich noch mit derartigen Abenteuern abgab, sie hatte an Fräulein Verden noch deren Stolz und deren Ehrgeiz auszusetzen. Die war nach der Ansicht Ihrer Exzellenz nicht damit zufrieden, nur vorübergehend die Geliebte des Herzogs zu sein, die legte es darauf ab, den Herzog möglichst für immer in ihre Gewalt zu bekommen, und mit Rücksicht auf

die Prinzessin Rena hatte sie kürzlich den Mut gehabt, mit Seiner Hoheit offen darüber zu sprechen und ihm ihre schweren Bedenken gegen die Fortsetzung dieser Liaison zu äußern.

An dem Tage wäre Ihre Exzellenz beinahe zum Fenster hinausgeflogen. Seine Hoheit war derartig heftig geworden, daß er die Gräfin Linkfuß am liebsten mit starken Armen ergriffen und durch die geschlossenen Fensterscheiben hindurch in die frische Luft befördert hätte, selbst auf die Gefahr hin, daß Ihre Exzellenz nicht in der frischen Luft hängen blieb, sondern mehr oder weniger laut krachend zur Erde niederfiel.

Das war Seiner Hoheit denn doch über die Hut- schnur gegangen, sich von der Oberhofmeisterin seiner Tochter sogar über die Wahl seiner Freundinnen Vorschriften machen zu lassen.

Und an dem Tage war er zum erstenmal zu der Erkenntnis gekommen, daß es vielleicht wirklich ganz gut wäre, wenn die Prinzessin bald heiratete. Dann hatte auch er endlich Ruhe vor der Oberhofmeisterin, dann hörte diese ewige Bevormundung auf, dann brauchte er sich nicht mehr, fortwährend sagen zu lassen: „Denken Ew. Hoheit an die Prinzessin Rena, an dieses reine, unverdorbene Kind.“

Es war wirklich schon das beste, die Prinzessin heiratete bald. Gewiß, er liebte sein Kind über alles und das hatte ihn erst kürzlich wieder flehentlich gebeten, es nicht gegen seinen Willen mit dem Fürsten von Letzingen zu vermählen. Sie sei doch noch so

jung, sie wolle das Leben und die Freiheit noch genießen. Vor allen Dingen aber liebe sie den Fürsten nicht, wenigstens vorläufig nicht, „und nicht wahr, Papi, das wirst du doch nicht wollen, daß deine Rena einen Mann heiratet, den sie nicht lieber hat als alles andere auf der Welt, natürlich nicht lieber als dich, Papi, aber doch wenigstens ebenso lieb.“

Und zärtlich hatte sie ihren Kopf an seine Wange geschmiegt und ihn mit ihren kleinen, weichen, zarten Händen geliebkost, daß ihm ganz warm um das Herz wurde und daß er zu ihr sagte: „Sei ruhig, kleine Rena, und mache dir keine Sorgen, ich werde dich nie zwingen, einen Mann zu heiraten, den du nicht willst,“ um dann aber gleich darauf doch zu fragen: „Was hast du den eigentlich an dem Fürsten auszusetzen? Warum glaubst du nicht, daß du ihn wirst lieben können?“

Die Prinzessin war die Antwort darauf schuldig geblieben und Seine Hoheit hatte sich darüber nicht weiter gewundert. Aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen wußte er ja selbst am besten, daß es sehr schwer, wenn nicht fast unmöglich ist, es zu definieren, warum man einen Menschen liebt, oder warum man ihn nicht liebt.

Seine Hoheit war nicht weiter in die Prinzessin gedrungen und hatte das Gespräch baldmöglichst beendet, um nicht allzu weich zu werden und um sich nicht zu dem Versprechen hinreißen zu lassen: „Wenn du nicht willst, brauchst du überhaupt niemals zu heiraten.“

Was die Prinzessin wohl sagen würde, wenn sie den Artikel in der Zeitung las? Nun waren seine Gedanken doch wieder bei der Zeitungsnotiz angekommen und so fragte er denn jetzt: „Hat Ihre Hoheit, die Prinzessin, das Blatt schon zu lesen bekommen?“

Der Kammerdiener beeilte sich, Seine Hoheit zu beruhigen: „Ew. Hoheit wissen doch, daß Frau von Alten, die Kammerfrau Ihrer Hoheit, der Prinzessin, den Befehl hat, die Zeitung erst jeden Abend sehr genau daraufhin durchzusehen, ob irgend etwas darin steht, was für Ihre Hoheit nicht geeignet wäre. Ihre Hoheit wird heute das Blatt ganz gewiß nicht in die Hand bekommen, für alle Fälle kann ich das ja der Kammerfrau noch einmal einschärfen.“

„Ja, tun Sie das,“ stimmte Seine Hoheit ihm bei, „gehen Sie jetzt gleich zu ihr und dann überbringen Sie der Frau Oberhofmeisterin meinen Befehl, sofort vor mir zu erscheinen, ganz einerlei, in welcher Toilette sie sich befindet. Geben Sie ihr den guten Rat, mich nicht warten zu lassen. Was Sie mir vorhin sagten, bestärkt mich in dem Verdacht, daß nur Ihre Exzellenz die Mitteilung in die Zeitung lanciert haben kann.“

Aber als die Frau Oberhofmeisterin dann Seiner Hoheit gegenüberstand, mußte er fast zu seinem Bedauern einsehen, daß Ihre Exzellenz unschuldig war. So entrüstet, so empört hatte er sie noch nie gesehen, nicht einmal dann, wenn sie ihm Vorhaltungen machte: „Ich bin außer mir, Ew. Hoheit,

Gott mag wissen, wer diese Indiskretionen begangen hat, wenn überhaupt von einer solchen die Rede sein kann. Ich vermute, daß die Redaktion sich diese Mitteilung glatt erfand oder daß sie die zusammen kombinierte, denn schließlich ist die Prinzessin ja doch in dem heiratsfähigen Alter und man weiß, daß der Fürst mit Seiner Hoheit, dem Erbherzog, sehr befreundet ist."

Es klang etwas aus den Worten Ihrer Exzellenz heraus, das Seine Hoheit zu der Überzeugung brachte, Ihre Exzellenz sprach die Wahrheit und so sagte er denn: „Ich glaube Ew. Exzellenz, daß Sie nicht an der Affäre beteiligt sind. Ich werde morgen vormittag meinen Adjutanten vom Dienst auf die Redaktion schicken, damit der dort ein kräftiges Wort mit den Leuten redet. Ist es so, wie Sie vermuten, Exzellenz, dann muß die Zeitung morgen Abend alles widerrufen und öffentlich eingestehen, sich alles erfunden zu haben. Und damit wäre unser Gespräch wohl eigentlich beendet, nur noch eins. Es ist mir schon oft aufgefallen, daß Sie immer nur von dem Fürsten sprachen, wenn Sie mir vorstellten, es wäre Zeit, daß die Prinzessin an das Heiraten dächte. Warum ist Ihnen gerade so viel daran gelegen, daß die Prinzessin sich für den Fürsten entscheidet? Steckt Seine Hoheit, der Erbherzog, vielleicht irgendwie dahinter? Hat der sich für seinen Freund, den Fürsten, bei Ihnen verwandt? Ich persönlich habe gegen den nicht das geringste einzuwenden, er soll mir als

Schwiegersohn jederzeit willkommen sein, aber nur unter der Bedingung, daß die Prinzessin seine Zuneigung erwidert, und ich bitte Sie dringend, in der Hinsicht keinen Druck auf die Prinzessin ausüben zu wollen."

Als Antwort hatte Exzellenz nur eine tiefe Verbeugung und Seine Hoheit schien auch gar keine andere Antwort zu erwarten, sondern es für selbstverständlich zu halten, daß man seinen Wunsch respektiere.

Gleich darauf hatte Ihre Exzellenz das Zimmer Seiner Hoheit verlassen, um draußen auf dem Korridor tief Atem zu holen: Gott sei Dank, für den Augenblick war sie der Gefahr entronnen, Seiner Hoheit Rechenschaft ablegen zu müssen, warum ihre Wahl gerade auf den Fürsten gefallen sei. Sie hatte das Seiner Hoheit gegenüber schon oft genug begründet, hatte die Vorzüge des Fürsten in den hellsten Farben geschildert, aber das mußte ihm doch nicht genügt haben.

Wie dem aber auch immer war, auf jeden Fall war durch die Indiskretion der Presse das Heiratsprojekt akut geworden. Nach der Ansicht der Exzellenz gab es jetzt kein Zurück mehr, sondern nur noch ein Vorwärts. Sie mußte ihren Plänen zum Siege verhelfen, ganz einerlei, ob mit oder ohne Hans Joachims Hilfe. Nicht etwa, als ob sie geglaubt hätte, nicht auch ohne ihn ihr Ziel zu erreichen, aber sie hätte den doch lieber als befreundeten Bundesgenossen an ihrer Seite gehabt, als daß sie nach wie vor in

ihm einen versteckten Gegner sehen mußte. Gewiß, seitdem Hans Joachim damals bei ihr den Tee getrunken hatte, war er niemals wieder auch nur mit einer Silbe auf das im Theater besprochene heikle Thema zurückgekommen, aber trotzdem oder vielleicht gerade deshalb hielt sie eine Erneuerung des Gespräches nicht für aufgehoben, sondern lediglich für aufgeschoben.

Ein leises Unbehagen überschlich Ihre Exzellenz, so oft sie an Hans Joachim dachte, und sicher hätte ihr sogar vor ihm gegraut, wenn sie geahnt hätte, wie Hans Joachim sich ihretwegen das Gehirn zermartete, als er die Zeitung zur Hand genommen und die Notiz gelesen hatte. Sollte die Oberhofmeisterin dahinter stecken? Er wußte es nicht, aber gleichviel, je eher diese verschwand, desto besser. Darin stimmte er der Prinzessin vollständig bei, aber wie sollte er die Exzellenz stürzen? Den Anfang glaubte er ja gemacht zu haben, aber nun war die Sache auf einem toten Punkt angelangt, wie sollte es weiter gehen? Das Nachdenken allein half nichts, er mußte endlich zu einem Resultat kommen, aber wie?

Er wußte es selbst nicht, wie lange er schon so in Gedanken versunken dasaß. Er war nicht einmal ausgegangen, sondern hatte sich von seinem Burschen zum Abendessen auftragen lassen, was der im Hause hatte. Viel war es nicht gewesen, aber es hatte ihm genügt. Er war wirklich nicht in der Stimmung, am Stammtisch oder im Kasino zu erscheinen, um

dort das Gerede über die bevorstehende Verlobung der Prinzessin mit anzuhören. Er wußte ja auch ohnehin, was die Kameraden dadurch verloren. Dann würden die Hoffeste vollständig aufhören, dann gab es keine Hofbälle und erst recht keine neuen Vortänzer mehr, denn wenn Seine Hoheit erst allein war, dann würde der die Hoffeste auf ein Minimum beschränken. Vielleicht, daß der dann alljährlich einen offiziellen Empfang gab, aber das war auch alles.

Für das gesellschaftliche Leben würde die Verlobung der Prinzessin einen schweren, geradezu unersetzlichen Verlust bedeuten und schon deshalb mußte sie so weit wie nur irgend möglich hinausgeschoben werden. Und für ihn persönlich kam noch etwas anderes hinzu, er konnte sich das Leben in der Residenz ohne die Prinzessin garnicht vorstellen und wenn er daran dachte, daß nun vielleicht doch bald der Fürst die Hand der Prinzessin erhielte, wenn er sich ausmalte, daß der dann ein Recht darauf hatte, die Prinzessin zu küssen, ja, noch mehr, daß sie ihm dereinst angehören würde mit Leib und mit Seele — — — —

Eine wilde Eifersucht packte ihn bei dem bloßen Gedanken und doch, was ging ihn die Prinzessin an? Er hatte Scharfenberg ausgelacht, als der ihm in der Trunkenheit gestand, die Prinzessin zu lieben, und er selbst war jetzt nicht einmal betrunken, sondern so nüchtern, wie ein Mensch nur immer sein konnte. Und trotz alledem, nein, er liebte sie nicht, schon, weil er sie nicht lieben durfte, weil es ein Wahnsinn war,

sich in sie zu verlieben. Aber an dem Ballabend in dem Hause des Kommandeurs, als er, wenn auch nur im Scherz, als Sultan zu ihr sprach, als er hinterher mit ihr tanzte — — so wild und so stürmisch hatte das Blut noch nie in seinen Adern gerast und er hatte doch weiß Gott schon manches hübsche, junge Mädchen in seinen Armen gehalten.

Wieder sprang er empor und ging mit großen, erregten Schritten auf und ab, als plötzlich sein Bursche bei ihm eintrat, um ihm zu melden: „Herr Leutnant, es ist eine Dame draußen, die den Herrn Leutnant unbedingt sprechen will.“

„Eine Dame?“ Hans Joachim war wirklich nicht in der Laune, gerade jetzt irgendwelchen Besuch zu empfangen. Gott mochte wissen, wer da war, er konnte sich im Augenblick nicht darauf besinnen, für heute irgend eine Verabredung getroffen zu haben. „Wer ist es denn?“ fragte Hans Joachim den Burschen, als er sich allein den Besuch nicht zu erklären vermochte, „und vor allen Dingen, ist sie hübsch?“

Aber der Bursche schüttelte den Kopf: „Mir gefällt sie nicht, Herr Leutnant, es haben schon viel hübschere bei uns Schokolade gegessen und getrunken und jung ist sie auch nicht mehr. Allerdings, das Gesicht kann man nicht erkennen, um den Kopf hat sie immer ein Umschlagetuch nach dem anderen gewickelt und wie die sich in der Verpackung überhaupt hierher gefunden hat, verstehe ich nicht. Die ist so ver mummt, daß man überhaupt nichts von ihr sieht,

bloß die Kleider und die Figur. Aber trotzdem, Herr Leutnant, schön ist sie nicht und auch nicht mehr jung, mindestens so in die vierzig, wenn nicht an die fünfzig. Ich habe für so etwas einen Blick, Herr Leutnant, ich habe doch auch eine Mutter und eine Großmutter."

Hans Joachim stand nachdenklich da, er hörte kaum hin auf alles, was sein Bursche da redete, jetzt fragte er nur: „Haben Sie denn gesagt, daß ich zu Hause wäre?“

„Das konnte ich nicht gut leugnen, Herr Leutnant, denn was die Dame ist, die hat das Licht draußen durch die Vorhänge schimmern sehen, mit der Ausrede war es also nichts, aber ich habe eine andere gebraucht, eine viel feinere, ich habe gesagt: Ich müßte erst mal nachsehen, ob der Herr Leutnant auch zu sprechen wären, soviel ich wüßte, hätten der Herr Leutnant heute bereits Damenbesuch.“

„Sie sind wohl ganz verrückt?“ herrschte Hans Joachim den Burschen an. „Was soll die Dame denken, wenn Sie ihr so etwas erzählen. Die Dame kann doch auch eine wirkliche Dame sein.“

Aber der Bursche machte ein so ungläubiges Gesicht und sah seinen Herrn so verschmitzt lächelnd an, daß Hans Joachim Mühe hatte, ernst zu bleiben, aber trotzdem sagte er: „Sie haben sich meine Worte lediglich anzuhören, ohne das, was Sie sich dabei denken, irgendwie zu verraten,“ und gleich darauf befahl er: „Ich lasse die Dame bitten, näherzutreten.“

Wenig später trat die in das Zimmer und der Bursche hatte Recht: die war so verhüllt und verschleiert, daß man von ihrem Gesicht nicht das geringste erkennen konnte. Ganz verduzt betrachtete Hans Joachim seinen Gast und fragte sich immer wieder: Wer konnte denn nur so geheimnisvoll zu ihm kommen? Doch nicht etwa die Prinzessin oder die Hofdame? Natürlich, schon ein solcher Gedanke war Wahnsinn, aber die da vor ihm stand, wollte etwas anders, als Süßigkeiten bei ihm essen und ein paar Zigaretten rauchen, wie es die kleinen Mädchen, die ihn besuchten, mit Vorliebe taten.

Mit einer einladenden Handbewegung wies Hans Joachim auf einen Stuhl: „Was Sie auch immer zu mir führt, meine Gnädigste, ich heiße Sie herzlich willkommen. Bitte, nehmen Sie doch Platz und legen Sie zunächst wenigstens einmal drei von ihren zahllosen Schleiern ab. Es ist hier ohnehin etwas sehr reichlich warm im Zimmer, Sie würden, wenn Sie so verhüllt blieben, sehr bald wie in einem Dampfbad schwitzen und könnten sich hinterher auf der Straße auf den Tod erkälten.“ Und er trat auf sie zu, um ihr beim Ablegen behilflich zu sein.

Aber ganz erschrocken erhob sie abwehrend die Hände: „Sie Haben Recht, es ist hier sehr warm, aber trotzdem, erst muß ich die Gewißheit haben, daß uns niemand belauscht und beobachtet.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Hans Joachim, um gleich darauf hinzuzusetzen: „Ach so, nun verstehe

ich, Sie glauben, daß der Bursche vielleicht da draußen auf dem Korridor steht und durch das Schlüsselloch guckt? Ich glaube es zwar nicht, aber trotzdem, zu ihrer Beruhigung — — —“

Als dächte er garnicht daran, ihren Wunsch zu erfüllen, ging er mit ruhigen, gemessenen Schritten im Zimmer auf und ab, nur daß er sich dabei immer mehr und mehr der Stubentür näherte. Immer ganz allmählich und in ganz unauffälliger Weise, um dann plötzlich nicht vor der Tür selbst Halt zu machen, sondern etwas seitwärts. Und dann drückte er ganz leise, völlig unhörbar die Klinke nieder und stieß gleich darauf die Tür mit solcher Gewalt auf, daß alles kaput gehen mußte, was da etwa hinter der Tür stand.

Und es mußte da etwas gestanden haben, denn Hans Joachim hörte nicht nur einen halb unterdrückten Fluch, sondern er hörte auch, wie jemand krachend gegen die Wand flog und von da gegen einen Kleiderschrank. Der mußte diesem Anprall nicht gewachsen gewesen sein, denn er kam ins Wanken und zwei große, schwere Koffer, die auf dem Schrank lagen, kamen ins Fallen und gleich darauf ertönte ein zweiter Fluch. Der Bursche mußte in des Wortes wahrster Bedeutung ganz gehörig was auf den Kopf bekommen haben.

Als Hans Joachim gleich darauf aus dem Zimmer trat, saß der Bursche auf dem Boden und rieb sich mit beiden Händen die Schädeldecke.

„Was ist denn hier eigentlich los?“ fragte Hans Joachim anscheinend ganz verwundert.

„Ich weiß es auch nicht, Herr Leutnant,“ log der Bursche darauf los, „hier muß irgendwo ein Erdbeben gewesen sein, ein Erdbeben, oder so etwas Ähnliches. Ich stand ganz ahnungslos auf dem Korridor, es muß irgendwo ein Fenster offen stehen, denn plötzlich kriegte mich ein Windstoß beim Kragen und schmiß mich gegen die Wand und von da gegen den Schrank.“

„Das ist ja sonderbar,“ meinte Hans Joachim, um dann anscheinend ganz harmlos zu fragen: „Vielleicht ist der Windstoß dadurch entstanden, daß ich etwas zu plötzlich meine Tür aufmachte?“

Aber der Bursche widersprach: „Nein, Herr Leutnant, das war es nicht, denn sonst hätte ich doch auch etwas davon merken müssen, daß der Herr Leutnant die Tür aufmachte, aber davon habe ich ja garnichts gemerkt.“

„Na, dann ist es ja gut,“ meinte Hans Joachim, „dann brauche ich mir ja keine Vorwürfe zu machen, wenn Sie morgen mit einer großen Beule auf dem Kopfe herumrennen. Nun aber erheben Sie sich, schwacher Geist, richten Sie die Trümmer Karthagos wieder auf, um dann in Ihrer Stube zu verschwinden, aber das sage ich Ihnen, wenn heute Abend nochmals ein Erdbeben kommen sollte, dann mache ich Sie ganz allein dafür verantwortlich.“

„So meine Gnädige,“ begrüßte Hans Joachim

seinen unbekanntem Gast, als er wieder in das Zimmer trat, „nun ist die Luft rein. Beim Militär ist das nun einmal nicht anders, da sind solche Luftreinigungsprozeduren immer mit Blitz und Donner verbunden, hoffentlich haben Sie sich nicht allzusehr erschrocken. Nun aber, schöne Maske, bitte ich um die Demaskierung.“

Diesesmal duldete sie es, daß er ihr behilflich war, die Schleier abzulegen, aber als er dann in das Gesicht seines Besuches sah, erkannte er in ihr Frau von Alten, die Kammerfrau der Prinzessin Rena. Unwillkürlich trat er vor Erstaunen einen Schritt zurück, dann aber fragte er: „Wie kommt mir dieser Glanz in meine Hütte? Daß der Leutnant zu Hofe geht, ist natürlich, daß aber der Hof einen armen Leutnant in seiner Klause aufsucht, ist neu.“

Frau von Alten, eine gänzlich verarmte Adlige von etwa fünfzig Jahren, die mehr als froh gewesen war, als sie endlich bei der Prinzessin die Stelle der Kammerfrau erhielt, empfand es als eine Auszeichnung, daß Hans Joachim auch sie zum Hofe rechnete, bei dem sie doch nur eine sehr untergeordnete Stellung bekleidete. Die meisten zählten sie überhaupt garnicht mit, sahen in ihr weiter nichts als eine bessere Dienerin, und hielten es kaum für nötig, sie zu begrüßen.

So fühlte sie sich denn jetzt durch Hans Joachims Worte sehr geehrt und geschmeichelt, zumal die nicht im leisesten ironisch geklungen hatten.

Hans Joachim sah es, wie sie sich darüber freute, einmal wieder für eine Dame gehalten zu werden und er hätte ihr gern noch eine weitere halbe Stunde gegönnt, damit sie sich im stillen weiter freuen könne, aber dazu war er denn doch zu neugierig, zu erfahren, was die Kammerfrau zu ihm führe und so sagte er denn jetzt: „Ich gehe wohl in der Annahme nicht fehl, gnädige Frau, daß Sie im Auftrage der Prinzessin zu mir kommen, daß diese irgend eine Botschaft für mich hat, die sie sonst keinem anderen anvertrauen wollte. Habe ich da Recht?“

Frau von Alten saß in seligster Verzückung da. Er, der Vortänzer bei Hofe, hatte sie, eine einfache Kammerfrau, „gnädige Frau“ genannt, genau so, als ob sie noch wie früher bei Lebzeiten ihres Mannes die Herrin auf eigenem Grund und Boden wäre, ebenso, als ob sie selbst mit zu der Hofgesellschaft gehöre. Wie lange war es her, daß sie so genannt worden war? Wer ganz besonders höflich gegen sie war, nannte sie höchstens „Frau von Alten“.

Mit beinahe verklärten Augen sah sie Hans Joachim an. Der war weiß Gott ein zu lieber, prächtiger Mensch und wenn sie nachher erst wieder im Schloß war, dann wollte sie der Prinzessin erzählen, wie nett und gut er gegen sie gewesen war, schon, damit die Prinzessin auch ihrerseits womöglich noch freundlicher gegen ihn war, ihre liebe, kleine Prinzessin, die sie wie ihre eigene Tochter liebte und die man nun mit aller Gewalt gegen ihren Willen verheiratet

wollte. Aber um das zu verhindern, war sie ja hier und so sagte sie denn: „Ja, Sie haben Recht, Herr Leutnant, Ihre Hoheit, die Prinzessin, schickt mich, oder richtiger gesagt, ich habe mich freiwillig erboten, zu Ihnen zu gehen. Ich konnte es nicht mehr mit ansehen, wie traurig und verzagt die Prinzessin dreinblickte, und ich konnte es nicht länger mit anhören, wie sie immer wieder sagte: ‚Wenn ich doch wenigstens Hans Joachim heute Abend noch sprechen, oder rühm wenigstens gleich einen Brief schicken könnte.‘ Und ich wußte ja sofort, wer mit diesem „Hans Joachim“ gemeint war, denn wenn die Prinzessin bei dem Ankleiden oder Ausziehehn von Ihnen spricht, Herr Leutnant, dann nennt die Prinzessin Sie stets nur „Hans Joachim“, weil sie den Namen so hübsch findet.“

Eigentlich hätte das Frau von Alten nicht verraten dürfen, das wußte sie selbst, aber er war so freundlich zu ihr, warum sollte sie ihm da nicht auch eine Freude bereiten? Und sie merkte es ihm ja nur zu deutlich an, wie er sich freute. Er sagte zwar nichts, aber sie las es in seinen glänzenden Augen und in seinen Mienen.

„Nicht wahr, Herr Leutnant,“ bat sie plötzlich, „was ich Ihnen da eben sagte, bleibt aber natürlich unter uns. Ich würde sonst sofort bei Ihrer Hoheit in Ungnade fallen, wenn sie wüßte, daß ich aus der Schule geplaudert hätte.“

Hans Joachim erhob die Finger zum Schwur: „Seien Sie ganz unbesorgt, liebe gnädige Frau, so

wahr ich an einen Gott glaube, so wahr kommt keine Silbe über meine Lippen. Nun aber bitte, erzählen Sie weiter.“

Und dann erfuhr Hans Joachim alles: „Sie haben heute ja auch die Zeitung gelesen, Herr Leutnant. Ich hätte sie der Prinzessin niemals gegeben und zum Überfluß kam auch noch der Kammerdiener Seiner Hoheit, um mir den strengen Befehl Seiner Hoheit zu überbringen, der Prinzessin unter keinen Umständen die Zeitung heute in die Hand zu geben. Ich habe mein möglichstes versucht, um sie ihr vorzuenthalten, ich habe gelogen, daß ich dem lieben Herrgott gegenüber ein ganz schlechtes Gewissen habe, aber was half das alles? Die Prinzessin sah mich so bittend und flehend an, sie schmeichelte und drohte, dann fing sie an zu weinen und erklärte: Wenn sie nicht erführe, was in der Zeitung stände und warum sie es nicht lesen solle, dann müsse sie annehmen, daß etwas ganz Häßliches und Schlechtes über sie oder ihren Vater da gedruckt stände, und sie quälte mich solange, bis ich dann doch endlich schwach wurde. Dem Befehl Seiner Hoheit habe ich natürlich gehorcht, ich habe der Prinzessin die Zeitung nicht gegeben, sondern habe ihr nur erzählt, was darin steht.“

„Und wie hat die Prinzessin es aufgenommen?“ fragte Hans Joachim voller Neugierde.

„Ihre Hoheit war außer sich und als ich mich dann auf ihren Wunsch hinter den Kammerdiener Seiner Hoheit gesteckt und von diesem erfahren hatte, daß

die Frau Oberhofmeisterin heute Abend bei Seiner Hoheit war und daß die beiden über den Zeitungsartikel konferiert hätten, da war es mit der Selbstbeherrschung der Prinzessin vorüber, sie weinte die bittersten Tränen, denn ob mit Recht oder Unrecht vermutet sie, daß in diesem Gespräch ihr Schicksal entschieden wurde. Zu allem Unglück ist heute auch noch Fräulein Ursula von Rengwitz beurlaubt, da sie sich nicht wohl fühlte. So war ich mit der Prinzessin allein, um sie zu trösten und um sie nach Möglichkeit zu beruhigen und wie ich Ihnen schon vorhin erklärte, ich habe mich erboten zu Ihnen zu gehen, die Prinzessin hat Ihnen sehr lang und sehr ausführlich geschrieben, hier ist der Brief."

Und mit schnellen Augen las Hans Joachim gleich darauf:

„Sehr geehrter Herr Leutnant!

Ich schreibe Ihnen in fliegender Hast. Meine liebe Frau von Alten, auf deren treue Ergebenheit ich mich jederzeit verlassen kann, wird Ihnen erzählt haben, was mich veranlaßt, Ihnen zu schreiben. Und da meine ich: Es ist die höchste Zeit, zu handeln, wir dürfen nicht mehr überlegen, was geschehen soll, sondern es muß etwas geschehen. Ich habe mir lange hin und her überlegt, was Sie mir an dem Tanzabend im Hause des Herrn Oberst erzählten. Sie werten sich erinnern, daß ich Ihnen zurief: Ich wüßte, wie die Intrigue, die Sie, wenigstens nach meiner Meinung, so gut einfädelten, weiter ginge. Ich hätte

Ihnen auch schon längst geschrieben, aber ich muß ja noch mehr als vorsichtig sein. Unsererins kann ja nicht einmal wie jeder gewöhnliche Sterbliche einen Brief in den Kasten werfen: auf der Post kennt man unsere Handschriften und wie leicht hätte ein Brief in falsche Hände kommen können? Heute sende ich Ihnen nun diese Zeilen, um Ihnen zu sagen, daß ich zwar nie Lateinisch lernte, daß ich aber vielleicht trotzdem etwas Lateinisch kann. Sie sagten mir, wenn die Gräfin Linkfuß von Ihnen die Beweise dafür verlange, daß sie ihre Stellung bei Hofe nicht mehr zu recht bekleide, dann wären Sie mit Ihrem Latein am Ende. Daher muß ich jetzt mit meinen Kenntnissen einspringen und da sage ich: Wenn die Beweise nicht da sind, müssen die ganz einfach herbeigeschafft werden. Fürchten Sie nichts, ich will keine Fälschungen oder etwas Ähnliches begehen. Es geht auch viel einfacher. Ich lege diesen Zeilen einen mit Bleifeder geschriebenen Brief meiner verstorbenen Mutter bei, den die Herzogin zu Beginn ihrer Krankheit von ihrem Krankenlager aus an mich richtete. Obgleich der Inhalt dieses Briefes vollständig harmlos ist, bitte ich Sie dennoch, denselben nicht zu lesen, und ich weiß, daß Sie ihn auch nicht lesen werden. Sonst wären Sie nicht der, für den ich Sie halte."

Warum — — — das wußte er selbst nicht, aber als er diese Worte las, erfüllte ihn ein großes Glücksgefühl. Ihm wurde so froh und so leicht und doch vermochte er es sich nicht zu erklären. Geschah es,

weil die Prinzessin ihm ein Lob spendete? Was machte er sich daraus, daß die Prinzessin Rena eine Prinzessin war? Auch jetzt war sie für ihn nichts weiter, als das entzückendste Geschöpf, das er kannte; das allerdings war ja auch schon sehr viel und wenn sie ihm vertraute, so sollte sie sich darin nicht getäuscht haben.

Dann las er weiter:

„Sie werden diesen Brief meiner verstorbenen Mutter in einem versiegelten Couvert stets bei sich tragen, um ihn sofort zur Hand zu haben, wenn Sie ihn gebrauchen. Ich werde dafür sorgen, daß diese Stunde bald kommt und wenn es soweit ist, dann ziehen Sie das versiegelte Couvert hervor, öffnen es, nehmen den Brief heraus, halten den der Exzellenz unter die Nase und sagen: ‚Hier ist der Beweis, von dem ich Ihnen sprach, erkennen Sie die Handschrift der verstorbenen Herzogin?‘ Natürlich werden Sie ihr den Brief nicht aushändigen, sondern ihr erklären, Sie würden sofort eine Audienz bei Seiner Hoheit nachsuchen, um diesem Meldung zu erstatten. Natürlich muß ich dieser Scene beiwohnen. Ich bin gewiß nicht schadenfroh, ich kann keinem Menschen ein Leid antun, aber trotzdem, das will ich mit ansehen, wie die stolze Gräfin, wenn auch nur bildlich, vor Ihnen auf den Knien liegt und Sie bei allen Göttern anfleht, sie nicht zu verderben. Denn das unterliegt für mich keinem Zweifel, daß Ihre Exzellenz auf diesen, wie ich selbst zugebe, sehr plumpen Überfall hin sich für

besiegt erklärt. Ich habe mir auch schon ihre Nachfolgerin ausgesucht. Es ist eine Verwandte meiner lieben Freundin Ursula. Am allerschönsten wäre es natürlich, ich brauchte überhaupt keine Oberhofmeisterin mehr, ach, und doch werde ich die um mich behalten müssen, bis ich dereinst sterbe. Aber ich bin doch noch so jung, wer mag da schon an das Sterben denken? Dann lieber doch von einer Oberhofmeisterin bewacht, behütet, geleitet, getadelt, ermahnt, bevormundet — — ach, Sie wissen ja garnicht, um was sich solche Oberhofmeisterin nicht alles kümmert, in alles steckt sie die Nase, nicht einmal anziehen darf ich mich, wie es mir gefällt, nicht ich, sondern sie entscheidet, ob mir ein Kleid oder ein Hut steht ode nicht. Ach, Herr Leutnant, freuen Sie sich, daß Sie nicht als Prinzessin auf die Welt gekommen sind und schicken Sie mir durch meine liebe Frau von Alten ein paar Worte, daß ich mich auf Sie verlassen kann.

Ich reiche Ihnen die Hand zum Kuß als Ihre Ihnen wohlgeneigte

Prinzessin Rena."

Und den Wunsch der Prinzessin erfüllend schrieb er ihr sofort eine Antwort:

„Ew. Hoheit!

Als Soldat bin ich an das Gehorchen gewöhnt und dieser Gehorsam soll ein freudiger sein. Das aber ist ja häufig nicht der Fall und wenn die Vorgesetzten wüßten, wie die Untergebenen im stillen

fluchen, dann würden die Vorgesetzten sehr bald gar nicht mehr den Mut haben, Gehorsam zu verlangen.

Ew. Hoheit aber gehorche ich mit tausend Freuden und ich bedaure nur, daß es mir so leicht wird, den Befehl Ew. Hoheit auszuführen, denn so komme ich kaum in die Lage, Ew. Hoheit wirklich einen Beweis meiner aufrichtigen Ergebenheit liefern zu können. Den Brief der verstorbenen Frau Herzogin werde ich von heute ab immer bei mir tragen und ich werde ihn der Schuldigen vor die Augen halten, sobald das Armesünderglöcklein geschlagen hat. Auch ich zweifle nicht an dem Erfolg und hoffe auch meinerseits bestimmt, daß die Exzellenz in die ihr von uns gegrabene Falle purzeln wird.

Ew. Hoheit Stoßseufzer über die fortwährende Beaufsichtigung durch eine Oberhofmeisterin fühle ich vollständig nach. Wenn ich für meine Person etwas tun könnte, um Ew. Hoheit nicht nur für den Augenblick, sondern für immer von dem lästigen Zwang einer Oberhofmeisterin zu befreien, ich täte es mit tausend Freuden. Aber soweit reichen vorläufig meine Kenntnisse noch nicht und ich weiß auch nicht, wo ich die für diesen Zweck erforderlichen Kenntnisse erlernen könnte.

Und im übrigen, Hoheit weinen Sie nicht. Es ist ganz gewiß sehr oft nicht leicht, eine Prinzessin zu sein, aber das Schicksal eines Königlich Preußischen Infanterieleutnants ist auch sehr oft nicht beneidenswert, besonders, wenn man, wie der alleruntertänigst

Unterzeichnete morgen früh, noch dazu bei diesem Wetter, um fünf Uhr aufstehen muß, um zu einer Felddienstübung in das Gelände zu marschieren. Weinen Sie nicht, Hoheit, und wenn doch, dann warten Sie bitte damit bis zum nächsten Ball, damit ich Ew. Hoheit dann wenigstens die Tränen trocknen kann.

Die mir von Ew. Hoheit gnädigst zum Kuß gereichte Hand führe ich ehrerbietigst an meine Lippen.

Ew. Hoheit untertänigster und gehorsamster  
Hans Joachim von Köttendorf."

Hans Joachim las diese Zeilen noch einmal durch, dann reichte er sie Frau von Alten, die sich, während er den Brief der Prinzessin las und beantwortete, aufmerksam in dem Zimmer umgesehen hatte, gleichsam, als wolle sie sich alle Einzelheiten einprägen, um etwaige Fragen der Prinzessin, wie Hans Joachim wohne, beantworten zu können.

Die Kammerfrau nahm den Brief, den Hans Joachim ihr überreichte, entgegen, dann aber fragte sie: „Und der Brief der Prinzessin?“

Hans Joachim machte ein ganz erschrockenes Gesicht: „Ja, soll ich denn den wieder herausgeben? Darf ich den nicht behalten?“

Frau von Alten zögerte einen Augenblick. Wie hatte die Prinzessin doch zu ihr gesagt? „Bringen Sie mir meinen Brief auf alle Fälle wieder mit zurück, verstehen Sie mich wohl, meine liebe Frau von Alten, auf alle Fälle, denn er darf unter keinen Umständen in den Händen des Herrn Leutnants bleiben.

Nur wenn Sie sehen sollten, daß Hans Joachim aus irgend einem Grunde etwas an dem Brief gelegen sein sollte, dann, aber auch nur dann darf er ihn meinetwegen behalten."

Wenn die Prinzessin es mit eigenen Augen hätte sehen können, wie unendlich viel ihm an dem Brief gelegen sein mußte!

Immer noch stand er ganz erschrocken da, mit beinahe flehenden Augen sah er die Kammerfrau an und noch einmal fragte er: „Kann ich den Brief wirklich nicht behalten, muß ich ihn zurückgeben?“

„Eigentlich ja," lautete die Antwort, „ich habe den strengsten Befehl von Ihrer Hoheit, aber gleichviel, ich will ihn dem Herrn Leutnant lassen und werde es der Prinzessin gegenüber schon verantworten, mich mit meiner Vergeßlichkeit entschuldigen, oder mich sonst irgendwie herausreden. Die Prinzessin ist ja so gut, die wird schon nicht schelten und im aller-schlimmsten Falle kann ich den Brief morgen ja wieder abholen, oder übermorgen, ich kann ja sagen, Sie hätten mich gebeten, das Schreiben noch ein paar Tage behalten zu dürfen, um es sich in aller Ruhe noch einmal durchlesen zu können.“

Anstatt so viele Worte zu machen, wäre es ja einfacher gewesen, zu wiederholen, was die Prinzessin ihr für den Fall erklärt hatte, daß ihm an dem Brief etwas gelegen sein sollte, aber sie hielt es für besser, das nicht zu verraten. Ihr war es ohnehin schon zuweilen so vorgekommen, als wenn die Prinzessin

etwas zuviel von Hans Joachim spräche. Und daß auch er für die Prinzessin schwärmte, wie das für sie allerdings auch ganz selbstverständlich war, das hatte der Blick seiner Augen ihr ja verraten, als sie ihm erzählte, die Prinzessin spräche von ihm nur als von „Hans Joachim.“ Aber diese seine Schwärmerei dadurch weiter zu entflammen, daß sie ihm alles widersagte, das hielt sie denn doch nicht für geraten. Was konnte denn dabei herauskommen, wenn er sich wirklich ernstlich in die Prinzessin verliebte? Doch nichts anders, als daß er sich eine Kugel in den Kopf schoß und an einem solchen Unglück wollte sie keine Schuld haben.

Als sei das Unglück schon geschehen, oder als stünde es wenigstens unmittelbar bevor, sah sie ihn plötzlich ganz traurig an, aber Gottlob, vorläufig schien der sich noch mit keinen Selbstmordgedanken zu tragen, im Gegenteil, er machte ein freudestrahlendes Gesicht und ehe die Kammerfrau wußte, wie ihr geschah, hatte er sie mit beiden Armen unfaßt, drehte sie ein paarmal im Kreise herum und gab ihr dann einen schallenden Kuß.

„Aber Herr Leutnant,“ schalt sie, halb verlegen, halb erfreut. Es war lange her, daß sie von einem Mann einen Kuß bekommen hatte und daß ein so hübscher junger Leutnant sie noch einmal küssen würde, das hatte sie denn doch nicht gedacht.

Aber Hans Joachim ließ kein „Aber“ gelten. „Wenn

ich küssen muß, gnädige Frau, dann muß ich auch küssen und heute ist mir verdammt küsserig zumute."

„Und da muß ich alte Frau herhalten," warf Frau von Alten ein, „wenn es noch wenigstens ein hübsches junges Mädchen gewesen wäre."

„Die hätte heute ganz bestimmt keinen Kuß von mir bekommen. Wenn der Hof mich küsserig macht, muß der Kuß auch bei Hofe verbleiben," widersprach Hans Joachim, um dann ganz erschrocken auszurufen: „Aber um Gottes willen, gnädige Frau, sagen Sie das nur nicht der Prinzessin, ich hätte Ihre Hoheit ja für alle Zeiten erzürnt, wenn sie das wüßte."

Aber Frau von Alten beruhigte ihn: „Seien Sie unbesorgt, Herr Leutnant. Ich werde schon nichts verraten. Nun aber wird es für mich die höchste Zeit, daß ich gehe, die Prinzessin wird mich ohnehin voller Ungeduld erwarten."

Da erklang draußen auf dem Korridor ein Glockenzeichen. Es mußte jemand an der Entreetür geklingelt haben, denn gleich darauf hörte man auch den Burschen über den Flur gehen, um nachzusehen, wer dasei.

Unwillkürlich tauschten Hans Joachim und Frau von Alten einen erschrockenen Blick. Beide dachten dasselbe: „Nun kommt doch noch ein Mädchel zum Besuch," und im stillen setzte jeder hinzu: „Nur das nicht." Und Hans Joachim betete: „Vater im Himmel, ist es möglich, so lasse heute Abend alle kleinen Mädchen an meiner Haustür vorübergehen." Er war gewiß kein Tugendbold, aber was dann, wenn die Prin-

zessin die Kammerfrau aushorchte und von dieser erfuhr, daß er Damenbesuch erhielt? Das wäre ihm dann doch bei der nächsten Begegnung mit der Prinzessin mehr als peinlich gewesen.

Und auch Frau von Alten bat im stillen: „Vater im Himmel, laß es kein Mädchen sein. Mir persönlich ist es ja gleichgültig, aber wenn die Prinzessin mich nach allem fragt und wenn ich ihr auch das erzählen muß, — — — nein, das darf nicht sein, auch um des Leutnants willen nicht, um den ist es viel zu schade, daß er sich überhaupt mit solchen Mädchen abgibt.“

Voller Spannung sahen sie sich gegenseitig an und beide atmeten ganz erleichtert auf, als dann plötzlich draußen eine laute Männerstimme erklang. Es war Scharfenberg, der jetzt zu dem Burschen sagte: „Wenn der Herr Leutnant Damenbesuch hat, werde ich selbstverständlich warten, denn selbst das zärtlichste Rendez-vous erreicht ja einmal ein Ende. Ich werde hier nebenan solange hineingehen.“

„Um Gottes willen, nur das nicht,“ bat Frau von Alten mit leiser Stimme, „er könnte durch das Schlüsselloch sehen oder durch die Türspalte, nein, nein, nicht nach nebenan,“ und sie setzte sich schnell den Hut auf und band sich einen Schleier nach dem anderen vor das Gesicht.

„Haben Sie keine Angst, meine Gnädigste,“ beruhigte Hans Joachim die Kammerfrau, dann trat er schnell auf den Korridor, begrüßte den Kame-

raden mit einigen Worten, um ihn blitzschnell am Kragen zu erfassen und ihn dann, noch bevor Scharfenberg wußte, wie ihm geschah, mit einem energischen Ruck in eine kleine, dunkle Kammer zu schieben. Nur ein wahres Glück, daß die Tür, Gott allein mochte wissen, aus welchen Gründen, nicht nur von innen zu verschließen, sondern auch von außen zu verriegeln war. Rasch schob Hans Joachim den Riegel vor, dann wandte er sich an seinen Burschen, der ein stummer, aber sehr interessierter Zuschauer dieser kurzen Szene gewesen war: „Das sage ich Ihnen, Knabe, wenn Sie den Riegel zurückschieben und den Herrn Leutnant herauslassen, dann holt Sie noch heute Abend der Teufel und steckt Sie für immer in die Kompagnie zurück, dann lasse ich Sie als Burschen ablösen und besorge Ihnen außerdem noch ein paar Tage Arrest. Lassen Sie den Herrn Leutnant da drinnen nur toben, ich werde ihn schon bald wieder befreien.“

Und Scharfenberg tobte wirklich! Mit Händen und Füßen schlug er gegen die Tür, während er zugleich mit erregter Stimme rief: „Was fällt dir denn eigentlich ein, Hans Joachim? Ist das hier ein menschenwürdiges Gefängnis? Hier ist ja nicht einmal eine Pritsche, auf der man sich ausstrecken kann. Aufmachen, sage ich dir, aufmachen.“

Aber er ließ den anderen rufen, was er wollte, er kümmerte sich absolut nicht darum, sondern trat in das Wohnzimmer zurück, wo ihn Frau von Alten zitternd vor Erregung erwartete: „Das ist ja ein

fürchterlicher Lärm, Herr Leutnant, wo haben Sie Ihren Besuch denn nur eingesperrt?"

„In der Speisekammer, gnädige Frau," gab Hans Joachim zur Antwort, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen. „Der Raum ist nur etwas klein und dunkel, wie das bei einer Junggesellenwohnung eigentlich selbstverständlich ist, aber mein Gast wird nicht ersticken, der kann es dort ruhig aushalten.“

„Ich gehe ja auch schon, ich gehe ja auch schon," rief Frau von Alten. Ebenso ruhig, wie sie vorhin gewesen war, als sie sich mit Hans Joachim allein in der Wohnung befand, ebenso nervös wurde sie nun, als sie wußte, daß noch ein anderer anwesend war.

So drängte sie denn plötzlich zum Aufbruch, um dann zum Abschied nochmals die Bitte auszusprechen: „Nicht wahr, Herr Leutnant, es ist ja eigentlich ganz selbstverständlich, ich frage ja auch nur zur Beruhigung der Prinzessin — — — nicht wahr, es wird niemals ein Mensch etwas davon erfahren, daß ich im Auftrage der Prinzessin bei Ihnen war?"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich werde schweigen.“

Gleich darauf war sie gegangen, nachdem Hans Joachim sich davon überzeugt hatte, daß draußen auf der Treppe die Luft rein war und daß Frau von Alten nicht zu befürchten brauchte, mit jemandem zusammenzutreffen.

Hans Joachim aber trat abermals in sein Wohn-

zimmer. Er dachte nicht daran, den Kameraden jetzt gleich zu befreien. Bevor er sich mit dem über gleichgültige Dinge unterhielt, mußte er zunächst noch einmal in aller Ruhe den Brief der Prinzessin lesen und er las ihn nicht nur einmal, sondern er las ihn immer wieder, bis dann Scharfenberg plötzlich in seinem Gefängnis einen derartigen Radau machte, daß Hans Joachim es doch für besser hielt, sich nach ihm umzusehen, nachdem er schnell seinen Brief in dem Schreibtisch verschlossen hatte.

Dann trat er auf den Korridor hinaus, schob den Riegel zurück, öffnete die Tür, ließ den Kameraden heraustreten und reichte ihm zum Willkommen die Hand, aber Scharfenberg winkte ab: „Na, laß nur, ich habe von deiner Begrüßung von vorhin noch mehr als genug. Du hast mich mit einem derartigen Griff an meiner rückwärtigen Kehle zu fassen gekriegt, daß mir noch jetzt der Halswirbel weh tut. Du hast ja einen äußerst freundlichen Händedruck am Leibe und außerdem hast du mehr Glück als Verstand, denn daß ich mir nicht sämtliche Kniekehlen kaput schlug, als ich da vorhin im Dunkeln herumtappte, ist mehr als ein Wunder. Na, ich will hoffen, daß du mich jetzt für den mir bereiteten Empfang doppelt und dreifach entschädigst,“ und dann fragte er plötzlich: „Hast du Sekt im Hause?“

„Immer,“ gab Hans Joachim zur Antwort, „nicht etwa, weil ich ein Protz wäre, aber es können doch Fälle eintreten, in denen man Sekt braucht.“

„Hat der Fall, der dich eben verließ, auch Sekt getrunken?“ erkundigte sich Scharfenberg, um gleich darauf zu fragen: „Die Dame, die da eben bei dir war, muß ja ein Ausbund von Schönheit und Tugend gewesen sein, daß du sie so ängstlich vor neugierigen Blicken beschütztest?“

„Sprich nicht davon,“ bat Hans Joachim, „ich werde dir lieber den Sekt kommen lassen und dann erzähle mir, was dich noch zu dieser Abendstunde zu mir führt.“

Und als der Sekt in den Kehlen perlte, stand Scharfenberg Rede und Antwort: „Um gleich mit der Tür in das Haus zu fallen — — ich bin zu dir gekommen, weil ich dich heute bisher überall vergebens gesucht habe, denn du mußt mir eine Frage beantworten, die mich seit mehreren Tagen quält und auf die ich allein keine Antwort finde. Und diese Frage lautet: Bin ich ein Lump oder ein anständiger Kerl?“

Hans Joachim hatte keine Ahnung, worauf sich diese Frage bezog, aber gerade deshalb sagte er: „Wenn du denn die Wahrheit wissen willst, Scharfenberg — —“

„Nur die Wahrheit,“ bat dieser.

„Na schön,“ meinte Hans Joachim gelassen, „dann bist du ein Lump.“

Wie ein Blitz sprang Scharfenberg in die Höhe und starrte den Kameraden an: „Wie kommst du dazu, so etwas von mir zu behaupten?“

„Aus einem sehr einfachen Grunde,“ erwiderte Hans Joachim gleichgültig, während er den Kameraden wieder auf den Stuhl zurückzog. Dann bat er: „Höre mich einen Augenblick an. Hätte ich dir erklärt, du wärest ein anständiger Mensch, dann hättest du mir das ohne weiteres geglaubt und auch ich hätte das glauben müssen, ohne dafür irgendwelche Beweise zu haben. Deshalb nannte ich dich einen Lumpen. Es wird nun deine Aufgabe sei, mir zu beweisen, daß ich dir Unrecht tat und wenn du den Beweis dafür erbracht hast, dann hast du damit zugleich bewiesen, daß du ein anständiger Mensch bist. Habe ich da Recht?“

„Das schon,“ meinte Scharfenberg, als er es sich in seinem großen Lehnstuhl wieder bequem gemacht hatte und behaglich seine Zigarre rauchte, „das schon,“ wiederholte er noch einmal, „die Sache ist nur etwas kompliziert, denn ein direkter Beweis ist immer einfacher als ein indirekter, aber gleichviel, ich werde beweisen.“

„Und ich werde dir aufmerksam zuhören,“ warf Hans Joachim ein, „aber vielleicht können wir uns die ganze Beweisführung ersparen. Das aber hängt ganz davon ab, zu welchem Zweck und in welcher Veranlassung du mir die Frage über deinen Charakter vorgelegt hast. Um wen oder was handelt es sich denn eigentlich?“

„Natürlich um Fräulein Christiane,“ lautete die Antwort.

Hans Joachim erriet sofort den Zusammenhang. „Aha,“ dachte er bei sich, „die tote Tante,“ laut aber sage er nur: „Aha.“

„Sage lieber Alpha-Alpha, wie die kleinen Griechenkinder es tun, wenn sie ein menschliches Bedürfnis haben, vorausgesetzt, daß Wippchen Recht hat. Sage ruhig Alpha-Alpha, denn die Sache mit der toten Tante ist doch sehr be — — — na, sagen wir mal belärrert. Wie kann die Frau es vor Gott und schließlich auch vor mir verantworten, ein solches Testament gemacht zu haben?“

Hans Joachim war davon überzeugt, daß es ihm ein leichtes sei, den Freund über diesen Punkt zu beruhigen. Er glaubte nach wie vor nicht daran, daß Christiane tatsächlich enterbt würde, falls sie heiraten sollte, aber noch fehlte es ihm an Beweisen. Er durfte dem Freund keine Hoffnungen machen, die sich vielleicht doch nicht erfüllen würden und so meinte er denn jetzt: „Ich weiß alles, was du mir sagen willst, beantworte mir statt dessen lieber lediglich eine Frage: Hast du dich damals auf der Straße mit Fräulein Christiane, wenn auch vorläufig nur einseitig verlobt, weil die Tante sehr krank war, oder weil dir das junge Mädchen, das da vor dir ging, so gut gefiel, daß du dir sagtest: Wenn die Jungfrau dort vor mir wirklich eine Jungfrau ist und einem Hause entstammt, in das man hineinheiraten kann, dann heirate ich sie. Warum hast du dich also mit ihr verlobt?“

„Weil sie mir so außerordentlich gefiel, weil ihr Gang, ihre Haltung, ihre Kleidung, kurz ihre ganze äußere Erscheinung mich gefangen nahmen.“

„Na schön,“ meinte Hans Joachim, „dann sind wir uns also einig, dann bist du ein Lump — —“

„Erlaube mal,“ fiel Scharfenberg ihm schnell in das Wort.

„Aber laß mich doch nur ruhig ausreden,“ verteidigte sich Hans Joachim, „ich wollte sagen, dann bist du ein Lump, wenn du heute anders denkst, als damals.“

„Ach so meinst du das,“ rief Scharfenberg. Das sollte ganz erleichtert klingen, aber es klang trotzdem etwas gedrückt, bis er dann endlich fortfuhr: „Natürlich hast du recht, als Ehrenmann bin ich verpflichtet, weiter so zu denken, wie ich bisher dachte, und ich weiß sehr wohl, daß es erbärmlich von mir wäre, meine Verlobung aufzulösen, noch bevor Christiane etwas davon weiß, daß sie überhaupt mit mir verlobt war. Aber trotzdem, ich denke dabei ganz gewiß nicht nur an mich.“

Hans Joachim erriet, was nun kommen würde und so erhob er denn drohend den Finger: „Scharfenberg, alter Freund, flunkere nicht. Du willst, daß ich dir das Zeugnis ausstelle, ein Ehrenmann zu sein, da darfst du mir jetzt nicht erzählen wollen, daß du mit Rücksicht auf Fräulein Christiane deine Verlobung rückgängig machen willst, damit die durch ihre Verheiratung nicht alles Geld verliert.“ Und

ehe der andere noch Zeit gefunden hatte, sich von seinem Erstaunen darüber zu erholen, daß Hans Joachim ihm seine Gedanken hinter der Stirn ablesen konnte und bevor er noch etwas hätte erwidern können, fuhr Hans Joachim fort: „Du brauchst mir das, was ich dir jetzt sage, nicht zu glauben, sondern ich sage es sogar gegen meine ausdrückliche Überzeugung. Es ist sehr ehrenhaft von dir, wenn du bei deinen Entscheidungen nicht nur an dich, sondern auch an Fräulein Christiane denkst, aber das sage ich dir trotzdem: Wenn du so denkst, wie du denkst — — — na, du weißt schon,“ und dann plötzlich dem Kameraden das Sektglas fortnehmend, das dieser gerade an den Mund führen wollte, bat er ganz plötzlich und unvermittelt: „Komm, Scharfenberg, wir wollen beten.“

Scharfenberg machte ein Gesicht, als sei Hans Joachim plötzlich verrückt oder wenigstens ein Mitglied der Heilsarmee geworden; unwillkürlich rückte er mit seinem Stuhl etwas weiter fort, dann fragte er: „Was wollen wir?“

„Beten,“ wiederholte Hans Joachim anscheinend ganz ernsthaft und zur näheren Erklärung setzte er hinzu: „Als du mir zuerst von deiner Verlobung erzähltest, flehte ich zu den Göttern, sie möchten dir die Kraft verleihen, deinem Vorsatz treu zu bleiben. Aber das nicht allein, ich bat dich, du möchtest zu mir kommen, wenn du trotzdem wieder einmal schwankend werden solltest. Bei einer gemeinsamen Flasche Sekt und im

gemeinsamen Gebet würde ich dann versuchen, dich auf den rechten Weg zurückzuführen. Die gemeinsame Flasche Sekt scheint nicht zu helfen, nun also kommt das Gebet."

Aber Scharfenberg widersprach: „Laß lieber noch eine Flasche Sekt kommen, das ist viel vernünftiger, aber lediglich, weil das Zeug so gut schmeckt, nicht weil du nötig hättest, mich auf den Pfad der Tugend zurückzuführen. Ich will dir eins offen gestehen. Damals im Kasino, als die Totenfeier war, als die Kameraden Christianens Mitgift unter sich verteilten, wie die Jäger das Fell des Bären, den sie noch gar nicht erlegt haben — — — das hat mich angeekelt, trotzdem es ja nur ein Scherz war. Ich habe mir immer wieder gesagt: Die Christiane ist doch weiß Gott ein zu hübsches Mädels, als daß sie nur ihres Geldes wegen geheiratet werden sollte und ich habe mir damals geschworen, ich würde die Christiane auch dann heiraten, wenn sie keine reiche Tante hätte. Und wenn ich trotzdem — — — — —"

„Halt den Mund," rief Hans Joachim dem Freunde zu, „halt ihn ganz schnell und ganz fest, wenn du den guten Eindruck dessen, was du eben sagtest, nicht wieder verderben willst. Rede überhaupt den ganzen Abend keinen Ton mehr. Trinken kannst du so viel wie du willst, du kannst den Sekt gäcker- und flaschenweise in dich hineingießen, aber reden darfst du höchstens nur in einzelnen Buchstaben und du darfst auch nichts erwidern, wenn ich dir jetzt deine Frage, die du bei

deinem Kommen an mich richtetest, dahin beantwortete, daß ich dir sage: Du bist ein sehr anständiger Mensch. Darauf wollen wir einmal trinken, darauf, daß du es bist und daß du es auch bleibst."

Und damit der Kamerad es auch blieb, sang Hans Joachim im weiteren Verlauf des Abends Christianens Loblied in allen Tonarten.

Nicht, wie am ersten Abend, nur damit Scharfenberg sich in sie verlieben sollte, sondern damit er in sie verliebt blieb, damit Christiane endlich aufhöre, ihn selbst zu lieben.

Zu derselben Zeit, da die beiden Freunde bei der Sektflasche saßen, ließ sich Prinzessin Rena von ihrer Kammerfrau über den Besuch in Hans Joachims Wohnung Bericht erstatten. So ausführlichen Bericht, daß Frau von Alten allerlei hinzudichten mußte, weil die Prinzessin immer noch mehr wissen wollte.

Für alles zeigte sie Interesse, wo er wohne, wie die Wohnung eingerichtet sei, wieviel Zimmer er habe, ob die groß oder klein wären, womit er sich gerade beschäftigt habe, als Frau von Alten zu ihm kam, ob er wohl einen anderen Besuch erwartet habe, ob er nett und freundlich mit ihr gewesen sei, was er nur gesagt habe, als er sie erkannte, — — tausend und abertausend Fragen mußte die Kammerfrau beantworten, aber zwischendurch fragte die Prinzessin immer wieder aufs neue anscheinend ganz erstaunt: „Und Sie glauben also wirklich, meine liebe Frau von Alten, daß Hans Joachim sich etwas über

meinen Brief gefreut hat, auch darüber, daß er ihn behalten durfte? Das ist mir eigentlich ganz unverständlich, denn es handelt sich fast um ein ganz unpersönliches Schreiben, denn nicht von ihm ist in dem Brief die Rede, sondern nur von mir. Und trotzdem hat er sich gefreut?"

Und immer wieder wollte die Prinzessin wissen, wie sich seine Freude geäußert habe. „Denn nicht wahr, meine liebe Frau von Alten, das ist doch das schönste und das höchste Vorrecht unserer Stellung, anderen, die unter uns stehen, eine Freude machen zu können?“

Prinzessin Rena tat, als glaube sie selbst daran, daß sie lediglich als Prinzessin den Leutnant beglückt hatte, aber der leise Schalk sprach aus ihren Augen, wenn sie den auch nach Kräften zurückhielt. Sie bemühte sich fernerhin, anscheinend ganz harmlos und gleichgültig zu fragen, denn selbst Frau von Alten brauchte doch nichts davon zu wissen, welches Interesse sie an Hans Joachim nah, wie glücklich sie darüber war, ihm durch ihren Brief eine Freude bereitet zu haben, wie froh es sie stimmte, daß ihm soviel an dem Schreiben lag, daß er darum gebeten hatte, es unter allen Umständen behalten zu dürfen. Ihr kleines Herz klopfte laut und unruhig.. War es Liebe, was sie für Hans Joachim empfand? Und wenn ja, dann war die doppelt süß, weil sie heimlich und verboten war! Wenn die Oberhofmeisterin oder gar Seine Hoheit, oder auch nur ihr Bruder, der Erbherzog, oder

auch nur Fräulein Ursula — — — — nein, nein kein Mensch durfte jemals etwas davon erfahren und Hans Joachim erst recht nicht, der am allerwenigsten. Wie der sie neulich angeblickt hatte, als er als Sultan zu ihr sprach. Aber hübsch hatte er da ausgesehen, seine Augen hatten geblitzt und geleuchtet, seine Figur und seine Glieder hatten sich gereckt und gespannt. Sie begriff nicht recht, weshalb und warum — — sie wußte nichts davon, daß die sinnliche Leidenschaft nur den rohen und ungebildeten Menschen zum Tier macht, daß sie aber den edlen und vornehmen Menschen veredelt und verschönt.

Liebte sie Hans Joachim? Sie wußte es nicht, sie wollte es auch gar nicht wissen, denn gerade so, wie es war, war es schön.

Und so fragte sie denn plötzlich noch einmal: "Hat er sich wirklich so gefreut?"

Mochte die Prinzessin sich nach außen hin auch noch so sehr verstellen, Frau von Alten erriet doch, wie es in ihr aussah. Auch sie selbst war doch einmal jung gewesen, auch sie hatte geflirtet, geliebt und geküßt. Ob einer hoch oder niedrig steht, die Herzen sind dieselben, die Herzen, die Gefühle und die Empfindungen.

Und sie sah es ja, wie die Augen der Prinzessin leuchteten, wie ihre Wangen sich färbten, wie eine leise Erregung sie erschauern ließ. Die kleine Prinzessin tat ihr leid, die war so hübsch und so jung, immer freundlich und nett, niemals stolz, niemals gnädig

und herablassend, immer gleichmäßig in ihrem Wesen — — — warum sollte sie ihr da nicht sagen, wie Hans Joachim sich gefreut hatte? Die Prinzessin gab ja doch nicht eher Ruhe, bis sie alles wußte, — — — allerdings, daß Hans Joachim sie küßte, nein, das durfte sie doch nicht eingestehen, da genierte sie sich denn doch zu sehr.

Und so sagte sie jetzt: „Wenn Ew. Hoheit denn wissen wollen, ja, der Herr Leutnant war vor Freude ganz außer sich, er machte ein so glückliches Gesicht, wie ich es noch nie zuvor an einem Menschen sah. Er wußte gar nicht, was er alles anstellen sollte. Er hat mich umfaßt und mich im Kreise herumgedreht und wenn es nicht gerade draußen zur richtigen Zeit geklingelt hätte, und wenn nicht ein Kamerad zum Besuch gekommen wäre, ich glaube wahrhaftig, der Herr Leutnant hätte mir in seiner glückseligen Stimmung einen Kuß gegeben.“

Einen Kuß! Für eine Sekunde schloß die Prinzessin die Augen, sie schauerte leise zusammen, ein süßes, wohliges Gefühl drang durch ihre Glieder, dann aber sah sie ihre Kammerfrau lachend und übermütig an, um gleich darauf zu fragen: „Und hätten Sie sich denn von ihm küssen lassen?“

„Mir wäre wohl nichts anderes übrig geblieben,“ gab Frau von Alten zur Antwort, „der Herr Leutnant hielt mich so fest in seinen Armen, daß selbst ein Stärkerer als ich ihm nicht hätte entschlüpfen können. Nicht nur die Verzweiflung verleiht Riesenkräfte,

sondern auch das Glück. Und ich glaube, selbst ein Mann hätte sich in dem Augenblick nicht von ihm befreit. Nur gut, daß gerade Besuch kam, sonst hätte der Herr Leutnant mich alte Frau wirklich geküßt, nur, weil er sonst niemand zum Küssen da hatte."

Prinzessin Rena lachte fröhlich auf, ein helles, glückliches Lachen, dann aber schien ihre Neugierde über den Besuch ihrer Kammerfrau bei Hans Joachim befriedigt zu sein, wenigstens fragte sie nicht weiter und sie kam auf den Besuch auch gar nicht mehr zurück, als sie sich wenig später von Frau von Alten auskleiden ließ, um sich schlafen zu legen.

Aber sie lag noch lang wach, als sie endlich in ihrem großen Schlafgemach allein war. Mit offenen Augen lag sie da und träumte. Und ganz plötzlich wußte sie es: Hans Joachim hatte ihre liebe Frau von Alten wirklich geküßt, das hatte die nur nicht eingestehen wollen, denn wenn Hans Joachim sie so fest in seinen Armen hielt, dann hatte er die auch nicht losgelassen, nur weil es draußen klingelte.

Wieder lachte sie fröhlich vor sich hin: Hans Joachim hatte Frau von Alten geküßt, aber nicht der, sondern ihr hatte sein Kuß gegolten, ihr ganz allein.

Abermals schauderte sie in seligem Empfinden zusammen. Ihre Sinne fingen an, sich zu regen — sie sah Hans Joachim ganz deutlich vor sich, sein Gesicht beugte sich zu ihr hernieder, sie fühlte die Nähe seines Mundes, sie sah seine schönen Zähne, sie glaubte auf ihren zarten Lippen das leise Kitzeln seiner Schnurr-

barthaare zu fühlen und unwillkürlich schloß sie abermals die Augen. Und nun streckten und dehnten sich auch ihre jungen, schlanken Glieder. —

Dann aber schoß ihr das Blut plötzlich siedend heiß in die Schläfen: nein, nein, das nicht — — nein, so wollte sie nicht an ihn denken, sie schämte sich vor ihm, sie schämte sich vor sich selbst, denn wenn sie später an den Flirt mit ihm zurückdenken wollte, da mußte sie das gern und freudig tun dürfen, ohne dabei noch nachträglich erröten zu müssen.

Nein, nein, nicht weiter denken, sie wollte schlafen. Aber der Schlaf kam trotzdem nicht, vielleicht lag das daran, daß es in dem Gemach nicht dunkel genug war. Die Prinzessin Rena liebte es nicht, wenn gewaltsam jeder Lichtschein ferngehalten wurde, so durften die Jalousien und die Vorhänge das Zimmer niemals ganz verdunkeln. Heute war nun auch noch Mondschein und der Mond, der im zweiten Viertel stand, ließ sein Licht in das Gemach hinein leuchten.

Bis sie endlich doch einschlief. Aber dann war ihr plötzlich, als sähe sie am Himmel eine Vision: Der Mond stand nicht mehr still am Himmelszelt, sondern er jagte in wilder Fahrt dahin. Zwei feurige arabische Rosse waren vorgespannt und auf dem Halbmonde selbst saß Hans Joachim in der reichen Tracht eines orientalischen Sultans. Mit der linken Hand lenkte er die Rosse, in der rechten schwang er die Peitsche. Mochten die Hengste auch noch so wild dahinstürmen, ihm ging es nicht schnell genug. Mit Zu-

rufe und Peitschenhieben feuerte er die Pferde zu immer wilderem Laufe an und sie, sie ganz allein wußte, wohin die wilde Fahrt ging — — — — sie wollte er sich holen, um fortan sie ganz allein zu lieben. Sie schauderte in sich zusammen, Angst und Entsetzen packten sie, aber zugleich auch die Furcht, er könne es merken, daß er gar nicht erst nötig habe, viel Gewalt anzuwenden, um sie zu zwingen, ihn zu lieben.

Und dann sah sie ganz deutlich das Entsetzen, das am nächsten Morgen bei Hofe herrschte, als es hieß, die Prinzessin sei verschwunden. Die Oberhofmeisterin fiel von einer Ohnmacht in die andere, Seine Hoheit, der Herzog, ordnete die strengste Untersuchung an, die Wachen und Posten wurden verdoppelt, als wenn sie nicht schon entführt wäre. Polizisten und Detektive waren beauftragt, die Verlorene wiederzufinden, die Zeitungen brachten lange Berichte, der Telegraph spielte nach allen Himmelsrichtungen — — und unterdessen saß sie in dem märchenhaft schönen Palais ihres Sultans. Der hatte sein Versprechen wahr gemacht und alle zweitausend Frauen seines Harems fortgeschickt und nur eine Frau herrschte dort noch, das sei sie. Sie saß auf einem Throne, der ganz aus Edelsteinen gearbeitet war und über ihrem Haupte wölbte sich der Baldachin. In einer Nische verborgen saß die Musik und spielte ihren Lieblingswalzer. Leise bewegten sich ihre Füße, die in zierlichen goldenen Pantoffeln steckten und zu ihren Füßen saß der Sultan,

Hans Joachim, und schwur ihr immer wieder aufs neue: „Ich liebe nur dich, dich ganz allein und du wirst mich dereinst auch lieben, ja, du mußt es sogar, denn keine Frau widersteht dem Liebeswerben eines Mannes, wenn sie sieht, wie lieb der Mann die Frau hat.“

Und er küßte ihre Füße, den Saum ihres Gewandes, und sie strich ihm liebkosend mit der Hand über das dicke, weiche Haar, bis sie dann bat: „Komm, wir wollen tanzen.“

Und sie tanzten, sie beide ganz allein in dem großen, herrlichen Saale, dessen Wände mit Edelsteinen ausgelegt waren, dessen Decke sich wie ein Gewölbe erhob, an dem tausend und abertausend Sterne blitzten und funkelten. Und je länger die Geigen erklangen, desto leiser und verführerischer wurden sie, bis sie dann plötzlich verstummten, bis gleichzeitig wie mit einem Schlage alle Lichter erloschen, daß rings herum die tiefste Dunkelheit sie umgab.

Da überfiel sie die Angst. Zu plötzlich war der Übergang aus dem hellsten Licht in diese tiefste Finsternis erfolgt. Die Angst schnürte ihr beinahe die Kehle zu, aber trotzdem entrang sich ihr ein gellender lauter Aufschrei, von dem sie erwachte.

„Um Gottes willen, Hoheit, was ist geschehen?“

Mit dem Licht in der Hand, nur mit einem langen, weißen Nachthemd bekleidet, stand die Kammerfrau, die neben dem Zimmer der Prinzessin schlief, vor dem Bett der Prinzessin und noch einmal fragte sie: „Um Gottes willen, Hoheit, was ist geschehen?“

Aber die Prinzessin gab lange keine Antwort, sie mußte sich erst wieder darauf besinnen, wo sie war, dann meinte sie endlich: „Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen, meine liebe Frau von Alten, ich habe nur geträumt. Ich hatte einen Traum, der so schön, so märchenhaft schön anfang, der mich dann aber doch zum Schluß in Angst versetzte.“

„Gott sei Dank, wenn es weiter nichts ist,“ meinte die Kammerfrau beruhigt. „Mir ist der Schrecken in alle Glieder gefahren, als ich Ew. Hoheit so schreien hörte. Gott sei Dank, daß ich Ew. Hoheit noch lebend und gesund vorfinde. Aber die Träume können ja auch schlimm genug sein. Sicher haben Ew. Hoheit heute Abend bei dem Souper etwas zu viel von irgend einer schweren Speise gegessen, denn das wissen Ew. Hoheit doch, die Träume kommen aus dem Magen?“

„Ja, ja, ich weiß,“ stimmte die Prinzessin ihr bei, aber trotzdem war ihr in diesem Augenblick, als wenn es auch Träume gäbe, die aus der Phantasie, oder sogar ein ganz klein wenig aus dem Herzen kämen — —

## VII.

Die in der Residenz erscheinende Tageszeitung hatte vor dem Hof Kotau gemacht und de- und wehmütig in fetter Schrift an auffallender Stelle erklärt, sie bedaure es auf das lebhafteste, der Vermutung Ausdruck gegeben zu haben, der bevorstehende Besuch Seiner Durchlaucht des Fürsten hinge irgendwie mit einer beabsichtigten Verlobung Ihrer Hoheit, der Prinzessin Rena, zusammen. Außerdem hatte das Blatt versichert, es habe diese von ihm gebrachte Notiz nicht von dritter Seite zugesandt erhalten, am allerwenigsten aus Hofkreisen oder vorn einem Beamten des Hofes. Das Blatt gab zu, diese Neuigkeit glatt erfunden zu haben und bat alle, die sich durch diese Notiz getroffen oder verletzt gefühlt haben sollten, um Verzeihung.

In Wahrheit aber war die Notiz gar nicht von der Zeitung erfunden worden, sondern sie hatte die aus Berlin zugesandt erhalten und zwar von dem Kammerdiener Seiner Hoheit, des Erbherzogs, der von dem Blatt dafür bezahlt wurde, daß er die Zeitung

über das Leben und Treiben Seiner Hoheit auf dem Laufenden erhielt. Natürlich wurde das meiste geheim gehalten und lediglich dem *Geheimarchiv* einverleibt, aber diesmal hatte der Kammerdiener ausdrücklich hinzugeschrieben, seine Mitteilung könne ruhig veröffentlicht werden, er glaube zu wissen, daß das den Wünschen des Erbherzogs entspräche, nur dürfe natürlich unter keinen Umständen jemals die Quelle verraten werden.

Und so hatte sich denn die hochlöbliche Redaktion auch zehnmal lieber von dem im Auftrage Seiner Hoheit erschienenen Flügeladjutanten in allen Tonarten den Schweinehund blasen lassen, als daß sie verriet, wem sie ihre Weisheit verdankte, denn mit dem Erbherzog wollte und durfte es das Blatt unter keinen Umständen verderben, schon, weil man es auf der Redaktion nicht für ganz unmöglich hielt, daß es gar nicht mehr so lange dauern würde, bis der Erbherzog an die Regierung käme. Gewiß, Seine Hoheit, der regierende Herzog, erfreute sich der denkbar besten Gesundheit, aber seine neueste Geliebte, die äußerst talentlose, aber sündhaft schöne Schauspielerin war mehr als ehrgeizig. Und der Herzen war Wachs in ihren Händen. Was dann, wenn sie die Macht ausnutzte, die sie besaß, wenn sie es darauf anlegte, dem Herzog, wenn auch natürlich nur zur linken Hand angetraut zu werden? Das würde in der kleinen Residenz eine gewaltige Sensation erregen, und ob Seine Hoheit dann noch die Regierung beibehielt

oder zu Gunsten seines Sohnes abdankte, blieb abzuwarten. Auf jeden Fall wußte man auf der Redaktion manches, was selbst der Hofgesellschaft unbekannt war und man hütete sich natürlich ängstlich, das, was man wußte, vorzeitig zu verraten.

So hatte die Zeitung denn nicht aus Überzeugung, sondern lediglich aus Klugheit Kotau gemacht und damit ihren Zweck erreicht. Der Hof war versöhnt und hatte sich vollständig wieder beruhigt und lebte vor allen Dingen in dem Glauben, mit dem Dementi sei das Gerücht für immer aus der Welt geschafft und kein Mensch denke mehr daran.

Aber die Frau Oberhofmeisterin beschäftigte sich trotzdem mit dem Heiratsprojekt mehr als je zuvor und das hatte seinen guten Grund. Seine Hoheit, der Erbherzog, bombardierte Ihre Exzellenz geradezu mit Briefen und in jedem schrieb er dasselbe: „Meine liebe Exzellenz, ich rechne mit absoluter Sicherheit darauf, daß meine Schwester, die Prinzessin Rena, sich meinen Wünschen geneigt zeigt, wenn ich demnächst mit Seiner Durchlaucht, dem Fürsten, zum Besuch komme. Sie wissen, warum ich es sehnlichst wünsche, daß diese Partie zustande kommt. Es ist für mich eine absolute Notwendigkeit, daß die Prinzessin den Fürsten heiratet und diese Notwendigkeit wird für mich immer drückender und zwingender von Tag zu Tag.“

„Warum spielen Ew. Hoheit denn aber auch jeden

Tag aufs neue?" hatte sie ihn in einem Antwortschreiben gefragt.

Aber so zart und diskret sie auch nach ihrer Ansicht geschrieben hatte, es mußte doch nicht zart und diskret genug gewesen sein, denn Seine Hoheit, der Erbherzog, hatte sich in einem Ton, den selbst sie nicht einmal gegen die ihr Unterstellten anzuschlagen pflegte, jede derartige Einmischung in seine Privatangelegenheiten energisch verbeten. Dann aber, nachdem er seinem Herzen Luft gemacht hatte, streichelte er sie in dem weiteren Verlauf des Schreibens wieder mit Sammetpfoten, gab ihr gute Worte und legte vertrauensvoll sein Schicksal in ihre Hände.

Das schmeichelte ihr denn doch wieder, machte sie erneut seinen Wünschen gefügig und geschmeidig, zumal ja für sie selbst ein glänzender finanzieller Lohn dafür abfallen sollte. Aber wenn sie dann in Gegenwart der Prinzessin das Gespräch auf den Fürsten brachte, fand sie immer weniger Gegenliebe. Das konnte nicht allein seinen Grund darin haben, daß die Prinzessin anscheinend darüber unterrichtet war, weshalb der Erbherzog sie mit seinem besten Freunde vermählen wollte. Es mußte da noch etwas anderes mitsprechen und das hieß nach ihrer Überzeugung Hans Joachim von Köttendorf. Allerdings, inwiefern der an dem Widerstand der Prinzessin gegen die Heirat beteiligt war, das vermochte Ihre Exzellenz nicht zu ergründen, sie vermochte dafür nicht die leiseste Erklärung zu finden. Gewiß, Hans Joachim war bei

der Prinzessin persona gratissima, aber mehr doch nicht und mehr konnte er doch auch nie werden, denn daß die Prinzessin für den jungen Offizier wirklich eine ernstere Zuneigung gefaßt haben sollte, das war doch ganz ausgeschlossen.

Aber trotzdem, je eher der Erbherzog mit seinem Freunde erschien, desto besser war es. Aber anstatt sobald wie nur irgend möglich zu erscheinen, schob der Erbherzog seinen Besuch immer wieder aufs neue hinaus. Woran lag das? Hatte er vielleicht doch Angst, seinem hohen Vater unter die Augen zu treten, wollte er sich durch das Spiel wenigstens erst teilweise wieder rangieren, ehe er hier eintraf?

Aber wie dem auch immer sein mochte, er mußte kommen, aber er kam nicht und das ließ allmählich mehr noch als das offizielle Dementi in der Zeitung alle Gerüchte über eine bevorstehende Verlobung am Hofe verstummen.

Ihre Exzellenz rang die Hände: „Wenn der Erbherzog doch erst käme.“

Und die Soldaten und die Herren Soldaten rangen erst recht die Hände: „Wenn der Erbherzog doch nur erst da wäre.“

Aber kommen würde er ja, heute, oder morgen, oder in einer Woche. Das „Wann“ wußte niemand, aber man mußte jederzeit auf den Empfang vorbereitet sein, denn das hatte der Herr Oberst erst kürzlich einmal wieder seinen Offizieren erklärt, daß auf dem

Festprogramm auch eine Besichtigung des Regiments verzeichnet sei.

So wurde denn auf dem Kasernenhof nach allen Regeln der Kunst gebimst und gebumsen und trotzdem gelang es niemals, die Zufriedenheit des Herrn Oberst zu finden: So gut der Parademarsch auch klappte, es mußte immer noch besser sein.

Selbst der Herr Oberst, der sich sonst durch nichts aus seiner Ruhe bringen ließ, war durch den bevorstehenden Besuch, der so lange auf sich warten ließ, nervös geworden. Und das begriffen die Untergebenen nicht recht, denn sie kannten den Kommandeur als einen Mann, der stets allen Situationen gewachsen war.

Und in Wahrheit hatte die Nervosität des Herrn Oberst auch einen ganz anderen Grund. Das Testament der verstorbenen Tante ließ ihn nicht zur Ruhe kommen, er wurde seines Glückes, nun plötzlich Millionär geworden zu sein, nicht froh, denn er mußte doch täglich mit der Möglichkeit rechnen, daß dieses Glück sehr bald wieder ein Ende nehmen würde.

Was dann, wenn Christiane sich verheiratete, wenn sie trotz der ihr für diesen Fall angedrohten Enterbung einen Mann fand? Es schien immer mehr und mehr, als wenn sie den finden sollte und der Herr Oberst wußte nicht, ob er den Courmacher seiner Tochter, den Leutnant von Scharfenberg, wegen der vornehmen Gesinnung, die er dadurch bewies, daß er unablässig um Christiane warb, loben, oder ob er

ihm deswegen kaltblütig lächelnd das Genick umdrehen sollte.

In der Brust des Herrn Oberst stritten sich zwei Seelen. Er wünschte seiner Tochter von ganzem Herzen einen Mann, der sie wirklich um ihrer selbst willen nahm, aber auf der anderen Seite hatte er sich schon zu sehr daran gewöhnt, mehr Geld als sonst zur Verfügung zu haben. Er glaubte es sicher zu wissen, daß auch er alles wieder verlor, wenn Christiane heiratete und der Gedanke, dann wieder nur auf sein Gehalt angewiesen zu sein, hatte für ihn nichts verlockendes.

Mehr als einmal hatte er es schon bereut, seinen Damen nachgegeben und die offiziellen Trauergewänder bereits nach acht Tagen abgelegt zu haben. Hätte er doch nur fest darauf bestanden, das Trauerjahr streng innezuhalten, dann würde seine Christiane nicht so oft mit Scharfenberg zusammengetroffen sein, dann würde der keine Gelegenheit gefunden haben, sich ihr so zu nähern, denn anstatt einsam und zurückgezogen zu leben, wie es sich doch auch eigentlich nach dem Tode der Tante gehört hätte, kam man jetzt gar nicht aus den Vergnügungen heraus. Und immer war Scharfenberg um seine Tochter herum, wich nicht von ihrer Seite, als wenn es für ihn überhaupt kein anderes jungen Mädchen auf der Welt mehr gäbe.

Der Herr Oberst, der seiner Gewohnheit gemäß, wenn ihn etwas beschäftigte, starke Dampfvolken von

sich stoßend, die Hände auf den Rücken gelegt, in seinem Zimmer auf und ab ging, blieb plötzlich stehen. Ein rettender Gedanke hatte ihn durchzuckt. Es gab ein sehr einfaches Mittel, um Scharfenberg, wenigstens vorläufig, von seiner Christiane zu trennen. Er würde ihn nach Berlin abkommandieren lassen. Er sollte ohnehin einen Leutnant seines Regimentes namhaft machen, der sich für die Militärturnanstalt eignete. Daß Scharfenberg sich für dieses Kommando allerdings besonders eignete, konnte der Herr Oberst selbst sich gegenüber nicht guten Gewissens behaupten, aber gleichviel, dann ging der wenigstens erst mal auf sechs Monate fort und in Berlin würde er schon wieder auf andere Gedanken kommen. Da gab es so viele hübsche Mädchen, daß er darüber seine Christiane schon vergessen würde, obgleich er wirklich sehr ernsthaft Feuer gefangen zu haben schien.

Der Versuch konnte auf alle Fälle gemacht werden. Auch für Christiane war es gut, wenn Scharfenberg vorübergehend verschwand, dann hatte sie Zeit, um sich in aller Ruhe darüber klar zu werden, ob sie den wirklich so liebe, daß sie bereit war, seinetwegen auf das Erbteil zu verzichten, dann hörte wenigstens vorübergehend die Courschneiderei auf, und den Herrn Oberst überfiel beinahe der Ingrim, als er daran dachte, daß Scharfenberg heute Abend seiner Christiane wieder den Hof machen würde. Die Einladungen nahmen weiß Gott kein Ende und heute hatte der Kammerherr von Großbach nebst Gemahlin zu einem

seiner Diners mit anschließendem Ball geladen. Der Herr Oberst hätte ebenso wie seine Damen viel darum gegeben, wenn er hätte zu Hause bleiben können. Gewiß, die Diners bei dem Kammerherrn waren tadellos, es gab so viele Gänge wie nur irgend möglich, die wertvollsten Delikatessen und die teuersten Weine wurden aufgetragen, denn die Wirte liebten es nur zu sehr, bei jeder Gelegenheit mit ihrem großen Reichtum zu protzen und man wunderte sich eigentlich immer wieder aufs neue darüber, daß man nicht auf seinem Teller ein Paket mit Tausendmarkscheinen als kleines Präsent vorfand.

Der Kammerherr und seine Frau lebten zur Freude der Leutnants in kinderloser Ehe. Da kam man wenigstens gar nicht erst in Versuchung, die nicht vorhandene Tochter vielleicht doch ihres Geldes wegen zu heiraten und die Schwiegereltern mit in den Kauf nehmen zu müssen, denn der Kammerherr von Großbach erfreute sich ebenso wie seine Gemahlin, die vielleicht noch adelsstolzer war als ihr Mann, nicht nur in der Hofgesellschaft, sondern in der ganzen Stadt der größten Unbeliebtheit. Ihr Hochmut kannte keine Grenzen und sie hatten eine mehr als taktlose Art, es namentlich den Ärmeren gegenüber fühlen zu lassen, daß sie über viele Millionen verfügten.

Es waren ekelhafte Leute und Seine Hoheit hatte sehr lange gezögert, ehe er dem Mann den Kammerherrentitel verlieh. Er hatte es erst getan, nachdem der ihm zum zweitenmale für eine wohltätige Stiftung eine

sehr bedeutende Summe übergab und nachdem der es bei der Gelegenheit deutlich zu verstehen gegeben hatte, er würde wieder nach Berlin übersiedeln, wenn er auch jetzt nicht Kammerherr würde. Da hatte denn Seine Hoheit in den sauren Apfel gebissen, weil er nicht wollte, daß die kleine Residenz ihren besten Steuerzahler verlieren sollte.

So war er es denn geworden und wenn er durch die Straßen der Stadt ging, drehte und blähte er sich auf, als wenn es im ganzen deutschen Vaterlande keinen Zweiten gäbe, der ihm gliche.

Der Kammerherr und seine Gemahlin pflegten im Laufe des Winters die Mitglieder der Hofgesellschaft zu wiederholten Malen in ihrer großen, mit protzenhaftem Geschmack eingerichteten Villa zu empfangen, aber wer immer mit einer Einladung beehrt wurde, dachte gleich als erstes darüber nach, unter welchem Vorwand er absagen könne.

Auch der Herr Oberst und seine Damen hatten sich diesmal wieder den Kopf zerbrochen, ob sie nicht aus irgend einem Grunde zu Hause bleiben könnten. Selbst Christiane, die leidenschaftlich gern tanzte, verspürte nicht die leiseste Neigung, das Fest heute mitzumachen. Das allerdings noch aus einem anderen Grunde, den sie ihren Eltern nicht eingestand, den sie sich aber auch jetzt wieder nannte, als sie nun in ihrem Schlafzimmer mit Hilfe der neuengagierten Zofe vor dem großen Spiegel Toilette machte.

Christiane hatte keine Lust, sich auch heute Abend

wieder von Scharfenberg zu Tisch führen und sich abermals von ihm den Hof machen zu lassen. Der war jetzt ihr ewiger Tischherr. Hatte er darum gebeten, ihn stets neben sie zu setzen, hatte er sie den Kameraden ein für allemal stillschweigend als Tischdame abgenommen, da sie für die anderen doch nicht mehr in Frage kam — — — hatten auch andere bereits bemerkt, wie er unermüdlich um ihre Huld warb und glaubte man, das dadurch unterstützen zu sollen, daß man sie beide stets nebeneinander setzte? Mehr als einmal war sie in Versuchung gewesen, wenn sie eine Einladung erhielt, darum zu bitten: Laßt mich einmal wieder von einem anderen Herrn geführt werden, aber Scharfenberg konnte das erfahren und sie brachte es doch nicht über das Herz, ihn zu betrüben, denn seine stille Art, ihr zu huldigen, hatte etwas Rührendes, das sie doch für ihn einnahm. Und sie hätte kein junges Mädchen sein müssen, wenn diese unermüdlichen Bemühungen, ihre Liebe zu gewinnen, nicht doch einen gewissen Widerhall in ihr gefunden hätten. Umso mehr, als sie sich schon längst hatte eingestehen müssen, daß Scharfenberg das Loblied, das sie auf ihn sang, um Hans Joachim eifersüchtig zu machen, sehr wohl verdient hatte und es sich täglich weiter verdiente.

Unter anderen Umständen würde sie gar nicht so lange gezögert haben, seine Zuneigung zu erwidern, aber so wie die Sachen lagen, prüfte sie sich immer wieder aufs neue, ob das, was sie für Scharfenberg an Freundschaft und Zuneigung empfand, sich jemals

in eine Liebe verwandeln könne, die so stark wäre, daß sie gern und freudig auf Geld und Reichtum verzichtete.

Hoffentlich würde sie wenigstens heute Abend einmal vor ihm Ruhe haben, hoffentlich widmete er sich heute endlich wieder einmal den anderen jungen Damen, aber als sie dann zur festgesetzten Stunde mit ihren Eltern die Villa der Gastgeber erreicht hatte und bald darauf den Gesellschaftsraum betrat, in dem schon zahlreiche Gäste versammelt waren, da freute sie sich doch, als sie gleich von Anfang an Scharfenbergs Blicke auf sich gerichtet fühlte, als sie in seinen Augen die Freude über ihr Kommen aufblitzen sah, und sie drückte ihm dann doch voller Herzlichkeit die Hand, als er nun nicht stürmisch und ungeduldig, sondern wie stets nach außen hin ruhig und völlig gelassen auf sie zutrat, um sie zu begrüßen. Aber daß er innerlich doch erregt sein mußte, das hörte sie aus dem Klang seiner Stimme heraus, als er ihr freudestrahlend mitteilt, er habe heute abermals die Ehre, sie zu Tisch führen zu dürfen, und als er ganz glücklich hinzusetzte: „Sie wissen, gnädiges Fräulein, ich bin absolut kein materieller Mensch, aber trotzdem freue ich mich, daß es heute ein Schlemmerdiner gibt, da werde ich das Glück haben, lange neben Ihnen sitzen zu dürfen.“

Und seine guten Augen ruhten mit so viel Liebe auf ihr, daß sie nun doch wieder mit ihrem Geschick versöhnt war, ja, daß sie ihm sogar erwiderte: „Auch ich freue mich, mich mit Ihnen unterhalten zu können.“

„Wirklich? Da mögen die Götter es geben, daß wir gleich zu Tisch gehen und daß wir vor morgen früh nicht aufstehen.“

Aber Scharfenbergs Wunsch ging wenigstens vorläufig noch nicht in Erfüllung, es galt noch lange zu warten, denn die Hauptperson des Festes, Prinzessin Rena, nebst ihrer Oberhofmeisterin und ihrer Hofdame ließen auf sich warten, während sie sonst pünktlich auf die Minute zu erscheinen pflegten.

Bis die Prinzessin dann doch endlich mit ihren beiden Begleiterinnen erschien, aber nicht so heiter und so liebenswürdig wie sonst. Auch heute sah sie bezaubernd aus, aber ihr Gesicht zeigte einen kalten, fremden Zug, der namentlich Hans Joachim, der sich auch unter den Geladenen befand, sofort auffiel und der ihn geradezu mit Schrecken erfüllte. Was war vorgefallen? Lag das veränderte Wesen der Prinzessin wirklich nur daran, daß sie sich ärgerte, zu spät zu kommen, weil auf der Fahrt hierher, wie die Prinzessin jetzt zu ihrer Entschuldigung den Wirten erklärte, die Pferde durch die Schuld des Kutschers gestürzt waren und daß erst ein neuer Wagen aus dem Marstall hatte geholt werden müssen, weil bei dem Sturz der Pferde die Wagendeichsel brach? Das gab sie auch als Grund dafür an, daß sie etwas verstört aussähe, denn das eine der gestürzten Pferde habe wild um sich geschlagen und sie dadurch erschreckt.

Aber wenn die Gesellschaft als solche es auch nicht bezweifelte, daß wirklich nichts anderes vorläge, Hans

Joachim ließ sich dennoch nicht täuschen. Nur ein wahres Glück, daß er heute Fräulein Ursula zu Tisch führte, da würde er schon bald die Wahrheit erfahren, denn nicht nur die Prinzessin, sondern auch die Oberhofmeisterin und die Hofdame schienen ihm heute in ihrem Wesen und ihrem Auftreten etwas anders zu sein als sonst, wenn sie sich auch natürlich nach außen hin bemühten, nichts von dem zu verraten, was sie im stillen beschäftigte.

Da bemerkte er, wie die Prinzessin ihn mit ihren Augen suchte, wie sie ihn diskret zu sich heran winkte und so trat Hans Joachim denn in einer Art und Weise, die allen anderen ganz zufällig erscheinen mußte, auf sie zu, sodaß er plötzlich neben der Prinzessin stand. Sie reichte ihm die Hand zum Kuß, um sich gleich darauf im Kreise umzusehen, um damit anzudeuten, daß sie Hans Joachim etwas zu sagen habe, was nicht für die Allgemeinheit bestimmt sei, dann fragte sie ohne jeglichen Übergang ganz plötzlich und unvermittelt: „Sie haben doch auch heute den Brief der verstorbenen Frau Herzogin bei sich?“ und als er das durch eine stumme Verbeugung bejahte, setzte sie hinzu: „Bereiten Sie sich darauf vor, daß Sie den Brief noch heute Ihrer Exzellenz in meiner Gegenwart zeigen und eventuell vorlesen können, ich habe die Empfindung, als wenn es heute zu einem Eklat kommt.“

Die Prinzessin mochte in Hans Joachims Gesicht den Ausdruck des höchsten Entsetzens gelesen haben, sie mochte auch wohl befürchten, daß er seinen Gedanken

zu laut und zu unvorsichtig Ausdruck geben möge, denn sie ließ ihm keine Zeit, etwas zu erwidern, sondern flüsterte ihm nur schnell zu: „Bitte kein Wort.“ Und dann so fröhlich auflachend, daß alle Herumstehenden es hören mußten, meinte sie übermütig: „Ich finde Ihre Idee für den Hofball einfach köstlich. Seine Hoheit wird entzückt sein, wenn ich ihm morgen davon erzähle. Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar, daß Sie sich so viel Mühe gaben und es mit Ihrem Amt als Vortänzer so gewissenhaft nehmen. Zur Belohnung sollen Sie heute Abend auch den ersten Walzer mit mir tanzen dürfen,“ und sich an den Hausherrn wendend, der ungeduldig ein paar Schritte entfernt stand, da es die höchste Zeit war, zu Tisch zu gehen, wenn das Diner nicht verderben solle, bat sie: „Nicht wahr, Herr Kammerherr, Sie sind so freundlich, auf den Ihnen zustehenden Tischwalzer mit mir zu verzichten und den mit meiner Hofdame zu tanzen?“

Das war so ziemlich die ärgste Kränkung, die die Prinzessin dem stolzen und aufgeblasenen Kammerherrn zufügen konnte, aber sie tat es in so liebenswürdiger Weise, mit einem so bezaubernden Lächeln auf den Lippen, als hätte sie dem Kammerherrn soeben einen Beweis ihrer höchsten Gunst und Gnade gegeben. Der Kammerherr fühlte sich denn auch wirklich in seiner Eitelkeit auf das tödlichste verletzt, aber das durfte er nicht zeigen, sondern auch er mußte so tun, als wenn die Prinzessin ihn soeben vor allen anderen Gästen ausgezeichnet hätte und so sagte er denn:

„Ich schätze mich übergücklich, Ew. Hoheit gefällig und dienlich sein zu können. Wenn Ew. Hoheit jetzt aber gnädigst ruhen wollten, meinen Arm anzunehmen, damit ich Ew. Hoheit in den Speisesaal führen darf — —“

Die Prinzessin legte ihre Hand auf den Arm des Kammerherrn und in einem langen Zuge gingen die Paare in den großen Eßsaal, in dem die lange Tafel in keineswegs geschmackvoller Weise überreich mit altem schweren Silber und mit einem Zuviel an Blumen geschmückt war. Und vor jedem Gedeck standen schon jetzt zahllose Gläser, anstatt daß die verschiedenen Weine später in Gläsern herumgereicht worden wären, sodaß einem jeden freigestanden hätte, sich davon zu nehmen oder nicht.

Wie es alle erwartet hatten, war das Diner in Anwesenheit der Prinzessin heute besonders protzenhaft. Mit Austern fing es natürlich an, aber nicht, daß ein jeder wie sonst üblich auf seinem Platz einen Teller mit zehn oder zwölf Austern vorgefunden hätte, auf großen, schweren, silbernen Tablett wurden die auf Eis liegenden Austern immer und immer wieder herumgereicht, als solle man sich an den Austern allein satt essen. Und zu den Austern wurde in geschliffenen englischen Kristallschalen Kaviar in unendlicher Menge herumgereicht, während der Hausherr in seiner lauten, etwas näselnden Art seine Gäste im allgemeinen und die Prinzessin im besonderen immer wieder aufforderte, möglichst viel von dem Kaviar zu nehmen:

„Ew. Hoheit kann ich den auf das allerwärmste empfehlen, ich habe ihn mir direkt aus Astrachan kommen lassen. Es ist das beste und teuerste, was es gibt, es ist genau derselbe Kaviar, der für den russischen Hof reseviert ist und so schön ja auch eine Auster an und für sich schmeckt, noch besser mundet sie, wenn sie ganz in Kaviar eingehüllt ist, besonders, wenn man dazu einen Schluck von diesem Château Yquem trinkt. Den habe ich einmal vor Jahren im Bremer Ratskeller aufgespürt, dessen Weine bekanntlich in der ganzen Welt berühmt sind. Wenn also Ew. Hoheit die Güte haben wollten — — —“

In dieser Tonart sprach der Hausherr weiter, bis schließlich die allgemeine Unterhaltung immer lauter und lauter wurde, daß man es glücklicherweise nicht mehr verstand, was der Kammerherr alles redete, um die folgenden Gänge anzupreisen.

Und da nahm Hans Joachim sich endlich den Mut, Fräulein Ursula zu fragen, was die Prinzessin denn heute nur habe. Er war bis jetzt ein ziemlich einsilbiger Gesellschafter gewesen, ihm lag der Schrecken noch in allen Gliedern, daß er vielleicht heute schon den Brief, den er bei sich trug, der Frau Oberhofmeisterin nicht nur zeigen, sondern den ihr vielleicht sogar vorlesen solle. Er ahnte nicht, was in Wirklichkeit in dem Brief stand, aber das war ja auch schließlich ganz gleichgültig. Was er vorlas, mußte er sich erfinden, das mußte der Augenblick ihm eingeben, wenn es erst so weit war, wenn es wirklich so weit kommen sollte.

Da mußte er das Richtige finden, zu diesem Zweck aber vorher über die ganze Situation unterrichtet sein, und über die vermochte nur Fräulein Ursula ihn aufzuklären.

Und das tat sie denn auch, allerdings nicht, ohne ihn von Anfang an zu beschwören, einen Auftritt zwischen der Prinzessin und der Frau Oberhofmeisterin zu verhindern, noch dazu hier, vor anderen Gästen: „Das darf nie und nimmer geschehen, Herr Leutnant, ich weiß, daß die Prinzessin da auf Ihre Hilfe rechnet, aber ich weiß nicht, in welcher Art, denn Ihre Hoheit, die sonst gar keine Geheimnisse vor mir hat, hat mich nicht darüber aufgeklärt. Aber wie dem auch immer ist, Sie dürfen der Prinzessin diese Hilfe nicht leisten, wenigstens heute und hier nicht. Es ist zu einer äußerst heftigen Szene zwischen der Oberhofmeisterin und der Prinzessin gekommen. Die Frau Oberhofmeisterin hat die Einladung zu dem heutigen Abend für Ihre Hoheit angenommen, ohne erst deren Einverständnis einzuholen. Die Prinzessin wurde durch die Mitteilung, daß sie heute hier das Fest besuchen solle, völlig überrascht. Auch ich selbst erfuhr erst im letzten Augenblick davon, sonst hätte ich die Prinzessin natürlich benachrichtigt. Ihre Hoheit war über diese Eigenmächtigkeit der Exzellenz mehr als empört und weigerte sich auf das energischste, der Einladung Folge zu leisten, einmal, um ihren eigenen Willen durchzusetzen, dann aber auch, weil ihr die sogenannten liebenswürdigen Gastgeber des heutigen Abends im höchsten Grade

unsympathisch sind. Aber die Exzellenz blieb unerbittlich. Sie wissen, Herr Leutnant, daß die Frau Oberhofmeisterin die Ehrenvorsitzende zahlloser Wohltätigkeitsvereine ist. Sie ist auch die Präsidentin der hiesigen städtischen Frauenanstalt, die sich, wie schon so oft, auch jetzt wieder in finanziellen Nöten befindet. Der Verein braucht für einen Umbau unbedingt fünf- und zwanzigtausend Mark. Dieses Geld soll der Kammerherr geben und er wird es auch geben, sobald die Exzellenz ihn darum bittet und ihm gleichzeitig einen Orden in Aussicht stellt. Aber er würde es nie geben, wenn die Prinzessin heute Abend nicht erschienen wäre. Er wird es ohnehin schon als eine Kränkung empfinden, daß Seine Hoheit, der Herzog, für seine eigene Person abgesagt hat. Es ist der Exzellenz gelungen, ihren Willen bei dem Herzog durchzusetzen und dem Befehl des Vaters mußte die Prinzessin sich fügen. Aber die Prinzessin sträubte sich trotzdem bis zum letzten Augenblick. Das ist auch der wahre Grund unseres späten Erscheinens. In Wirklichkeit sind die Pferde vor unserem Wagen natürlich nicht gestürzt, ebenso wenig ist eine Wagendeichsel gebrochen, die Prinzessin weigerte sich nur, in den Wagen einzusteigen, bis sie es dann endlich doch tun mußte. So, nun wissen Sie alles und wenn ich der Prinzessin ihre Erregung auch vollständig nachfühle, so muß sie sich trotzdem heute Abend beherrschen."

Nach und nach, mit langen Pausen, während des Essens und Trinkens, während sie fortwährend

von den servierenden Dienern gestört wurden, hatte Fräulein Ursula dieses alles stückweise erzählt und Hans Joachim war ihr ein aufmerksamer Zuhörer gewesen.

Nun war er über alles unterrichtet, ja, noch mehr, er sah es ein, daß die Prinzessin alle Ursache hatte, mehr als ungnädig zu sein, aber trotzdem durfte es zu keinem Eklat kommen. Wie aber sollte er das verhindern und wie sollte er auf der anderen Seite der Prinzessin beistehen, wenn sie ihn gegen die Frau Oberhofmeisterin zu Hilfe rief? Das beschäftigte ihn derartig, daß er darüber ganz vergaß, sich mit Fräulein Ursula weiter zu unterhalten.

Und noch ein anderer Leutnant war an der Festtafel still und schweigsam, so sehr gerade er sich darauf gefreut hatte, sich mit seiner Dame lange unterhalten zu können. Das war Scharfenberg, den der Herr Oberst kurz vor Beginn des Dinners in das Gespräch gezogen, um ihm schon jetzt ganz privatim mitzuteilen, daß er, der Herr Oberst, beabsichtige, ihm zum äußeren Zeichen der Anerkennung für seine gute Führung in und außer dem Dienst, ein mehrmonatliches Kommando zu verschaffen.

Unter anderen Umständen hätte Scharfenberg sicher laut aufgejubelt, aber jetzt fort von hier? Für ein paar Monate jetzt fort nach Berlin? Keine Strafe hätte für ihn schlimmer sein können als diese Auszeichnung. Der Schrecken war ihm derartig in die Glieder gefahren, daß selbst Christiane ihn nicht zu

trösten vermochte, als er ihr sein Leid gestand. Im Gegenteil, je länger die auf ihn einsprach, umso schmerzlicher empfand er es schon jetzt, sich so lange von ihr trennen zu sollen, und immer von neuem schwur er sich im stillen, das Kommando nicht anzunehmen, obgleich er genau wußte, daß er es annehmen mußte.

Christiane versuchte ihn zu trösten. Im ersten Augenblick war auch sie erschrocken gewesen, denn sie glaubte zu wissen, warum der Vater ihn fortschicke. Das nahm sie vorübergehend gegen ihren Vater ein, machte sie beinahe böse und zornig. Bedurfte es denn eines solchen Gewaltmittels, traute man es ihr allein nicht zu, einen Freier abzuweisen, der ihr nicht genehm war? Bis ihr dann doch ganz klar wurde, warum Scharfenberg fort sollte. Der Vater wünschte die Verlobung nicht, damit sie ihr Geld nicht wieder verlöre, damit nicht vielleicht auch die Eltern alles wiederhergeben mußten. War es nicht einzig und allein ihre Sache, ob sie ihre halbe Million behalten wolle oder nicht und stand ihren Eltern, oder wenigstens dem Vater der Reichtum höher als das Glück seines einzigen Kindes? Sie verboste sich in ihren Gedanken immer mehr und der Trost, den sie Scharfenberg spendete, kam ihr wirklich vom Herzen. Er tat ihr aufrichtig leid, wie er so unglücklich neben ihr saß und es erfüllte sie mit Stolz und Freude, daß er nur den einen Wunsch hatte, hier in der Residenz, hier in ihrer Nähe zu bleiben, daß es ihn garnicht lockte, nach Berlin zu gehen, nach Berlin,

das sonst für jeden jungen Offizier der Inbegriff aller Seligkeit ist, weil man sich nirgends so gut amüsieren kann, wie dort.

Und sie gestand sich ein, daß er ihr doch sehr fehlen würde, wenn er wirklich monatelang fortgehen sollte. Nur deshalb, weil sie sich an seine Huldigungen, an sein sich stets gleichbleibendes Werben gewöhnt hatte, oder weil sie für ihn doch eine warme Zuneigung empfand? Liebte sie ihn? Sie gedachte des alten Wortes: „Wer sich da fragt, ob er verliebt ist, der ist es schon.“ Vielleicht, daß auch sie es schon war, daß es ihr erst in dieser Stunde, in der die Trennung drohte, klar wurde. Aber was sie selbst noch nicht genau wußte, durfte sie ihm am allerwenigsten jetzt schon verraten und so meinte sie nur nochmals ein wenig neckend: „Lockt es Sie denn wirklich gar nicht, nach Berlin zu gehen und den schönen Mädchen dort den Hof zu machen?“

Da sah er sie mit einem festen Blick an, der frei war von jeder heißen Leidenschaft, der aber gerade deshalb seine treue feste Liebe verriet und dann gab er ihr zur Antwort: „Es gibt für mich nur ein einziges junges Mädchen auf der Welt, für mich ist kein anderes auch nur annähernd so schön und begehrenswert und an diese eine denke ich bei Tag und bei Nacht. Sie weiß es, daß ich sie liebe, ich habe es ihr noch nie gesagt, aber sie muß es trotzdem schon bemerkt haben. Ich liebe nur diese eine und habe nur den einen Wunsch, daß sie mich wiederliebt,“

und sich dann noch näher zu ihr wendend fuhr er mit ganz leiser Stimme fort: „Reichtum allein macht nicht glücklich und wäre es anders, oder dächte ich auch nur anders, dann würde ich nicht um diese Eine werben, würde ihr nicht zumuten, mich zu erhören.“

Verwirrt und verlegen saß sie neben ihm und doch durchströmte sie ein süßes Gefühl des Glückes, das Gefühl des Glücks, sich um ihrer selbst willen so geliebt zu wissen. Und die Liebe, die ihn so ganz erfüllte, ergriff auch plötzlich sie und zart und leise spannen sich die Fäden vom Herzen zum Herzen weiter. Und als er jetzt leise und verstohlen nach ihrer linken Hand haschte, die sie ein klein wenig absichtlich herunterhängen ließ, da duldete sie seinen Händedruck und hielt für einen Augenblick seine Hand in der ihrigen.

Und wenn sie es noch nicht gewußt hatte, wie lieb er sie hatte, so sah sie es jetzt an dem Glück, das seine Züge verklärte, an dem Aufleuchten seiner Augen, und um ihm endlich die Gewißheit zu geben, daß auch sie ihn liebe, sagte sie plötzlich: „Seien Sie nicht mehr traurig, Herr Leutnant, Sie werden nicht nach Berlin gehen, ich werde nicht eher ruhen, als bis ich es bei dem Vater durchsetze, daß Sie hier bleiben. Sind Sie nun zufrieden?“

Schelmisch lächelnd sah sie zu ihm auf. Da faßte er abermals nach ihrer Hand, die sie ihm für eine Sekunde überließ und sie wunderte sich selbst darüber,

daß sie garnicht mehr an das Geld dachte, das sie nun verlor.

Solange das Diner auch noch dauerte, für sie beide war es nun doch plötzlich viel zu kurz und als sie sich dann endlich von ihren Plätzen erhoben, flüsterte er ihr glücklich zu: „Sehen Sie wohl, gnädiges Fräulein, nun hatte ich mich doch nicht umsonst darauf gefreut, solange bei Tisch neben Ihnen sitzen zu dürfen.“

„Und ich mich auch nicht,“ gab sie ebenso zurück, dann aber machte sie sich von ihm frei und eilte auf ihren Vater zu, um dem lustig zuzurufen: „Wenn du wüßtest, Vater, was du dadurch für ein Unglück angerichtet hast, daß du Scharfenberg nach Berlin abkommandieren wolltest — —. Das hattest du dir sehr schön ausgedacht, du wirst es sehr bald erfahren, daß wir beide doch noch schlauer sind, als du.“

Den Oberst rührte beinahe der Schlag: „Um Gottes willen, Christiane, mach' keine Pferde scheu, du hast doch nicht etwa — —“

Aber mitten im Satz hielt er an. So glückstrahlend hatte er sein Kind noch nicht gesehen. Da wußte er, was die Glocke geschlagen hatte und er dachte zurück an die Zeit, da er selbst jung war, da er um seine Frau warb und auch nicht daran dachte, daß sie beide arm wären, sondern nur daran, daß sie sich liebten. Und die Liebe hatte angehalten bis auf den heutigen Tag und sie waren glücklich geblieben, trotz der Sorgen, die auch sie kennen lernten.

Die Sorgen aber ketten die Menschen fester aneinander als der Überfluß und der Luxus. Mochte sein Kind, mochte auch er selbst sein Erbe verlieren, wenn Christiane nur glücklich wurde.

Für ein paar Minuten hatte er seinen Gedanken nachhängend dagestanden, dann sah er sich nach seiner Frau um, um der die große Neuigkeit mitzuteilen. Ihretwegen tat es ihm nun doch wieder leid, daß es mit dem Reichtum schon wieder vorbei sein solle, aber die Mutter würde ihrem Kinde das Glück ja noch mehr gönnen, als er es selber tat. Aber bei dem Gedränge, das nun in den Nebenräumen herrschte, als dort der Kaffee serviert wurde, sah er sich vergebens nach seiner Frau um. Vielleicht war es auch besser, wenn er erst zu Hause in aller Ruhe mit ihr darüber sprach.

Kaum eine Viertelstunde später lockten die Geigen zum Tanz und die Paare fanden sich wieder zusammen, wie sie bei Tisch nebeneinander gesessen hatten. Nur Hans Joachim holte nicht Fräulein Ursula, sondern näherte sich, wie ihm befohlen war, der Prinzessin. Die schien ihn schon voller Ungeduld erwartet zu haben, denn kaum hatte er sich vor ihr verneigt, als sie sich auch schon von ihrem Platz erhob, um sich von ihm fortführen zu lassen.

Wie immer, wenn die Prinzessin tanzte, blieben auch jetzt die Paare vorläufig stehen, so hörte es niemand, als die Prinzessin ihm nun erregt zuflüsterte: „Hat Ursula Ihnen alles erzählt? Ist es

nicht einfach empörend? Des Geldes wegen will man mich verheiraten, des Geldes wegen muß ich das Haus dieser Menschen betreten. Der Kammerherr war, solange wir bei Tisch saßen, von einer so protzenden Gesprächigkeit, daß ich am liebsten aufgestanden wäre. Auch der verdient eine Zurechtweisung. Damit, daß ich nicht mit ihm tanze, ist es nicht genug. Ich kann den Menschen nicht ausstehen, heute, wo ich gegen meinen Willen bei ihm zu Gaste sein muß, noch weniger denn je. Und dazu dieses lächelnde impertinente Gesicht der Frau Oberhofmeisterin, das mir immer von neuem zu sagen scheint: ‚Siehst du wohl, ich habe meinen Willen doch durchgesetzt, es ist ganz zwecklos, sich gegen meine Macht aufzulehnen.‘ Ach, ich ertrage es wirklich nicht länger.“

„Aber Hoheit, so beruhigen Sie sich doch nur,“ bat Hans Joachim, „ich begreife es ja vollständig, daß Sie sich auf das tiefste verletzt fühlen, aber beherrschen Hoheit sich wenigstens heute Abend noch. Was sollen die übrigen Gäste sagen, wenn Sie sich zu einer unüberlegten Äußerung hinreißen lassen?“

„Das ist mir ganz egal,“ gab die Prinzessin mit einer ihm an ihr ganz ungewohnten Heftigkeit zur Antwort, „alles hat seine Grenzen. Bitte dringen Sie nicht weiter in mich, ich bin zu nervös, zu überreizt.“

Hans Joachim mußte es einsehen, wenigstens für den Augenblick war die Prinzessin keinem Zu-

spruch zugänglich, vielleicht war es wirklich besser nicht weiter auf sie einzusprechen, vielleicht, daß sie sich dann am schnellsten wieder beruhigte. So führte er sie denn nach Beendigung des Tanzes wieder zu ihrem Sessel zurück, in der festen Absicht, sich in ihrer Nähe aufzuhalten, um, wenn irgend möglich, wenigstens die Oberhofmeisterin oder den Hausherrn von der Prinzessin fernzuhalten. Aber kaum hatte er sich hinter der Prinzessin aufgestellt, als der Kammerherr auf ihn zugeeilt kam und auch dann nicht wieder linksum Kehrt machte, als Hans Joachim ihm mit der Hand ein Zeichen gab, er möchte wenigstens jetzt nicht näher kommen.

So trat er denn auf Hans Joachim zu und fragte ihn in seiner lauten arrogant und unverschämt klingenden Art und Weise: „Nicht wahr, Herr Leutnant, Sie übernehmen doch auch heute Abend bei mir das Amt des Vortänzers? Wozu sind Sie denn da, wenn Sie Ihre Künste nicht unter jedem hellbrennenden Kronleuchter leuchten lassen wollen? Nicht wahr, ich kann doch selbstverständlich auf sie rechnen?“

Wäre der Wunsch in liebenswürdiger Weise geäußert worden, dann hätte Hans Joachim sich natürlich nicht eine Sekunde besonnen, ihn zu erfüllen. Aber daß der Kammerherr ihm direkt ins Gesicht sagte, er sei nur dazu da, um unter jedem brennenden Kronleuchter seines Amtes zu walten, das ging denn doch gegen sein Empfinden. Aber

wie sollte er die Bitte ablehnen, ohne dadurch den Gastgeber zu verletzen?

Und der fragte jetzt noch einmal: „Nicht wahr, ich kann doch selbstverständlich auf Sie zählen?“

„Doch nicht,“ erklang da plötzlich die Stimme der Prinzessin. Die hatte jedes Wort, das der Kammerherr so laut sprach, gehört und auch sie mußte sich durch seine Art verletzt fühlen. So hatte sie sich denn jetzt erhoben und trat auf den Kammerherrn zu:

„Sie können leider nicht auf Herrn von Köttendorf zählen, Herr Kammerherr, denn soviel ich weiß, ist der Herr Leutnant lediglich zum Vortänzer bei Hofe ernannt und es ist mit seiner Stellung unvereinbar, daß er unter jedem brennenden Kronleuchter seines Amtes waltet. Er würde dann eben aufhören zu sein, was er ist — lediglich der Vortänzer bei Hofe.“

Und sie betonte die letzten Worte so scharf, daß dem Kammerherrn das Blut in das Gesicht schoß und daß er sich in tausend Entschuldigungen erging, bis die Prinzessin ihm dann endlich mit einer etwas ungeduldigen Handbewegung andeutete, daß es nun genug sei und daß er sich zurückziehen möge.

Rückwärts schreitend, sich immer von neuem verbeugend, entfernte sich der Kammerherr, bis er in den Reihen seiner Gäste verschwunden war. Dann erst wandte sich die Prinzessin lächelnd an Hans Joachim: „Gott sei Dank, Herr Leutnant,

nun ist mir wieder wohl. Ich mußte den Kammerherrn einmal ganz gehörig demütigen. An und für sich war sein Wunsch ja nicht so unerhört, es war nur die Art, in der er zu Ihnen sprach und daß er es garnicht für nötig hielt, mich zuvor um Erlaubnis zu bitten, daß Sie heute hier den Vortänzer machen, auch das empörte mich. Ach, nun ist mir wieder wohl, ich glaube, ich wäre erstickt, wenn ich meinem Herzen nicht irgendwie hätte Luft machen können."

Gott sei Dank, daß dieser Vorfall genügt hatte, um die Prinzessin wieder zu beruhigen. Die Sache hätte nach Hans Joachims Ansicht noch viel schlimmer werden können. Der Kammerherr hatte ein dickes Fell, der konnte schon einen Puff vertragen. Nur ein wahres Glück, daß die Prinzessin mit dem und nicht mit der Frau Oberhofmeisterin zusammengestoßen war.

Die Prinzessin hatte ihre gute Laune wiedergefunden, da brauchte er nicht mehr zu befürchten, daß es noch irgendwie zu einem Eklat kommen würde. So plauderte er denn lustig und fröhlich mit der Prinzessin über tausend Nichtigkeiten, bis plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, die Frau Oberhofmeisterin vor ihnen beiden stand. Deren Mund umspielte auch jetzt das stereotype liebenswürdige Lächeln, aber das war falscher als je, das verriet der böse Blick der Augen, die nervöse Art, in der Ihre Exzellenz fortwährend den Fächer auf- und zuklappte, das verriet aber erst recht der heisere

Klang ihrer Stimme, als sie nun sagte: „Ew. Hoheit muß ich leider gestehen, daß ich über das Benehmen Ew. Hoheit einfach außer mir bin. Ew. Hoheit bedaure ich, das in Gegenwart des Herrn Leutnant sagen zu müssen, aber der Herr Leutnant war ja auch zugegen, als Ew. Hoheit unseren charmanten und liebenswürdigen Kammerherrn mit einer Ungnade behandelten, die mich kein Wort der Erklärung und Entschuldigung finden läßt.“

Die Wangen der Prinzessin färbten sich dunkelrot: „So hat der charmante und liebenswürdige Kammerherr, wie Ew. Exzellenz unseren Gastgeber zu nennen geruhen, es für gut befunden, mich bei Ew. Exzellenz zu verklatschen?“

Die Frau Oberhofmeisterin richtete sich stolz auf: „Einer solchen Taktlosigkeit wäre der Kammerherr garnicht fähig. Der hat lediglich seinen Gästen erzählt, in welcher mehr als ungnädigen Art Ew. Hoheit ihm seine Bitte abschlugen. Auf Umwegen erfuhr auch ich davon und ich muß darauf bestehen, daß Ew. Hoheit dem Kammerherrn gegenüber ein Wort der Entschuldigung finden.“

Die Prinzessin war von ihrem Sitz aufgesprungen und stand der Frau Oberhofmeisterin in der größten Erregung gegenüber, um ihr jetzt kalt und schneidend nur das eine Wort „niemals“ zuzurufen.

Aber Ihre Exzellenz ließ sich nicht beirren: „Ew. Hoheit werden sich schon noch meinem Wunsche

fügen müssen, Ew. Hoheit wissen, daß mein Wille dem Willen Ew. Hoheit vorgeht."

„Sie wollten sagen, Exzellenz, daß Ihr Wille bisher dem meinigen vorgegangen ist," fiel die Prinzessin ihr rasch in das Wort, um dann erregt fortzufahren: „Bis heute habe ich mich von Ew. Exzellenz tyrannisieren lassen, aber daß ich mich hier nun wie ein unartiges Kind von Ew. Exzellenz abkanzeln lassen soll, das erschöpft denn doch selbst meine Geduld, denn auch die hat ihre Grenzen. Ich lasse mir von Ew. Exzellenz garnichts mehr sagen, denn Sie, Exzellenz, haben überhaupt garnicht das Recht, mir so gegenüberzutreten."

Fassungslos sah die Oberhofmeisterin auf: „Wie soll ich mir die Worte Ew. Hoheit erklären? Ich hätte nicht das Recht? Ich habe sogar die Pflicht, Ew. Hoheit gegenüber so zu handeln, wie ich es tue. Mit Wort und Handschlag habe ich es der verstorbenen Frau Herzogin gelobt — — — —"

„So, nun ist es aber wirklich genug," rief die Prinzessin der Frau Oberhofmeisterin zu, und kaum wissend, was sie tat, es in der Erregung nicht nur vollständig vergessend, daß es sich lediglich um einen Versuch handele, Ihre Exzellenz in eine Falle zu locken, sondern in dem Augenblick sogar fest davon überzeugt, daß sie wirklich vollgültige Beweise gegen die Frau Oberhofmeisterin in Händen habe, winkte sie Hans Joachim zu sich heran, der sich bei den ersten Worten der Frau Oberhofmeisterin diskret

zurückgezogen hatte, um der Prinzessin wenigstens die Demütigung zu ersparen, in seiner Gegenwart gescholten zu werden.

Und kaum war Hans Joachim nähergetreten, als sie ihm zurief: „Den Brief, Herr Leutnant, den Brief, aber bitte schnell.“

Hans Joachim drohte das Herz vor Schrecken stehen zu bleiben. So war der gefürchtete Augenblick also doch gekommen, wie würde der enden? Er konnte es nicht verhindern, daß seine Hände zitterten, als er nun den Waffenrock öffnete, um den Brief aus der Brusttasche hervorzuholen. Aber er war nicht allein nervös, die Frau Oberhofmeisterin war es erst recht, das hörte er an ihrer Stimme, als sie jetzt fragte: „Was ist das für ein Brief, von dem Ew. Hoheit sprechen?“

„Das werden Ew. Exzellenz sofort erfahren, wollen Ew. Exzellenz sich nur noch einen Augenblick gedulden,“ erwiderte die Prinzessin mit dem liebenswürdigsten Lächeln und sich an Hans Joachim wendend, bat sie: „Ich bitte Sie, das Siegel zu öffnen und dann Ihrer Exzellenz das Schreiben der verstorbenen Frau Herzogin vorzulesen, das diese von ihrem Krankenlager aus an mich richtete.“

Die Frau Oberhofmeisterin faßte unwillkürlich mit der Rechten in die Luft, als suche sie dort die Lehne eines Stuhles, auf die sie sich stützen könne, und sie fühlte, wie ihre Knie zitterten. Sollte sie der Prinzessin gegenüber heute doch zu weit gegangen sein und sollte dieser Hans Joachim wirklich

Beweise gegen sie in Händen haben? Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Waren seine Worte im Theater doch mehr als eine leere Drohung gewesen? Aber um Gottes willen nur nichts von dem verraten, was im Inneren auf sie einstürmte. Nur jetzt die Haltung bewahren.

„Erkennen Ew. Exzellenz die Handschrift der verstorbenen Frau Herzogin?“ erklang da Hans Joachims Stimme, während er ihr aus einiger Entfernung den Brief zeigte, sodaß sie zwar nicht die einzelnen Worte entziffern, aber doch die Schriftzüge als solche erkennen konnte.

„Allerdings,“ bemühte sich Ihre Exzellenz so gleichgültig wie nur irgend möglich zu sagen, „wenn sich meine Augen nicht täuschen, dann ist es die Schrift der verstorbenen Frau Herzogin.“

„Dann werden Ew. Exzellenz auch jetzt vernehmen, was die Frau Herzogin mir schrieb,“ setzte die Prinzessin erklärend hinzu und dann bat sie: „Ich bitte Sie, Herr von Köttendorf, den Brief vorzulesen.“

Und Hans Joachim, dem der kalte Schweiß auf der Stirn stand, der aber auch jetzt daran dachte, daß es sich zwar um einen völlig harmlosen Brief handelte, dessen Inhalt er aber trotzdem nicht kennen lernen dürfe und der das Blatt deshalb so in Händen hielt, daß die Buchstaben auf dem Kopfe standen, und der nicht die leiseste Ahnung davon hatte, wie eine Fürstin an ihr Kind zu schreiben pflegt, las

nun mit halblauter Stimme, was ihm der Augenblick eingab:

„Meine geliebte Tochter, mein über alles  
geliebtes Kind!

Wenn die Ärzte mir auch das Gegenteil versichern und mir auch immer wieder davon sprechen, daß ich bald wieder gesund sein werde — — ich glaube nicht daran, ich weiß, daß meine Tage gezählt sind. Vielleicht, daß es sich im besten Falle noch um ein paar Wochen handelt. Ich schreibe dir diese Zeilen von meinem Krankenlager aus, in einem Augenblick des Alleinseins. Unter dem Vorwand, etwas schlafen zu wollen, habe ich die Frau Oberhofmeisterin fortgeschickt und ich tat es, um Dir sagen zu können: Glaube es nicht, wenn die Gräfin nach meinem Tode behaupten sollte, ich hätte sie mit Wort und Handschlag verpflichtet, bei Dir zu bleiben, bis Du, mein einzig geliebtes Kind, später einmal heiratest. Glaube ihr nicht. Wahr ist nur, daß die Gräfin diesen Wunsch hat und daß sie es mir täglich, wenn auch in diskreter Weise, nahe legt, ihr das Versprechen abzunehmen. Die Gräfin hat gewiß auch ihre vielen guten Seiten, aber sie ist nicht offen und nicht wahr, sie ist herrschsüchtig und tyrannisch, immer nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht und ich bin fest davon überzeugt, sie wird sogar vor einem Meineid nicht zurückschrecken, um sich die Stellung bei Hofe — — —“

Ein leiser Aufschrei aus dem Munde Ihrer Exzellenz ließ Hans Joachim mitten im Lesen inne-

halten und schnell auf die Frau Oberhofmeisterin zuspringen: „Um Gottes willen, Exzellenz, was ist Ihnen?“

Aber die Exzellenz antwortete nicht. Eine Ohnmacht hatte ihre Sinne umnebelt und sie wäre unfehlbar hingefallen, wenn Hans Joachim sie nicht mit starken Armen erfaßt und nach einer in der Nähe stehenden Chaiselongue gebracht hätte.

So abseits von den anderen Gästen hatte sich diese Szene abgespielt, daß niemand sie bemerkte, daß die Gäste erst aufmerksam wurden, als die Prinzessin ihre Hofdame herbeirufen ließ und als auf deren Veranlassung gleich darauf ein Diener eine Karaffe frischen Wassers und ein Tuch brachte. Da erfuhr man erst, was vorgefallen war. Die Musik verstummte und angeblich voller Teilnahme, in Wirklichkeit aber nur aus Neugierde drängte alles nach dem Nebenzimmer, um näheres zu erfahren. Aber in der Tür stand Hans Joachim und ließ niemanden eintreten, während die Prinzessin und die Hofdame sich um die Ohnmächtige bemühten, bis die dann unter der Einwirkung der kalten Umschläge sehr rasch wieder zu sich kam.

„Wo bin ich, wo bin ich?“

Ihre Exzellenz mußte sich erst wieder auf alles besinnen und als ihr das endlich gelungen war, wäre sie beinahe wieder in eine Ohnmacht gefallen. Dort vor ihr stand die Prinzessin, die sich gegen ihre Macht aufgelehnt hatte, und dicht neben der dieser

Hans Joachim, der ihr den Brief der Frau Herzogin — — — — —

Es war schmachvoll, es war empörend, so gegen sie vorzugehen. Wodurch hatte sie es verdient, daß man sie stürzte? Nun hatte sie ihre Rolle ausgespielt und wenn Seine Hoheit alles erfuhr — — —

Sie konnte nicht klar denken, sie fühlte sich körperlich zu schwach und ihre Schläfen hämmerten und pochten, als solle ihr der Kopf auseinandergehen. So sagte sie denn jetzt mit schwacher Stimme zu Fräulein Ursula, die sich über sie gebeugt hatte: „Lassen Sie bitte sofort in das Schloß telephonieren, es soll ein Wagen kommen, ich muß nach Hause fahren. Vielleicht haben Sie die Freundlichkeit, mich zu begleiten, Sie können ja wieder hierher zurückfahren, wenn die Prinzessin noch bleiben will.“

Fräulein Ursula schickte sich an, den Wunsch der Frau Oberhofmeisterin zu erfüllen, aber kaum hatte sie den Saal betreten, um sich nach einem Diener umzusehen, als sie nicht nur von den Gastgebern, sondern auch von den Gästen umringt wurde. Sie sollte erzählen, wie es Ihrer Exzellenz ging, wie die Ohnmacht nur so plötzlich habe kommen können, und Fräulein Ursula erfand eine Ausrede: sie schilderte, wie Ihre Exzellenz sich schon den ganzen Tag nicht wohl gefühlt habe und sich mit dem Gedanken getragen habe, eigentlich abzusagen, wie ihr Pflichtgefühl sie aber dann doch getrieben habe, die Prinzessin zu begleiten. Sie sprach auch davon, daß die

Fahrt hierher, der Sturz der Pferde Ihre Exzellenz doch mehr erschreckt haben mochte, als diese habe eingestehen wollen.

Je weniger Fräulein Ursula selber an das glaubte, was sie da sagte, umso ausführlicher wurde sie, denn die anderen brauchten ja nicht zu wissen, was sie vermutete: daß es zwischen der Prinzessin und der Frau Oberhofmeisterin trotz Hans Joachims Anwesenheit zu einer erregten Aussprache gekommen war.

Das also war das Ganze. Man hatte eine kleine sensationelle Neuigkeit erwartet und nun war man enttäuscht. Na, auf alle Fälle konnte ja jetzt wieder weitergetanzt werden, vorausgesetzt natürlich, daß die Prinzessin es nicht für rücksichtsvoller halten würde, damit zu warten, bis die Frau Oberhofmeisterin nach Hause gefahren war.

Da trat auch schon die Prinzessin, gefolgt von Hans Joachim in den Saal, strahlend in ihrer Anmut, mit einem verklärten Lächeln auf den Lippen, so froh und so heiter, wie sie den ganzen Abend noch nicht ausgesehen hatte, und als sei sie den Gästen eine Erklärung für die Veränderung in ihrem Wesen schuldig, sagte sie zu der Dame des Hauses, die ihr entgegenteilte, und dabei sprach sie so laut, daß alle Herumstehenden es hören mußten: „Sie glauben ja garnicht, gnädige Frau, wie froh ich bin, daß sich meine liebe Frau Oberhofmeisterin so schnell erholt hat und daß die Ohnmacht so schnell vorüberge-

gangen ist. Den ganzen Tag fühlte sich die Gräfin nicht recht wohl, trotzdem erbat ich aus mancherlei Gründen ihre Begleitung. Ich habe sie bei Tisch fortwährend beobachtet, ich merkte es ihr an, wie schlecht es ihr ging und bereute es bitter, sie nicht zu Hause gelassen zu haben. Na, glücklicherweise war das Ganze weiter nichts als eine vorübergehende Schwäche. Wenn Exzellenz jetzt nach Hause fährt und sich niederlegt, ist sie vielleicht morgen schon wieder frisch und munter. Meine Hofdame wird Ihre Exzellenz auf meine Bitten hin nach Hause begleiten und dann hierher wieder zurückkehren, vorausgesetzt natürlich, gnädige Frau, daß Sie mich auch ohne meine Frau Oberhofmeisterin noch weiterhin in ihren außerordentlich gastfreien und schönen Räumen dulden."

Die Prinzessin wollte wieder gutmachen, was sie vorhin dem Kammerherrn gesagt hatte, sie befand sich in einer so glückseligen, übermütigen und ver-söhnlichen Stimmung, daß sie im Augenblick keinem Menschen feind sein konnte. So war sie denn gegen die Frau „Kammerherrin“ von einer geradezu bezaubernden Liebenswürdigkeit, sodaß diese vor lauter Wonne über die ihr zuteil werdende Huld immer wieder von neuem in einem tiefen Hofknicks erstarb.

Ja, auch dem Kammerherrn gönnte sie ein freundliches Wort, befahl ihn sogar zum Walzer, als sie jetzt die Erlaubnis gab, den Tanz wieder aufzunehmen.

Den ersten Walzer tanzte die Prinzessin mit

dem Hausherrn, der ob dieser Auszeichnung, wie die Prinzessin ihm anmerkte, nur zu schnell alles wieder vergaß, was sie ihm vorhin gesagt hatte, um ihm sein selbstbewußtes Wesen einmal deutlich vor Augen zu führen. Dann aber befahl sie Hans Joachim an ihre Seite, sie fieberte vor Ungeduld, sich mit dem aussprechen zu können, denn seitdem die Exzellenz in Ohnmacht gefallen war, hatten sie noch nicht ein Wort miteinander gewechselt und doch war der Prinzessin, als hätte sie ihm unendlich viel zu sagen. Hier in dem Ballsaal aber hieß es vorsichtig sein.

Aber was ihr Mund verschwieg, sagten ihm ihre Blicke, als er jetzt auf sie zutrat.

Und auch ihr Händedruck war beredt, als sie ihm nun die Hand zum Kuß reichte, um ihm mit lauter Stimme nochmals dafür zu danken, daß er sich der Exzellenz so angenommen, sie gleich zu der Chaiselongue getragen und sie dort sorgsam niedergebettet habe.

Dann aber trat sie mit ihm zum Tanz an. Wieder tanzten sie als einzigstes Paar und Hans Joachim richtete es so ein, daß er mit der Prinzessin in der Mitte des Saales blieb, sodaß die an den Wänden herumstehenden anderen Gäste es unmöglich hören konnten, als sie nun zu ihm sagte: „Hans Joachim — — — seien Sie nicht böse, wenn ich Sie heute so nenne, aber das kalte, fremde „Herr Leutnant“ will mir im Augenblick nicht über die Lippen. Wir

sind doch Bundesgenossen. Ach, Hans Joachim, Sie ahnen ja nicht, wie froh und glücklich ich bin, daß Ihre Exzellenz so schön in die Falle gegangen ist." Und dann fröhlich auflachend setzte sie hinzu: „Aber eine Angst habe ich ausgestanden, Hans Joachim, mir ist beinahe das Herz stehen geblieben."

„Glauben Ew. Hoheit vielleicht, daß es mir anders gegangen ist, als ich anfang, den Brief vorzulesen?" fragte er übermütig. „Einzig und allein der Augenblick gab mir die Worte ein, aber während ich las, dachte ich fortwährend: ‚Wenn die Exzellenz nun nicht bald in Ohnmacht fällt, dann weiß ich nicht, wie der Brief weitergehen soll.‘ Na, der Zweck ist ja erreicht, schneller sogar, als ich dachte, nun sind wir die Exzellenz hoffentlich für immer los."

„Sogar ganz bestimmt," rief die Prinzessin ihm halblaut zu, „ich habe mir schon alles überlegt. Ich werde morgen die Gräfin aufsuchen und ihr versprechen, den Brief meinem Vater, dem Herzog, nicht zu zeigen, allerdings werde ich daran die Bedingung knüpfen, daß sie aus Gesundheitsrücksichten sofort um ihre Entlassung bittet. Ich will auch Gnade für Recht ergehen lassen und bei dem Herzog dahin wirken, daß er Ihre Exzellenz mit vollem Gehalt pensioniert, obgleich sie das weiß Gott nicht um mich verdient hat. Gott sei Dank, die Gräfin bin ich los und das verdanke ich einzig und allein Ihnen. Bis an mein Lebensende werde ich Ihnen das nicht vergessen, aber das nicht allein, ich möchte Ihnen so

gern einen Beweis meiner Dankbarkeit geben. Haben Sie nicht einen ganz, ganz großen Wunsch, den nur ich Ihnen erfüllen, den nur einzig und allein ich Ihnen gewähren kann? Denken Sie doch einmal nach."

Und sie verlangte Antwort auf ihre Frage, als Hans Joachim sie bald darauf wieder zu ihrem Sessel zurückgeführt hatte und als er dann an ihrer Seite stehen blieb.

„Nun, haben Sie es sich inzwischen überlegt?“ fragte sie und noch einmal bat sie: „Ich möchte Ihnen so gern eine große Freude bereiten, aber wie kann ich das?“

Mit ihren schönen Augen sah sie zu ihm auf und dieser Blick verwirrte ihn noch mehr, als es der Tanz, ihr Händedruck, die von ihr gebrauchte Anrede „Hans Joachim“ und alles, was sie zu ihm gesagt hatte, getan hatten. Wieder flammte eine heiße, wilde Zuneigung in ihm zu ihr auf, wieder sah er in ihr das schönste und begehrenswerteste Geschöpf, das er kannte, und plötzlich gestand er es sich ein, was er bisher immer vor sich selbst geleugnet hatte: daß er die Prinzessin liebe.

Und so jäh kam diese Erkenntnis über ihn, daß er fühlte, wie er vor Erregung und vor Schrecken blaß wurde.

„Um Gottes willen, was ist Ihnen?“

So viel Angst, so viel herzliche Teilnahme klang aus den Worten der Prinzessin, mit so ängstlichen

Augen sah sie ihn an, daß Hans Joachim mit Gewalt an sich halten mußte, um seine Empfindungen nicht zu verraten.

Und noch einmal fragte die Prinzessin: „Was ist Ihnen? Ich will es wissen.“

Aber er schüttelte den Kopf: „Selbst auf die Gefahr hin, Ew. Hoheit für immer zu erzürnen, ich kann, ich darf es nicht sagen.“

Da glaubte sie zu wissen, was er ihr verschwiegen — — — sie fühlte es an dem lauten Schlag ihres Herzens, an der Unruhe, die sie erfaßte, an dem süßen Gefühl des Glücks, das sie durchströmte: Hans Joachim liebte sie.

Das hatte sie nicht gewollt, das hatte sie nicht beabsichtigt, als sie ihn zum Vortänzer ernennen ließ. Ein Flirt, nur ein Spiel hatte es bleiben sollen, aber sie empfand trotzdem keine Reue darüber, daß es anders gekommen war. Ja, sie empfand nicht einmal Mitleid mit dem armen Hans Joachim, sie fragte sich auch nicht, was nun werden sollte, sie hatte jetzt nur einen Gedanken, sie wollte die Gewißheit haben, daß er sie auch wirklich liebt.

Und so fragte sie denn jetzt mit leiser Stimme: „Hing das, was Sie eben so erregte, irgendwie damit zusammen, daß Sie sich etwas von mir wünschen sollen, und sind Sie zu der Erkenntnis gekommen, daß Sie einen Wunsch haben, der so groß ist, daß selbst ich den nicht erfüllen kann?“

Mit festen großen Augen sah er sie an: „Und wenn dem nun so wäre, Hoheit — — — — —“

Nur ein Glück, daß sie eine Prinzessin war und daß sie es gelernt hatte, sich stets zu beherrschen, nie ihre geheimsten Gedanken zu verraten, sonst hätte sie ihm vielleicht doch gezeigt, wie sein Blick sie verwirrte, wie der die mannigfaltigsten Gefühle in ihr auslöste.

Dann aber sagte sie anscheinend ganz harmlos und unbefangen: „So groß wird der Wunsch schon nicht gewesen sein, sicher überschätzen Sie ihn.“

Aber er schüttelte abermals den Kopf, bis er dann sagte: „Der Wunsch allein ist eine Vermessenheit, ihn auszusprechen wäre ein Verbrechen,“ bis er dann ganz plötzlich und unvermittelt fragte: „Werden Ew. Hoheit morgen in das Theater gehen?“

Sie glaubte nicht recht gehört zu haben und so fragte sie ihn denn: „Wie kommen Sie denn nur darauf?“

„Weil ich glücklich sein würde, wenn Ew. Hoheit morgen dort wären,“ gab er zur Antwort. „Ich sah es vorhin an den Anschlagssäulen, man gibt den „König für einen Tag“. Kennen Sie die Oper? Es handelt sich da um einen armen Fischerknecht, der den Wunsch hat, einmal König zu sein. Der wirkliche König des Landes findet eines Tages den armen Fischerknecht schlafend am Meeresstrand. Aber bevor der einschlief, hatte er mit seinen Fingern in den Sand geschrieben: „Ach, daß ich doch ein König

wär'." Vielleicht, daß Ew. Hoheit bei den Worten morgen gnädigst ein klein wenig an mich denken, dem es eben so geht, wie dem armen Fischerjungen, an mich, der ich auch nur den einen Wunsch habe: „Ach, daß ich doch ein König wär'."

Da hatte sie die Gewißheit, daß er sie liebe, daß er es sich nur deshalb wünschte, ein König zu sein, um sie neben sich auf seinen Thron setzen zu können, um die Möglichkeit und das Recht zu haben, ihr seine Liebe zu gestehen.

Er aber war nur ein armer Leutnant, der es nicht wagen durfte, seine Augen zu ihr zu erheben und der sie dennoch mit ganzer Seele liebte.

Wie traumverloren blickte er vor sich hin, er wandte keinen Blick von ihr ab, aber seine Gedanken mochten in weiter Ferne sein, denn noch einmal sagte er mit ganz leiser Stimme vor sich hin: „Ach, daß ich doch ein König wär'."

## VIII.

Es war gekommen, wie Hans Joachim richtig vermutete. Als Christiane dem Notar ihrer verstorbenen Tante die Mitteilung gesandt hatte, sie habe sich mit dem Herrn Leutnant von Scharfenberg verlobt und sie verzichte gern und freudig auf das ihr zugefallene Erbe, da hatte sie die Nachricht erhalten, daß ihr weiterhin verbliebe, was ihr zugefallen war, und daß sie nach dem späteren Tode ihrer Eltern auch das diesen von der verstorbenen Tante ausgesetzte Legat erhalten würde. Gleichzeitig war ihr auch der Nachtrag zu dem Testament übersandt worden. Der hatte nur aus dem einen Satz bestanden, den die Verstorbene in ihrem Testament zwar begonnen, dann aber hinterher wieder gestrichen hatte und der da lautete: „Sollte meine liebe Nichte Christiane sich trotz der ihr angedrohten Enterbung verlieben, verloben oder gar verheiraten und sollte damit der Beweis erbracht werden, daß der zukünftige Mann meiner lieben Nichte diese lediglich um ihrer selbst willen liebt, so soll meine Nichte be-

halten, was ich ihr ausgesetzt habe, und sie soll später auch die Erbin des ihren Eltern vermachten Vermögens sein."

Im Hause des Kommandeurs herrschte eitel Jubel und Sonnenschein, nur einer freute sich nicht so recht über die unerwartete Wendung, die die Angelegenheit genommen hatte. Das war Scharfenberg. Der liebte seine Christiane über alles und nun, da sie reich blieb, quälte er sich mit dem Gedanken, Christiane könne vermuten, er habe nie ernstlich an die ihr angedrohte Enterbung gedacht und habe sie in erster Linie doch ihres Geldes wegen genommen. Aber Christiane dachte nicht daran, ihm so etwas zuzutrauen, wohl aber taten das die Kameraden, wenn sie ihn allerdings in der Mehrzahl auch nur im Scherz damit ärgerten und neckten.

Als es im Kasino bekannt geworden war, daß Christiane nun doch das reiche Mädel blieb, da war man zuerst ganz sprachlos gewesen, dann aber hatte man den glücklichen Bräutigam beim Kragen gekriegt, ihn über den Tisch gelegt und ihn im Scherz und im Übermut derartig verprügelt, daß Scharfenberg nachher kaum sitzen konnte. Und man hatte ihn erst wieder freigelassen, als er mit feierlichem Eid schwur, die glücklicherweise immer noch nicht bezahlten Getränke, die bei dem Requiem für die Tante draufgegangen waren, aus seiner Tasche zu begleichen. Das sollte er wenigstens davon haben, daß er sich trotz der angedrohten Enterbung nicht

hatte davon abhalten lassen, um Christianens Hand zu werben, und die meisten begriffen plötzlich selbst nicht mehr, wie sie so ernsthaft an das Testament hatten glauben können.

Dann aber beruhigten sie sich doch bald wieder. Das Geld blieb ja in der Familie, denn ein Offizierkorps soll ja weiter nichts als eine große Familie sein, und wenn Scharfenberg sich später als ein schlechtes Familienmitglied erweisen sollte, dann konnte er sein Wunder erleben, dann würde er wieder über den Tisch gelegt werden und dann kam er nicht so billig davon wie jetzt.

Aber das mußte man Scharfenberg lassen, er schien die besten Absichten zu haben. Nicht nur, daß er aus seinen eigenen Mitteln die Getränke für die Totenfeier beglich, er hatte zu heute auch die Kameraden zu einer Verlobungsbowlie eingeladen und bei dieser wurden die beiden großen Neuigkeiten eifrigst besprochen: Die Tatsache, daß Seine Hoheit, der Erbherzog, mit dem Fürsten nun in wenigen Tagen zu Gaste bei Hofe erscheinen würden und daß Ihre Exzellenz, die Frau Oberhofmeisterin, sich zu ihrem allergrößten Bedauern gezwungen sah, aus Gesundheitsrücksichten ihre Stellung aufzugeben. Die wollte nur noch bei den Hoffesten, die in den nächsten Tagen stattfanden, ihres Amtes walten, dann würde sie die Koffer packen, um sich zunächst für längere Zeit in ein Sanatorium zu begeben, denn bei der Untersuchung hatte sich herausgestellt,

daß der Ohnmachtsanfall auf eine nervöse Störung der Herztätigkeit zurückzuführen sei. Ihre Exzellenz hatte sich einen auswärtigen Arzt kommen und sich von diesem untersuchen lassen.

In Wirklichkeit aber hatte Ihre Exzellenz gar keinen Arzt gebraucht, denn niemand anderes hatte ihr geraten, in ein Sanatorium zu gehen, um tatsächlich den Anschein einer schwereren Erkrankung zu erwecken, als die Prinzessin Rena, die die Frau Oberhofmeisterin gleich am nächsten Morgen an ihrem Krankenlager aufsuchte. Und bei der Gelegenheit hatte die Prinzessin die Frau Oberhofmeisterin derartig in das Gebet genommen, daß diese immer kleiner und kleiner und immer de- und wehmütiger wurde, so daß Ihre Exzellenz garnicht dazu kam, auch nur danach zu fragen, wie der geheimnisvolle Brief in Joachims Hände gelangt sei und warum der Brief nicht eher gegen sie ausgespielt worden wäre. Auf den Gedanken, daß das Schreiben der verstorbenen Herzogin nicht echt sein könne, kam Ihre Exzellenz garnicht — — sie hatte ja die Schriftzüge mit eigenen Augen erkannt und daß man ihr aus dem Brief etwas vorlas, was garnicht darin stand — — — — die Prinzessin merkte es im Laufe der Unterhaltung, jeder derartige Gedanke lag der Frau Oberhofmeisterin fern, ihr schlechtes Gewissen ließ garnicht die Vermutung an eine Täuschung aufkommen.

Prinzessin Rena mußte sich, als sie an dem Bett

Ihrer Exzellenz saß, mit aller Gewalt beherrschen, um sich nicht zu verraten, um ihre Freude und ihre Heiterkeit über den wohlgelungenen Streich nicht zu zeigen. Umso herzlicher lachte sie dann aber, als sie sich wieder in ihren Gemächern befand, und sie war überhaupt derartig übermütig und ausgelassen, daß selbst die Hofdame sich das Wesen der Prinzessin nicht zu erklären vermochte. Gewiß, sie fühlte es ihr vollständig nach, daß die froh war, die ihr so unsympathische Oberhofmeisterin los zu werden, wenn es ihr selbst auch nicht ganz klar war, warum die so plötzlich ging. Aber deswegen so herumzutollen, so übermütig zu sein, dazu lag doch eigentlich gar keine Veranlassung vor.

Und die Prinzessin verstand sich in diesen Tagen zuweilen selbst nicht. Was lag ihr nun noch daran, ob die Frau Oberhofmeisterin ging oder nicht, sie beschäftigte sich mit ganz anderen Dingen, die immer wieder auf ein und dasselbe hinausliefen: auf Hans Joachim.

„Ach, daß ich doch ein König wär'!“

Sie war schon Hans Joachims wegen im Theater gewesen und als dann der arme Schiffersknecht mit seiner schönen, weichen Stimme die Worte sang: „Ach, daß ich doch ein König wär',“ da hatten ihre Augen in dem dunklen Hause Hans Joachim gesucht, der vorn in der ersten Parkettreihe saß. Natürlich hatte sie ihn ebenso wenig gesehen, wie er sie, aber ihr war doch gewesen, als hätten sich ihre

Augen gefunden, als hätten sie beide einen langen, langen Blick miteinander getauscht. Und gerade, als sich dann ihre Augen wieder voneinander trennten, da war es noch einmal aus dem Munde des armen Fischers erklingen: „Ach, daß ich doch ein König wär'!“

Hans Joachim liebte sie und sie liebte ihn wieder.

Das stimmte sie so froh und so heiter, daß sie den ganzen Tag fröhlich vor sich hin trällerte. Nun konnte der Fürst ruhig kommen, der kam jetzt für sie noch weniger in Frage als je. Für sie gab es nur noch einen Mann auf der Welt: „Hans Joachim“, und wenn sie deswegen auch aufhören sollte, eine Prinzessin zu sein und wenn ihr Vater, der Herzog, ihr auch noch so sehr zürnte — — sie würde nie aufhören, ihn zu lieben.

Die Prinzessin dachte nur an Hans Joachim und er dachte nur an sie.

Aber während die Prinzessin sich ihres Glückes erfreute, ließ Hans Joachim den Kopf hängen. Er wußte, es gab für ihn nur eins, er mußte diese Liebe überwinden und doch gestand er es sich selbst, daß er das nicht konnt.

Nur eins vermochte ihn zu retten, eins ihm die Möglichkeit zu geben, wieder ruhig zu werden, er mußte fort aus der Residenz. Er durfte die Prinzessin fortan nicht mehr wie jetzt fast täglich sehen. Er mußte einen Vorwand erfinden, unter dem er seine Versetzung in ein anderes Regiment erbat.

Je eher er das tat, desto besser. Nur den bevorstehenden Besuch bei Hofe wollte er noch abwarten. Ebenso wie die Frau Oberhofmeisterin, wollte auch er bei der Gelegenheit zum letztenmal seines Amtes walten und dann gleichfalls den Hof verlassen.

Nur noch ein paar Tage, dann hatte er alles überstanden. Aber man schien es darauf abgesehen zu haben, ihm diese paar Tage noch recht schwer zu machen, denn als endlich der Tag für den bevorstehenden Besuch festgesetzt war, wurde er auf direkten Befehl Seiner Hoheit, des Herzogs, dem Fürsten als Begleiter und gewissermaßen als persönlicher Adjutant kommandiert.

Er glaubte zu wissen, daß er auch diese Auszeichnung wieder der Prinzessin verdankte. Aber warum tat sie es? Warum gab sie ihm immer aufs neue deutliche Beweise dafür, daß er bei ihr wirklich persona gratissima war? Und noch eins quälte und beunruhigte ihn: Die Prinzessin mußte doch wissen, daß er sie liebte, allzu deutlich hatte er ihr das verraten. Sie kannte die warme Zuneigung, die er für sie empfand, und anstatt ihm deswegen zu zürnen, oder ihn aus ihrer Nähe zu verbannen, suchte sie immer aufs neue eine Gelegenheit, mit ihm zusammenzutreffen. Was sollte das heißen? Trieb sie ein Spiel mit ihm? Das konnte und wollte er nicht glauben, die Prinzessin war nicht herzlos und kokett, aber trotzdem — — denn daß die Prinzessin ihn wiederlieben sollte — — —

Glühend heiß schoß ihm das Blut in die Schläfen, wenn er nur daran dachte, daß auch sie ihn liebe. Aber was dann, wenn sie es wirklich tat? Dann war es auch für sie das beste, daß er ging, und er schwor sich wieder aufs neue, seinen Entschluß auszuführen, sobald der Erbherzog und der Fürst erst wieder abgereist wären.

Wenn die hohen Gäste nur erst da wären! Der Tag des Kommens war festgesetzt, aber in der letzten Stunde schien doch wieder ein Aufschub erfolgen zu sollen. Der Erbherzog sandte seinem Vater ein Telegramm, er sei auf einer Treppe ausgeglitten und habe sich am rechten Fuß eine sehr schmerzhaft Sehnenszerrung zugezogen, die ihn wenigstens für ein bis zwei Wochen, wenn auch nicht an das Bett, so doch an das Zimmer fessele. Er bäte aber trotzdem, den Besuch des Fürsten empfangen zu wollen, der sich sehr darauf freue, dem Hof nach so langer Zeit endlich wieder einmal seine Aufwartung machen zu dürfen. Sollte Seine Hoheit aber anders disponieren, so würde sich der Fürst dem natürlich fügen.

Hans Joachim erfuhr durch einen Adjutanten Seiner Hoheit von diesem eingelaufenen Telegramm, aber er hörte auch zugleich, Seine Hoheit habe antworten lassen, daß er dem Besuch des Fürsten gern entgegensähe und daß er darum bitten ließe, die getroffenen Reisedispositionen nicht mehr zu ändern.

So traf denn Seine Durchlaucht an dem festgesetzten Tage in der Residenz ein. Seine Hoheit

hatte sich mit seinen Adjutanten zum Empfang auf den Bahnhof begeben, und dort meldete Hans Joachim sich bei dem hohen Gast zur persönlichen Dienstleistung kommandiert.

Der Fürst, ein großer, schlanker, auffallend hübscher und eleganter Mensch, Ende der Zwanzig, dem die Unlanenuniform, die er angelegt hatte, ausgezeichnet stand, blickte bei dieser Meldung etwas überrascht auf. Das schien er nicht erwartet zu haben, daß man ihm ein, wenn auch noch so kleines Gefolge stellte, dann aber reichte er Hans Joachim, den er schon von früher her kannte, freundlich die Hand.

Wenig später erfolgte die Fahrt zum Schloß. Unmittelbar nach der Ankunft im Residenzschloß wurde Seine Durchlaucht von der Prinzessin Rena in Gegenwart der Frau Oberhofmeisterin und ihrer Hofdame empfangen und im Anschluß daran fand eine Frühstückstafel statt, an der außer den hohen Herrschaften auch noch einige Hofchargen, die Adjutanten und Hans Joachim teilnahmen.

Der Fürst hatte der Prinzessin Rena den Arm gereicht und saß jetzt bei der Tafel neben ihr, während zu seiner Linken der Herzog saß, neben dem wieder die Frau Oberhofmeisterin ihren Platz hatte.

Hans Joachim selbst führte keine Dame, wohl aber saß er rechts neben Fräulein Ursula, die von dem Flügeladjutanten Seiner Hoheit geführt wurde. Er konnte von seinem Platz die Höchsten Herrschaften auf das genaueste beobachten und da kam es ihm

plötzlich so vor, als wenn Seine Durchlaucht, der sich in der angeregtesten Unterhaltung mit der Prinzessin und dem Herzog befand, zuweilen heimlich und verstohlen zu Fräulein Ursula hinübersah, als frapriere ihn deren Schönheit, als habe er garnicht erwartet, hier am Hofe einer derartigen Beauté zu begegnen.

So leise und verstohlen die Blicke auch waren, Hans Joachim hatte sie doch bemerkt und auch der Prinzessin mußten sie aufgefallen sein, denn jetzt sah sie zu Hans Joachim hinüber und winkte ihm mit ihren Augen zu, als wolle sie ihn fragen: „Hast du es auch gesehen?“

Und während ihre Augen noch auf ihm ruhten, erhob sie ihr Glas und trank ihm heimlich zu.

„Ob wohl auch Fräulein Ursula es bemerkt hat, wie Ihre Erscheinung Seiner Durchlaucht gefällt?“ dachte Hans Joachim. Mehr als einmal war er in Versuchung, sie darauf aufmerksam zu machen, aber er hielt es doch für besser, zu schweigen, bis er dann doch endlich zu ihr sagte: „Gnädiges Fräulein, erinnern Sie sich noch an den guten Rat, den ich Ihnen damals auf unserem ersten und leider auch letzten gemeinsamen Spazierritt gab? Da sagte ich Ihnen, wir müßten beide tun, was wir könnten, damit der Fürst nicht um Ihre Hoheit wirbt. Ich riet Ihnen damals, der Prinzessin zuliebe den Fürsten durch Ihre Schönheit gefangen zu nehmen. Haben Sie sich

das inzwischen überlegt und werden Sie, natürlich nur der Prinzessin zuliebe, meine Worte befolgen?"

Fräulein Ursula war ein klein wenig verlegen geworden. „Vielleicht, daß sie es doch gemerkt hat, wie sie dem Fürsten gefällt," dachte Hans Joachim im stillen und so nahm er es denn nicht allzu ernsthaft, als sie jetzt erwiderte: „Fangen Sie schon wieder mit dem Unsinn an, Herr von Köttendorf? Ich kann keine Liebe heucheln, die ich nicht empfinde. Selbst wenn der Fürst mir gefallen sollte und ich gestehe offen ein, daß er nach meiner Überzeugung jeder Dame gefallen muß, trotzdem, ich sagte es Ihnen schon einmal, wer da kommt, um die Hand einer Prinzessin zu erringen, der begnügt sich nicht mit der Hofdame."

„Vielleicht doch," wollte Hans Joachim erwidern, aber er schwieg auch diesmal. Er konstatierte lediglich, daß die Antwort der Hofdame auch jetzt viel weniger abweisend gewesen war, als er erwartet hatte. Fräulein Ursula sah den Fürsten heute ja auch nicht zum erstenmal. Schon bei seinem letzten Besuch am Hofe war sie ihm vorgestellt worden, vielleicht, daß sie damals schon an dem Fürsten Interesse gewonnen hatte. Vielleicht, daß sie sich im stillen oft gewünscht hatte, eine Prinzessin zu sein, wie er es sich wünschte, König zu werden, um der Prinzessin seine Liebe gestehen zu dürfen.

Und dann dachte er abermals an seine Liebe,

bis endlich die Frühstückstafel aufgehoben wurde.

Behaglich seine Cigarre rauchend hielt Seine Hoheit dann gemeinsam mit seinem Gast Cercle ab und Hans Joachim fand nun endlich Gelegenheit, sich, wenn auch unauffällig, der Prinzessin zu nähern. Er hatte sie meiden und sich fern von ihr halten wollen, aber nun stand er ihr doch wieder gegenüber. Er tadelte sich selbst wegen seiner Schwäche und wegen seiner Inkonsequenz, aber er erfand doch sofort wieder eine Entschuldigung. Nur noch ein paar Tage, dann sah er die Prinzessin überhaupt nicht mehr, warum sollte er sich in dieser kurzen Frist, die er sich gesteckt hatte, nicht noch ihrer Gegenwart erfreuen?

Und die Prinzessin begrüßte ihn mit so viel Herzlichkeit, daß ihm abermals ganz warm um das Herz wurde und dann sagte sie zu ihm: „Ich habe in diesen Tagen so viel an Sie gedacht, nicht nur neulich Abend im Theater. Da allerdings tat ich es nur deshalb, weil Sie mich darum gebeten hatten.“

„Wirklich nur deshalb, Hoheit?“

Er wußte selbst nicht, woher er den Mut nahm, die Frage an sie zu richten, aber er fragte dennoch. Mochte daraus folgen, was wolle, er mußte es aus ihrem eigenen Munde hören, daß sie kein Spiel mit ihm trieb, daß auch sie etwas für ihn empfand, wenn es auch nur Mitleid darüber war, daß er kein König sei.

„Wirklich nur deshalb, Hoheit?“ fragte er noch einmal und so fest und forschend sah er ihr in die Augen, daß sie nun doch etwas verlegen wurde. Aber trotzdem, was sie empfand, das verriet sie doch nicht, höchstens daß der Übermut, der aus ihren Augen sprach, ihre Worte Lügen strafte, als sie nun zur Antwort gab: „Wirklich nur deshalb, Herr von Köttendorf; ich wüßte wirklich nicht, warum sonst?“

Da machte er plötzlich ein so trauriges und verzagtes Gesicht, daß sie ihm am liebsten, um ihn wieder froh und heiter zu stimmen, zugerufen hätte: „Hans Joachim, du lieber, dummer Mensch, glaubst du denn wirklich, was ich dir da sage, um dich ein klein wenig zu necken und um es immer deutlicher und deutlicher zu sehen, wie lieb du mich hast?“

Aber so durfte sie hier vor den anderen nicht zu ihm sprechen und so sagte sie denn jetzt, schnell das Thema wechselnd: „Sie erinnern sich, Herr von Köttendorf, daß ich Ihnen an dem Abend, als Sie Vortänzer wurden, erklärte, ich brauche einen treuen Freund am Hofe? Jetzt müssen Sie beweisen, daß Sie mir dieser Freund geworden sind. Es ist auf meine Bitten hin geschehen, daß Sie zum Ehrendienst bei Seiner Durchlaucht befohlen wurden. Ihre Aufgabe muß es nun sein, den Fürsten, wenn dieser zu Ihnen über mich sprechen sollte, in meinem Namen darum zu bitten, nicht um meine Hand zu werden, damit es ihm und auch mir erspart bliebe,

ihm einen Korb geben zu müssen. Wollen Sie ihm das sagen?"

„Ew. Hoheit können sich vollständig auf mich verlassen,“ gab Hans Joachim freudig erregt zur Antwort. „Nur noch eine Frage: Wenn Seine Durchlaucht zu wissen wünscht, warum Ew. Hoheit seine Zuneigung nicht erwidern, wenn er einen Grund wissen will, warum Ew. Hoheit ihn ausschlagen, was soll ich da antworten?“

Eine ganze Weile stand die Prinzessin unschlüssig da. Sollte sie Hans Joachim die Wahrheit gestehen, durfte sie das, noch bevor sie mit ihrem Vater über ihn gesprochen hatte? Bis sie dann doch endlich mit ganz leiser Stimme sagte: „Erklären Sie Seiner Durchlaucht — — — ich liebte einen anderen.“

Und ehe Hans Joachim, der wie in einem wahren Glückstau mel dastand, der nicht wußte, ob er wache oder träume — — ehe sich Hans Joachim nur wieder hatte fassen können, war die Prinzessin auf die Oberhofmeisterin zugetreten und hatte sich an deren Seite niedergelassen, gleichsam, als sei sie sicher, daß Hans Joachim ihr dorthin am allerwenigsten folgen würde. Denn wenn sie als Prinzessinauch die Gabe besaß, mit der Oberhofmeisterin ruhig und unbefangen zu plaudern, als sei zwischen ihnen beiden nicht das Geringste vorgefallen, Hans Joachim traute sich nicht in die Nähe der früheren Allmächtigen und wenn er es auch nicht eine Sekunde bereute, sie gestürzt

zu haben, so war es ihm doch peinlich und machte ihn verlegen, mit ihr zusammenzutreffen.

Und doch wäre Hans Joachim ihr jetzt auch bis zu der Frau Oberhofmeisterin gefolgt, wenn er ihr nur hätte folgen können. Aber er stand wie angewurzelt da. Immer wieder klangen die Worte der Prinzessin an sein Ohr: „Sagen Sie Seiner Durchlaucht, ich liebe einen anderen.“

Er mußte sich Gewalt antun, um sich zu beherrschen, um nicht allen zu verraten, wie es in ihm aussah, denn er glaubte es zu wissen, wer dieser andere sei.

So war er denn froh, als die Höchsten Herrschaften sich jetzt anschickten, sich in ihre Gemächer zurückzuziehen. Hans Joachim sehnte sich danach, mit sich und seinen wild auf ihn einstürmenden Gedanken allein zu sein, aber vorläufig kam er noch nicht dazu, denn als er jetzt auf Seine Durchlaucht zutrat, um sich bei diesem danach zu erkundigen, ob der noch weitere Befehle für ihn habe, gab ihm der mit der größten Liebenswürdigkeit zur Antwort: „Von irgendwelchen Befehlen, Herr von Köttendorf, kann natürlich garnicht die Rede sein, aber ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir noch in meinen Gemächern etwas Gesellschaft leisten wollten.“

Und als sie dort angekommen waren, nachdem sie eine lange Flucht von Zimmern durchschritten hatten, deren Türen sich auf eine beinahe geheimnisvolle Art und Weise vor ihnen öffneten, sagte

der Fürst, nachdem er Hans Joachim durch eine freundliche Handbewegung eingeladen hatte, in einem der hohen, zwar etwas unbequemen, aber sehr schönen alten, geschnitzten Lehnstühlen Platz zu nehmen: „Ich möchte zunächst nochmals meiner Verwunderung darüber Ausdruck geben, daß Seine Hoheit es in seiner gnädigen Gesinnung für nötig befunden hat, mir in Ihrer Person einen Ehrendienst zu stellen, der doch eigentlich nur den Angehörigen der regierenden Häuser zusteht. Daß ich persönlich sehr erfreut darüber bin, gerade in Ihnen für die Tage meines Hierseins einen mir schon von früher her als äußerst charmant bekannten Kameraden zur Gesellschaft erhalten zu haben, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen. Es tut mir sehr leid, daß ich mich Ihnen gegenüber dafür nicht erkenntlich zeigen kann, daß Sie mir Ihre Gesellschaft widmen. Ich kann Ihnen ja nicht einmal irgend eine Auszeichnung verleihen, nicht einmal den allerkleinsten Orden,“ um dann belustigt fortzufahren: „Wenn ich Ihnen aber eine gute Zigarre anbieten darf, dann bitte nehmen Sie die und lassen Sie uns bei der Zigarre gemütlich zusammen plaudern.“

Und als die Zigarren brannten, plauderte der Fürst in der ihm eigenen leichten und amüsanten Art über tausend Dinge, aber es war trotzdem eigentlich mehr ein Fragen. Und Hans Joachim merkte es Seiner Durchlaucht an, daß die bisher gestellten Fragen gewissermaßen nur eine Einleitung waren,

um durch diese in möglichst unauffälliger Weise auf die Hauptsache zu kommen. Und die würde entweder Prinzessin Rena oder Fräulein Ursula heißen.

So kam es denn auch, wenn auch in etwas anderer Art, als Hans Joachim gedacht hatte, denn Seine Durchlaucht sagte plötzlich: „Ich möchte ganz offen und ehrlich gegen Sie sein, Herr von Kötten-dorf, und Sie bitten, mich über eine Sache auf-zukären, die ich mir allein nicht zu deuten vermag. Und wenn ich mich deswegen gerade an Sie wende, dann geschieht es, weil ich bei dem Frühstück und auch hinterher bemerkt zu haben glaube, daß Sie bei den Höchsten Herrschaften sehr gut akkreditiert sind und daß namentlich die Prinzessin Ihnen sehr wohl geneigt ist. Ja, wenn ich ganz indiskret sein will, muß ich sagen: Ich habe es sogar bemerkt, daß Ihre Hoheit die Gnade hatten, Ihnen heimlich zuzutrinken. Bitte, bitte,“ setzte er lächelnd hinzu, „Sie haben gar keine Ursache, rot zu werden, ich erwähnte das auch nur, um Ihnen damit zu sagen, daß Sie nach meiner Ansicht bei Hofe großes Ver-trauen genießen, daß Sie mehr sind als lediglich der offizielle Vortänzer bei Hofe. Prinzessin Rena erzählte mir, als wir bei der Frühstückstafel von Ihnen sprachen, daß Sie dieses Amt bekleiden. Und nach dieser etwas sehr langen Einleitung möchte ich Sie, natürlich im Vertrauen auf Ihre absolute Diskretion fragen: Was ist hier am Hofe meinem Besuch vorangegangen?“

Und als Hans Joachim etwas betroffen aufblickte und nicht gleich die richtige Antwort zu finden wußte, fuhr der Fürst fort: „Ich will mich etwas näher erklären. Seine Hoheit hat mich mit der größten Liebenswürdigkeit, aber fast möchte ich sagen, zugleich auch mit einer gewissen Verlegenheit begrüßt. Das war auch bei der Prinzessin der Fall und die Frau Oberhofmeisterin hat sich eigentlich nur damit begnügt, vor mir in Ergebenheit zu ersterben. Gewiß, der Empfang, den man mir bereitete, war sehr liebenswert, aber auch nicht mehr. Ich gestehe offen ein, daß das auch mich meinerseits in eine gewisse Verlegenheit versetzte, denn nach dem, was der Erbherzog mir erzählte, mußte ich es erwarten, hier, wie man so sagt, mit offenen Armen an die Brust gedrückt zu werden. Der Erbherzog konnte nicht genug Worte finden, um mir zu schildern, wie der Hof sich auf mein Kommen freue. Er redete mir auch auf das lebhafteste zu, meine Reise nicht zu verschieben, obgleich er selbst durch den bedauerlichen Unfall ja verhindert wurde, mich zu begleiten. Er sprach mir davon, wie die Prinzessin sich freue, mich wiederzusehen, er erzählte mir von der unendlichen Liebenswürdigkeit der Frau Oberhofmeisterin, nur eins erwähnte er garricht, die in meinen Augen geradezu auffallend schöne Hofdame Fräulein von Rengwitz. Und doch weiß der Erbherzog sehr genau, wie ich für schöne, junge Damen schwärme und wie ich schon längst

auf der Suche nach einer wirklichen Schönheit bin, um meinem Junggesellenleben ein Ende bereiten zu können. Ich kenne das gnädige Fräulein ja schon von früher her, muß aber offen gestehen, daß Fräulein von Rengwitz mir damals garnicht so aufgefallen ist. Die hat sich in der Zwischenzeit ja in einer geradezu faszinierenden Weise zu ihrem Vorteil verändert. Ich war mehr als erstaunt, hier eine solche Beauté zu finden. Die müßte nach Berlin, die würde selbst am dortigen Hofe Sensation erregen, statt dessen vertrauert sie ihr Leben hier in der kleinen Residenz. Ich bin von der jungen Dame geradezu enchantiert und hoffe, Gelegenheit zu finden, ihr das sagen und beweisen zu können.“ Seine Durchlaucht blickte mit seinen hübschen hellbraunen Augen ganz entzückt vor sich hin, während zugleich ein leises Lächeln seinen feingeschnittenen Mund, den ein nach der englischen Mode kurz geschnittener Schnurrbart schmückte, umspielte.

Dann aber meinte er plötzlich: „Wir kommen von dem Hauptthema ab und da wiederhole ich: So liebenswürdig der mir zuteil gewordene Empfang auch immer war, er war doch nicht annähernd so, wie der Erbherzog ihn mir im voraus geschildert hatte. Ich kann mir die gewisse Zurückhaltung, die man mir zeigt, nicht erklären, denn daraus, daß ich allein, ohne den Erbherzog komme, kann man mir doch keinen Vorwurf machen. Es muß also inzwischen bei Hofe etwas vorgefallen sein, das

gegen mich spricht und ich wäre Ihnen aufrichtig dankbar, wenn Sie mich darüber aufklären wollten, vorausgesetzt natürlich, daß Sie das können."

„Können könnte ich das schon,“ meinte Hans Joachim unwillkürlich.

Seine Durchlaucht lachte fröhlich auf: „Dann also nur heraus mit der Sprache.“

Aber Hans Joachim schwieg trotzdem noch eine ganze Weile. Die Worte Seiner Durchlaucht hatten ihm ja zur Genüge bewiesen, daß er selbst garnicht daran dachte, um die Hand der Prinzessin zu werben, daß der Wunsch, Seine Durchlaucht möchte sich in die Prinzessin verlieben, lediglich bei dem Erbherzog bestand und daß der gehofft haben mochte, die Schönheit seiner Schwester würde in Gemeinschaft mit der Tätigkeit der Frau Oberhofmeisterin als Heiratsvermittlerin dahin führen, daß der Fürst um die Hand der Prinzessin anhielt. Seine Durchlaucht ahnte nichts davon, daß und weshalb er die Prinzessin heiraten sollte. Aber wie sollte er ihm das erklären?

„Ich bitte Sie, ganz offen gegen mich zu sein,“ erklang da die Stimme Seiner Durchlaucht. „Ich sehe es Ihnen an, daß es Ihnen peinlich ist, mir das sagen zu müssen, was Sie beschäftigt, aber gerade deshalb muß ich alles wissen.“

Das sah Hans Joachim denn schließlich auch ein und so sagte er: „Wenn Ew. Durchlaucht es denn wissen wollen — — — man glaubte hier, daß Ew.

Durchlaucht lediglich kämen, um die Hand der Prinzessin zu gewinnen, und man sah dem Besuch Ew. Durchlaucht deshalb mit einem gewissen Zögern entgegen, weil Ihre Hoheit, die Prinzessin, sich noch nicht darüber einig ist, ob sie den Antrag Ew. Durchlaucht wird annehmen können."

Das letzte war nach Hans Joachims Ansicht sehr diplomatisch ausgedrückt, aber Seine Durchlaucht schien die letzten Worte garnicht gehört zu haben. Sichtbar auf das allerpeinlichste berührt, sah er Hans Joachim mit großen, beinahe entsetzten Augen an, während sich seine Wangen, wohl aus Verlegenheit, dunkelrot färbten. Dann aber fragte er: „Was sagen Sie da? Ich sollte die Absicht haben, mich um die Prinzessin zu bewerben? Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, der Gedanke ist mir noch niemals gekommen, auch heute nicht. Die Prinzessin ist eine außerordentlich liebenswürdige, charmante junge Dame, gewiß werden sehr viele sie auch außerordentlich hübsch finden, obgleich sie in meinen Augen den Vergleich mit Fräulein von Rengwitz auch nicht annähernd aushält — — — aber darum handelt es sich jetzt ja nicht, sondern nur darum: Wie konnte ein solches Gerücht entstehen und vor allen Dingen, wie konnte man das bei Hofe auch nur einen Augenblick glauben?"

Aber die Antwort auf diese beiden letzten Fragen blieb Hans Joachim wirklich schuldig. Das brachte er denn doch nicht fertig, Seiner Durchlaucht zu

erklären, aus welchem Grunde der Erbherzog seine Schwester mit dem reichen Freunde habe verheiratet wollen.

Vielleicht aber hätte Hans Joachim dennoch sprechen müssen, wenn nicht in diesem Augenblick der Kammerdiener Seine Durchlaucht in das Zimmer getreten wäre, um ihm ein Telegramm zu überbringen: „Ew. Durchlaucht würde ich nicht zu stören gewagt haben, aber es handelt sich um eine dringende Depesche und da glaubte ich — —“

„Schon gut, schon gut.“ Mit einer ungeduldigen Handbewegung nahm Seine Durchlaucht das Telegramm entgegen, um es dann zu öffnen, nachdem er sich deswegen bei Hans Joachim entschuldigt und nachdem er dem Kammerdiener ein Zeichen gegeben hatte, sich wieder zu entfernen.

Und die Depesche mußte eine sehr frohe Nachricht enthalten, denn Seine Durchlaucht machte ein ganz glückliches Gesicht, während er zugleich unwillkürlich ein paarmal „Gott sei Dank, Gott sei Dank“ vor sich hin sagte. Und als sei er Hans Joachim eine Erklärung schuldig, setzte er hinzu: „Ich habe in Berlin einen mir sehr lieben Freund, der mir soeben mitteilt, daß es ihm endlich gelungen ist, im Jeu einen ganz großen Coup zu landen. Er hat eine so bedeutende Summe gewonnen, daß es ihm möglich ist, alle seine Verbindlichkeiten einzulösen. Was mich persönlich aber dabei erfreut, ist daß der Kamerad nun nie wieder spielen wird. Er

hat es mir mit seinem Ehrenwort als Offizier versprochen, nie wieder eine Karte anzurühren, sobald ihm endlich einmal das Glück hold gewesen sein sollte. Das war nun der Fall und ich bin darüber so erfreut, daß ich für den Augenblick ganz vergaß, was Sie mir da mitteilten."

Bis Seine Durchlaucht dann plötzlich wie elektrisiert von seinem Stuhl aufsprang und mit ganz erregten Schritten auf und ab ging, während er halblaut vor sich hin sagte: „Das ist nicht hübsch von dem Erbherzog, das ist nicht hübsch, das Jeu, das dreimal verdamnte und verfluchte Jeu."

Und dann vor Hans Joachim stehen bleibend, fragt er: „Nicht wahr, ich habe den Zusammenhang erraten? Diese Depesche hat mir die Augen geöffnet. Ich will es Ihnen nicht länger verschweigen, sie kommt von dem Erbherzog. Ich habe sein Ehrenwort, daß er nicht mehr spielt. Seinem Vater gab er lediglich ein Versprechen, darüber setzte er sich hinweg, aber sein Ehrenwort wird und muß er halten, dafür verbürge ich mich. Es war die höchste Zeit, daß er sich rangierte, er saß verdammt im Schlammassel, auch bei mir. Sie dürfen mich nicht indiskret schelten, wenn ich das verrate, aber ich mußte es sagen, denn nicht wahr, der Erbherzog hat es gewünscht, daß ich die Prinzessin heirate, weil er geglaubt hat, dadurch seine Schulden bei mir los zu werden? Nicht wahr, so ist es?"

„Wenigstens so ähnlich, Ew. Durchlaucht," stimmte

Hans Joachim dem Fürsten bei, „nur, daß Seine Hoheit angab, Ew. Durchlaucht interessierten sich für die Prinzessin.“

Wieder ging Seine Durchlaucht erregt auf und ab, bis er dann abermals stehen bleibend sagte: „Das ist nicht hübsch von dem Erbherzog und ich finde für sein Verhalten die einzige Entschuldigung in seinen Spielschulden. Der Erbherzog ist ein so charmanter, liebenswürdiger Mensch, ein Ehrenmann im besten Sinne des Wortes vom Wirbel bis zur Sohle. Nur dem Spiel war er verfallen. Ich kenne ihn, er wird selbst mehr als froh sein, daß er es nun nicht mehr nötig hat, die Karten anzurühren. Ich wußte, daß gestern Abend ein großes Jeu in der Wohnung des Erbherzogs geplant war. Das scheint sich bis in den späten Morgen hinein ausgedehnt zu haben, sonst hätte ich die Depesche wohl schon eher erhalten.“

Dann aber plötzlich das Thema wechselnd, fuhr er fort: „Der Erbherzog hat mich durch sein unüberlegtes Verhalten und durch das, was er dem Hof mitteilte, den hiesigen Hohen Herrschaften gegenüber in die allerpeinlichste Situation gebracht. Ich wage es kaum, der Prinzessin noch gegenüberzutreten. Was muß die von mir denken, wenn sie glaubt, ich hätte gehofft, sie mir dadurch geneigt zu machen, daß ich gewissermaßen die Summe, die der Erbherzog mir schuldet, gegen sie ausspielen wolle? Die Prinzessin muß sobald wie irgend möglich erfahren, daß ich von den Wünschen und den Plänen des Erbherzogs

bis zu dieser Stunde keine Ahnung hatte. Wollen Sie die Liebenswürdigkeit haben, sie darüber aufzuklären? Ich selbst kann es ihr unmöglich sagen, denn das wäre für die Prinzessin wie für mich in gleicher Weise peinlich. Wollen Sie bitte mein Vermittler sein? Ich wäre Ihnen dafür ganz außerordentlich dankbar, auch wenn sie es baldmöglichst täten, schon damit die Prinzessin über alles unterrichtet ist, wenn ich mit den Höchsten Herrschaften heute Abend bei der Tafel zusammentreffe."

Hans Joachim beeilte sich, Seiner Durchlaucht zu erklären, daß er sehr gern bereit sei, den ihm gewordenen Auftrag auszuführen, und während Seine Durchlaucht noch mit Hans Joachim im Gespräch zusammensaß, um möglichst genau den Wortlaut dessen festzustellen, was Hans Joachim der Prinzessin im Namen Seiner Durchlaucht, des Fürsten, erklären solle, saß Prinzessin Rena bei ihrem Vater in dessen Arbeitszimmer.

Als Seine Hoheit nach beendetem Cercle sich in seine Gemächer zurückzog, hatte er die Prinzessin gebeten, ihn noch für einen Augenblick zu begleiten, und die Prinzessin war ihm gefolgt, noch unter der Nachwirkung des kurzen Gespräches, das sie mit Hans Joachim führte und in dem sie eingestand, daß sie einen anderen als den Fürsten liebe. Sie glaubte zu wissen, weshalb der Herzog noch mit ihr zu sprechen wünsche, aber sie war fest entschlossen, ihre Liebe zu Hans Joachim nicht zu verleugnen.

Und es war wie sie vermutete. Seine Hoheit brachte das Gespräch, als er mit der Prinzessin allein war, sofort auf den Fürsten: „Du mußt mich recht verstehen, mein Liebling, ich will absolut keinen Zwang auf dich ausüben, du sollst dir deinen späteren Mann nach freiem Ermessen wählen. Ich betone auch ausdrücklich, daß ich absolut nicht von dem beeinflusst bin, was die Frau Oberhofmeisterin mir in der letzten Zeit klar zu machen versuchte, daß du keinen besseren und geeigneteren Mann finden könntest, als Seine Durchlaucht. Auf das, was Ihre Exzellenz sagt, lege ich gar keinen Wert, schon deshalb nicht, weil die Frau Oberhofmeisterin uns ja nun verlassen wird. Fast hätte ich gesagt „leider“. Gewiß, es war nicht immer leicht, mit ihr auszukommen, und namentlich du, mein liebes Kind, wirst oft unter ihren Launen und unter ihrer Herrschsucht haben leiden müssen, aber trotzdem, man hatte sich doch schließlich bis zu einem gewissen Grade an ihre Eigenart gewöhnt. Nun wird eine neue kommen. Du hast die Bitte geäußert, die Tante deiner Hofdame möchte die Nachfolgerin der Gräfin werden. Ich füge mich ganz dem, was du dir wünschst, aber trotzdem wäre es mir, offen gestanden, noch lieber, wir könnten fortan ohne eine Oberhofmeisterin leben. Auch schon deshalb möchte ich dich nochmals fragen: Kannst du dich wirklich nicht entschließen, jetzt oder später Seiner Durchlaucht die Hand zu reichen? Ich habe ihn mir heute nochmals daraufhin ange-

sehen, ob er mir als Schwiegersohn willkommen wäre, und ich kann nur sagen, ich finde nicht das Geringste an ihm auszusetzen. Ebenso vornehm und bestechend wie sein Äußeres ist die Vornehmheit seiner Gesinnung und die Ehrenhaftigkeit seines Charakters. Seinen enormen Reichtum und seine großen Besitzungen erwähne ich absichtlich nicht, denn unser Haus ist reich genug, um dir selbst dann einen deinem Stande angemessenen Hofstaat zu halten, wenn du jemals einen mittellosen Fürsten heiraten solltest, der selbst über keine nennenswerte Apanage verfügt. Wie gesagt, mein liebes Kind, du sollst ganz frei entscheiden, aber trotzdem bitte ich dich, überlege es dir noch einmal in aller Ruhe, ob du dich nicht vielleicht doch entschließen kannst, dem Fürsten dein Jawort zu geben."

Aber anstatt dem Vater zu versprechen, seine Worte wenigstens in Erwägung zu ziehen, schüttelte sie nur den Kopf und kniete gleich darauf vor ihrem Vater, der in einem hohen Lehnstuhl Platz genommen hatte, nieder, um dessen herabhängende Rechte voller Liebe und Zärtlichkeit zu streicheln und zu küssen.

Ganz überrascht blickte Seine Hoheit auf sein Kind, er konnte sich dessen Benehmen nicht erklären und so fragte er denn: „Was ist dir, Rena? Willst du mich etwa kniefällig bitten, dir nicht mehr zuzureden, daß du den Fürsten erhörst? Dessen bedarf es wahrlich nicht. Du weißt, ich bin dir immer

ein guter, liebevoller Vater gewesen, du mein liebes Kind, stehst meinem Herzen besonders nahe, da werde ich es doch nicht wollen, daß du unglücklich wirst. Dann ist die Angelegenheit erledigt und ich verspreche dir, nie wieder darauf zurückzukommen. Nun aber steh' auf."

Aber die Prinzessin blieb noch vor ihrem Vater knieen, um dann ganz plötzlich mit ganz leiser Stimme zu sagen: „Du bist immer so gut zu mir gewesen, Papi, du bist es auch heute und wenn du es auch nicht von mir verlangst, so will ich dir trotzdem freiwillig sagen, warum ich deinen Wunsch nicht erfüllen, warum ich den Fürsten nicht erhören kann. Du darfst mir aber deswegen nicht böse sein, Papi, denn ich kann nichts dafür. Ich habe dagegen angekämpft, nein, Papi, das ist nicht wahr, ich habe mich garnicht dagegen gesträubt, denn es war so schön und so süß und es machte mich so glücklich, ach, Papi, was habe ich früher davon gewußt, was Liebe ist."

Mit immer größerem werdendem Erstaunen hatte Seine Hoheit den Worten seiner Tochter gelauscht und als die nun schwieg, saß er noch eine ganze Weile nachdenklich da, als müsse er sich erst klar machen, was er eben zu hören bekommen hatte. Dann aber fragte er: „Du hast die Liebe kennen gelernt, Rena? Du kannst dem Fürsten nicht Dein Jawort geben, weil dein Herz einem anderen gehört? Ja, aber wer ist denn nur dieser andere? Es ist doch schon

so lange her, daß ein Fürst oder ein Prinz bei uns am Hofe zu Gast war. Ich stehe da vor einem Rätsel, das nur du mir erklären kannst, und ich muß dich schon bitten, mir den Namen dieses anderen zu nennen."

Auch diese Worte Seiner Hoheit hatten liebevoll, gütig und freundlich geklungen, aber trotzdem, als die Prinzessin nun den Namen des Geliebten nennen sollte, da kauerte sie doch einen Augenblick ängstlich in sich zusammen, bis sie dann plötzlich aufsprang und sich aufrecht vor ihren Vater hinstellte. Nicht wie eine Sünderin wollte sie ihre Liebe eingestehen, sondern offen und frei, und so sagte sie denn jetzt: „Ja, Papi, du sollst es wissen, wer es ist, selbst auf die Gefahr hin, daß du mich schiltst oder mir für immer zürnst. Erinnerst du dich noch, daß ich dir einmal sagte, ich würde nur einen Mann heiraten, den ich noch lieber hätte als dich, Papi, oder wenigstens ebenso lieb? Nun habe ich ihn gefunden, es ist unser Vortänzer, Hans Joachim von Köttendorf."

Aber wenn die Prinzessin im stillen gefürchtet hatte, Seine Hoheit würde nun zornig aufbrausen und die Zornesader auf seiner Stirn würde anschwellen, dann hatte sie sich geirrt. Für einen Augenblick hatte sich die hohe, schlanke Gestalt des Herzogs wohl noch etwas höher aufgerichtet, aber nun war die wieder in sich zusammengesunken und den Kopf auf die rechte Hand gestützt, die auf der Lehne seines Sessels ruhte, blickte er lange schweigend vor sich

hin, bis er dann endlich sagte: „Also doch, Renal! Ich will es dir offen eingestehen, mein liebes Kind, ich habe es nicht erwartet, daß es so kommen würde, aber ich habe es zuweilen befürchtet. Ich habe es wohl bemerkt, welchen Gefallen du an dem Vortänzer fandest und mehr als einmal wollte ich dich warnen: Treibe das Spiel nicht zu weit, hüte dich, damit dein kleines Herz nicht Feuer fängt. Ich schwieg, weil ich dich nicht auf die Gefahr aufmerksam machen wollte, die dir drohte, weil ich dachte, du würdest ihr dann umso leichter entgehen. Nun sehe ich zu spät ein, daß ich doch besser getan hätte, dich zu warnen, daß es meine Pflicht gewesen wäre, dir die Augen zu öffnen. Jetzt ist es zu spät. Aber was nun?“

Wieder kniete die Prinzessin vor ihrem Vater und bat mit erhobenen Händen: „Was nun, Papi? Wenn du mich wirklich lieb hast, Papi, und ich weiß, daß du mich lieb hast, dann gib ihn mir zum Mann.“

Nun versuchte Seine Hoheit doch aufzuspringen und deutlich hörte die Prinzessin ihm seine Erregung an, als er ihr zurief: „Du denkst wirklich allen Ernstes daran, ihn zu heiraten? Du, die Tochter eines regierenden Herzogs, einen einfachen Leutnant, der nur ein „von“ vor seinem Namen trägt.“

„Ist das alles, was du gegen Hans Joachim einzuwenden hast?“ fragte die Prinzessin glücklich, „ist es nur sein Name? Liegt es nicht in deiner Macht, ihm einen anderen zu verleihen, kannst du ihn nicht

jeden Augenblick in den Grafenstand erheben, wenn du glaubst, daß er dadurch meiner würdiger wird?“ Und dann setzte sie hinzu: „Ist es denn ein Verbrechen, Papi, wenn man in unseren Kreisen jemanden liebt, der unter uns steht, tust du das nicht auch?“

Seine Hoheit zuckte wie von einem Pfeil getroffen in sich zusammen. Niemals hatte er aus seinen kleinen Liebesaffären ein Geheimnis gemacht, aber mit aller Ängstlichkeit hatte er sie vor seiner Tochter gehütet. Sein Kind, sein reines, unverdorbenes Kind durfte nichts von seinen Abenteuern wissen, auch seinetwegen nicht, damit er ihr jederzeit in die Augen blicken konnte, ohne vor ihr erröten zu müssen. Nun schien sie doch etwas von den geheimnisvollen Besuchen zu wissen, die er zuweilen schönen Damen abstattete, oder die er in später Abendstunde in seinem Schlosse empfing. Wer konnte ihr etwas davon verraten haben? Wer war so taktlos, ja, noch mehr, wer war so grausam gewesen, die reine Seele seines Kindes durch solche Geschichten zu vergiften? Zum erstenmale fühlte er sich heute seiner Tochter gegenüber schuldig, aber gerade deshalb mußte er sich nach Kräften verteidigen, jede Schuld von sich abzuwälzen versuchen.

Aber seine Stimme klang anscheinend doch nur verwundert und erstaunt, als er nun sagte: „Was sprichst du da, mein Kind, auch ich liebte unter meinem Stande?“

Mit reinen Kinderaugen sah sie zu ihm auf,

während zugleich ein leises schelmisches Lächeln ihren Mund umspielte, dann sagte sie: „Papi, glaubst du wirklich, ich wüßte nicht, daß du in die hübsche Schauspielerin verliebt bist? Meinst du, ich hätte es nicht bemerkt, wie du im Theater keinen Blick von ihr abwendest und wie du ein ganz glückliches Gesicht machst, wenn Fräulein Verden nur für dich spielt? Und hältst du mich für so dumm, Papi, daß es mir nicht aufgefallen wäre, wie warm und wie herzlich deine Stimme klingt, wenn du dich bei der Frühstückstafel oder abends bei dem Diner mit mir oder mit deinen Adjutanten über Fräulein Verden unterhältst, sei es, weil diese am Abend vorher spielte, oder weil du dich darauf freust, sie bald wieder spielen zu sehen?“ Und nach einer kleinen Pause fuhr sie mit weicher Stimme fort: „Weißt du wohl, Papi, daß ich auf die hübsche Schauspielerin oft eifersüchtig gewesen bin, weil ich dachte, sie könnte mir deine Liebe rauben, und weil ich manchmal sogar glaubte, du hättest sie so lieb, Papi, daß du sie heiraten würdest, wenn du nicht ein Herzog wärest. Und oft hast du mir beinahe leid getan, daß du ein Herzog bist und daß du sie nun nicht heiraten kannst.“ Und sich voller Liebe an ihn schmiegend, sagte sie zärtlich: „Mein armer Papi.“

Seiner Hoheit hatte bei den ersten Worten seiner Tochter das Herz ganz gewaltig geschlagen, bis er dann schließlich zu seiner Beruhigung einsehen mußte, daß sein Kind glaubte, es handle sich lediglich um

eine Herzensneigung, die er für die Künstlerin empfände. Aber als dann die Prinzessin ihm erklärte, er täte ihr leid, weil er als Herzog die Geliebte nicht heiraten könne, da schlug sein Herz abermals. Er schämte sich vor seinem Kinde, nicht, weil die Schauspielerin seine Geliebte war, sondern weil er unter dem Einfluß, den diese auf ihn ausübte, zu wiederholten Malen sehr ernstlich den Plan erwogen hatte, sich die Geliebte, wenn auch natürlich zur linken Hand, antrauen zu lassen.

Aber als er nun in das unschuldsvolle Gesicht seines Kindes sah, als er aus ihrem Munde hörte, wie leid er ihr tat, aber auch, wie sie zuweilen gefürchtet hatte, die Schauspielerin möchte ihr seine Liebe rauben, da wurde ihm eigentlich erst ganz klar, was er zu tun beabsichtigt hatte. Und aus Liebe zu seinem Kinde schwur er sich jetzt im stillen, nie wieder daran zu denken, Fräulein Verden zu heiraten. Er durfte das nicht, die Prinzessin würde es nicht verstehen, es niemals begreifen, daß er als Herzog eine Künstlerin zu seiner Gemahlin machte. Nur er allein wußte es ja, wie sehr die es oft darauf angelegt hatte, ihn derartig in ihre Gewalt zu bekommen, daß er nur sie liebe, daß sogar seine Kinder ihr gegenüber zurücktreten sollten.

Latet anguis in herba, die Schlange lauert im Grase. Aus der Jugendzeit fiel ihm dieses alte Wort wieder ein. Aber lieber wollte er der Schlange noch beizeiten den Kopf zertreten, als daß er ihrem

tödlichen Gift unterlag. Er fühlte sich plötzlich frei, erlöst von den vielen Zweifeln, die ihn in den letzten Wochen gequält und beunruhigt hatten. Sein Kind hatte ihm ganz unbewußt die Augen geöffnet und so zog er denn jetzt die Prinzessin voller Liebe an sich.

Die jubelte glücklich auf: „Papi, mein geliebtes Papi, darf ich das dahin deuten, daß du mir erlaubst, ihn zu heiraten?“

Mit den eigenen Gedanken viel zu sehr beschäftigt, hatte er im Augenblick das, was seine Tochter ihm gestand, völlig vergessen. Jetzt erst bei ihrer Frage fiel es ihm wieder ein. Durfte und konnte er ihren Wunsch erfüllen? Durfte er es zugeben, daß sie soweit unter ihrem Stande heiratete? Bis es ihm dann abermals einfiel, daß doch auch er dasselbe hatte tun wollen. Aber wie er jeden derartigen Gedanken für immer aufgegeben hatte, so mußte das auch die Prinzessin tun. Aber als er nun in ihr süßes, kleines Gesicht sah, als er in ihre schönen, großen Augen blickte, die mit so viel Liebe, aber auch mit so viel Angst und Unruhe auf ihm weilten, da wurde ihm weich um das Herz, da brachte er eine ablehnende Antwort doch nicht über seine Lippen. Er hatte doch nur diese eine Tochter und die war sein Liebling und sein Verzug.

Trotzdem saß er noch eine ganze Weile unschlüssig da, bis er dann endlich fragte: „Hast du deinen Hans Joachim denn wirklich so lieb und wirst du ihn auch später lieb behalten, wenn du erst seine Frau bist,

wenn du dann auf manches verzichten mußt, weil du nicht mehr eine Prinzessin, sondern lediglich eine Adlige bist, die keinen Hofstaat mehr hat, nicht einmal mehr eine Oberhofmeisterin?"

Die letzten Worte waren natürlich nur ein Scherz gewesen, denn der Herzog wußte ja, wie sein Kind sich oft danach geseht hatte, ohne eine Oberhofmeisterin leben zu dürfen. So lachte denn auch jetzt die Prinzessin hell und fröhlich auf: „Ach, du über alles geliebtes Papi, muß ich dir erst sagen, wie froh ich bin, daß ich nun ohne eine solche Exzellenz leben kann?“ um dann übermütig fortzufahren: „Weißt du wohl, Papi, daß ich oft darüber nachdachte, wie ich es anfangen könne, um meine Oberhofmeisterin für alle Zeiten los zu werden? Vielleicht habe ich mich nur deshalb in Hans Joachim verliebt, nein, deshalb doch nicht, Papi. Warum ich ihn liebe, weiß ich selbst nicht, aber ich liebe ihn über alles und ich werde nie aufhören, dir zu danken, daß du so gut zu mir bist.“

Voller Glückseligkeit warf sie sich an seine Brust und küßte und küßte ihn, bis Seine Hoheit sich dann lachend von ihr losmachte: „So, kleine Rena, nun ist es aber wirklich genug, du erstickst mich ja und vor allen Dingen muß ich nun ein ernstes Wort mit deinem Hans Joachim sprechen und den noch einmal auf Herz und Nieren prüfen, ob er auch wirklich würdig ist, daß du ihn heiratest.“

Wieder lachte die Prinzessin fröhlich auf, dann

rief sie: „Ja, tu das nur, Papi, prüfe ihn so genau, wie du willst, ich weiß schon jetzt, daß er das Examen mit höchster Belobigung bestehen wird. Aber ehe du ihn dir rufen läßt, Papi, gönne ihm mir noch einen Augenblick, damit ich ihm sagen kann, daß ich ihn liebe und wie er mich liebt.“

Nun lachte der Herzog seinerseits fröhlich auf: „Potzblitz, das weiß er noch garnicht? Und da bittest du mich schon um Erlaubnis, ihn heiraten zu dürfen? Umgekehrt wäre es eigentlich richtiger gewesen. Dann wird es aber wirklich die höchste Zeit, daß er alles erfährt, denn sonst gesteht ihm vielleicht eine andere ihre Liebe und du hast das Nachsehen.“

Aber die Prinzessin schüttelte den Kopf: „Nein, Papi, seiner Liebe bin ich sicher und wenn auch tausend andere ihm sagen würden, daß sie ihn lieben, — er hat keinen anderen Gedanken als nur mich.“

Noch einmal schloß sie ihren Vater stürmisch in die Arme, dann begab sie sich, so schnell sie nur konnte, in ihre Gemächer zurück. Sie mußte sich Gewalt antun, um nicht zu laufen und um nicht durch den langen Gang dahin zu stürmen. Aber das durfte sie nicht. Jemand von der Dienerschaft konnte ihr begegnen und was sollten die Leute dann von ihr denken? Noch war sie doch eine Prinzessin.

Erst als sie ihre Gemächer wieder erreicht hatte, dachte sie darüber nach, wie sie es anfangen solle, Hans Joachim sofort zu sprechen. Wen konnte sie zu ihm schicken? Abermals ihre Kammerfrau? Aber

jetzt am hellen Tage? Oder einen Adjutanten ihres Vaters?

Die Prinzessin überlegte noch, als die Hofdame, Fräulein Ursula, bei ihr eintrat, um ihr zu melden, daß Hans Joachim schon seit längerer Zeit in dem Vorzimmer auf die Rückkehr der Prinzessin warte und um eine sofortige Audienz bitten lasse, da er im Auftrage Seiner Durchlaucht Ihrer Hoheit eine wichtige Mitteilung zu überbringen habe.

Was konnte die enthalten? Für einen Augenblick überfiel sie die Furcht, der Fürst könne trotz ihrer Weigerung, die sie ihm durch Hans Joachim hatte mitteilen lassen, darauf bestehen, um ihre Hand zu werben. Vielleicht, daß er hoffte, in einer mündlichen Aussprache ihren Entschluß ändern und sie umstimmen zu können. Eine leise Angst überfiel sie. Sollte ihr wirklich das Peinliche nicht erspart bleiben, dem Fürsten einen Korb geben zu müssen?

Und diese Gedanken beschäftigten sie so, daß die sie ganz allein beherrschten, als sie gleich darauf Hans Joachim in Gegenwart ihrer Hofdame empfing. Aber auf den ersten Blick sah sie, daß Hans Joachim eine frohe Botschaft brachte. So glücklich hätten seine Augen nicht geleuchtet, wenn er gekommen wäre, um im Namen des Fürsten um ihre Hand zu werben.

Trotzdem aber sagte sie jetzt: „Sie kommen von dem Fürsten, Herr von Köttendorf? Sprechen Sie ruhig in Gegenwart von Fräulein Ursula, es

müßte denn sein, daß das, was Sie mir zu sagen haben, lediglich für mich ganz allein bestimmt ist."

„Das allerdings, Hoheit,“ stimmte Hans Joachim ihr bei, denn es war seine feste Überzeugung, daß selbst die Hofdame es nicht zu wissen brauche, wie der Erbherzog unter dem Druck seiner schlechten finanziellen Verhältnisse einen Dritten in seine Heiratsprojekte hineingezogen hatte, ohne daß dieser auch nur das Geringste davon wußte. Dann aber fuhr er fort: „Ich habe allerdings Ihrer Hoheit eine ganz private und diskrete Mitteilung zu machen, aber Seine Durchlaucht hat mich auch ermächtigt, an Fräulein von Rengwitz ein paar Worte zu bestellen, vorausgesetzt, daß ein glücklicher Zufall mich mit dem gnädigen Fräulein zusammenführen sollte. Darf ich mich also zunächst dieses Auftrages entledigen?“ Und sich dann an Fräulein Ursula wendend, fragte er: „Oder würden Sie, gnädiges Fräulein, es mir übelnehmen und mir nachtragen, wenn ich Ihnen im Namen Seiner Durchlaucht sage, daß der Fürst von Ihnen enchantiert ist, daß Ihre Schönheit ihn gefangen genommen hat und daß er hofft, Sie, gnädiges Fräulein, möchten ihn mit gnädigen Blicken aus Ihren schönen Augen betrachten, wenn er während der Dauer seines hiesigen Aufenthaltes es wagen sollte, um Ihre Gunst zu werben?“

Fröhlich und übermütig wie ein kleines Kind klatschte die Prinzessin in beide Hände, während Fräulein Ursula mit glühenden Wangen dastand.

Sie vermochte das, was sie so plötzlich und unvermittelt zu hören bekam, so schnell nicht zu fassen. War es Wahrheit, war es kein Traum, daß der Fürst, den sie im stillen liebte, seitdem er ihr zum erstenmal gegenübergetreten war, war es Wirklichkeit, daß er sie begehrte? Trotzdem Seine Durchlaucht keinem regierenden Hause angehörte und bei der Wahl seiner späteren Gemahlin an keine Hausgesetze gebunden war, hatte sie nie zu hoffen gewagt, daß sie Gnade vor seinen Augen finden würde und es war ihre feste Überzeugung gewesen, wenn sie immer und immer wiederholte: „Wer da kommt, um die Hand einer Prinzessin zu erlangen, begnügt sich nicht mit der Hofdame.“

Auch jetzt fiel ihr das wieder ein, das ließ von neuem die Zweifel in ihr wach werden, ob es Wahrheit sei, was Hans Joachim ihr erklärt hatte, bis sie sich dann sagte: „Wenn der Fürst dich wirklich liebt, kann er ja niemals die Prinzessin geliebt haben“, und das ließ ihr das Glück, das ihr zuteil geworden war, noch größer erscheinen, weil ihre geliebte Prinzessin nun den Fürsten nicht zu heiraten brauchte.

Fräulein Ursula stand noch immer mehr als verwirrt da, während die Prinzessin und Hans Joachim sie lächelnd betrachteten, bis Hans Joachim sie endlich fragte: „Wenn Seine Durchlaucht nun wissen möchte, wie Sie, gnädiges Fräulein, über das denken, was ich Ihnen eben ausgerichtet habe, was soll ich ihm da melden?“

„Daß meine liebe Ursula glücklich ist,“ rief die

Prinzessin, „und daß sie Seiner Durchlaucht verspricht, so nett und so freundlich gegen ihn zu sein, wie nur irgend möglich, damit Seine Durchlaucht es schon jetzt erfährt, daß er nicht nur eine selten schöne, sondern auch eine selten liebenswürdige Frau erhält. Nicht wahr, Ursula, das dürfen wir ihm doch ausrichten lassen?“

Fräulein von Rengwitz verneigte sich tief vor der Prinzessin, dann sagte sie: „Meine Stellung als Hofdame verbietet es mir, anderer Ansicht zu sein als Ew. Hoheit, und was Ew. Hoheit dem Fürsten auch immer in meinem Namen sagen lassen, ich habe mich dem zu fügen.“

Die Prinzessin lachte fröhlich auf: „Das haben Sie gut gesagt, liebe Ursula, aber es ist nur ein Glück, daß Ihr strahlendes Gesicht verrät, daß Sie mir nicht nur deshalb beistimmen, weil Sie meine Hofdame sind. Nun aber, Liebste, lassen Sie mich mit Herrn von Köttendorf einen Augenblick allein, denn nun bin auch ich begierig, zu erfahren, was Seine Durchlaucht mir sagen läßt.“ Und übermütig setzte sie hinzu: „Mir schickt er sicher einen Korb, denn uns beide kann er doch unmöglich heiraten wollen, dann müßte er schon ein Sultan sein, aber ich weiß, daß es heutzutage ja selbst Sultane gibt, die sich mit einer Frau begnügen.“

Siedend heiß schoß Hans Joachim das Blut in die Schläfen, als die Prinzessin ihn bei diesen Worten übermütig anblickte. Er mußte sich mit Gewalt

beherrschen, um sich nicht zu verraten, bis die Hofdame entlassen war, dann aber sagte er: „Hoheit, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mir zürnen, daß Sie mir für immer Ihre Gnade entziehen, Hoheit, ich beschwöre Sie, erinnern Sie mich nie wieder an den Sultanstraum, von dem wir einmal zusammen sprachen. Ich bin kein Sultan, werde es nie werden, nicht einmal der König eines auch noch so kleinen Reiches. Ich bin nur ein Mensch, ein einfacher Königlich Preußischer Leutnant, aber auch ich habe ein Herz in der Brust, Hoheit, und dieses Herz muß schweigen, darf nicht verraten, für wen es schlägt.“

„Können Sie es mir auch jetzt nicht sagen, Hans Joachim?“ bat die Prinzessin, „auch mir nicht, wenn ich Ihnen schwöre, es niemandem weiter zu sagen?“

Leise und verführerisch erklang ihre Stimme, mit ihren Augen, in denen ein stilles Glück schimmerte, sah sie zu ihm auf, aber er fand auch jetzt noch nicht den Mut, zu sprechen, sie war doch eine Prinzessin und er — — —

So schüttelte er denn nur den Kopf: „Hoheit, ich kann es nicht sagen — — — ich darf es nicht.“

„Und wenn ich es nun wissen will, Hans Joachim,“ rief sie ihm zu, um dann ganz plötzlich und unvermittelt zu fragen: „Hans Joachim, glaubst du denn wirklich, daß du es mir noch sagen mußt? Glaubst du, daß ich es nicht schon lange weiß, wem deine Liebe gilt und warum du wünschtest, ein König zu sein?“ Und seine Hand ergreifend fragte sie weiter:

„Hans Joachim, willst du wirklich all die anderen Frauen, die dir in deinem Leben schon begegnet sind, für immer aus deinem Herzen verjagen, wie der Sultan seine zweitausend Frauen aus dem Harem, willst du wirklich nur mich lieben auf der Welt, nur mich?“ und schelmisch lächelnd setzte sie hinzu: „Bist du zufrieden mit meiner Liebeserklärung, die ich dir machte, Hans Joachim? Eigentlich hättest du zu mir sprechen müssen, aber ich glaube, da hätte ich noch lange warten müssen und vielleicht hättest du nie gesprochen.“

Und wie vorhin Fräulein Ursula, so stand jetzt Hans Joachim da, zitternd vor Erregung, nicht wissend, ob er wache oder träume, ob es die Wahrheit sei, daß sie ihn liebe, sie, die Prinzessin Rena, nein, nicht die Prinzessin, sondern die süße, liebe, kleine Rena. So laut schlug sein Herz, daß er glaubte, es solle ihm zerspringen.

Bis er dann endlich aufjubelte: „Hoheit, — — — Prinzessin — — — Rena — — — so ist es also doch wahr; was ich nie zu hoffen wagte, ist in Erfüllung gegangen, Rena, meine über alles geliebte kleine Rena, wie soll ich dir das je danken, daß du mir deine Liebe schenkst?“

„Zunächst einmal dadurch, daß du mir einen Kuß gibst,“ neckte sie ihn übermütig.

Aber anstatt sie nun gleich in die Arme zu nehmen, stand er noch einen Augenblick zögernd da, als könne er das Glück immer noch nicht fassen.

Die Prinzessin lachte fröhlich auf, dann aber meinte sie, weil sie sein Zögern anders deutete: „Warum küßt du mich nicht? Siehst du immer noch in mir die Prinzessin?“ Und dann setzte sie übermütig hinzu: „Ich glaube es dir, Hans Joachim, sicher hast du in deinem Leben schon viele hübsche Mädchen geküßt, aber doch noch nie eine Prinzessin.“

„Du aber auch noch nie einen Königlich Preußischer Leutnant,“ gab er fröhlich zur Antwort.

„Bitte sehr,“ verteidigte sie sich, „ich habe meinen Vater oft geküßt und der ist nicht nur Leutnant, sondern bekleidet sogar den Rang eines kommandierenden Generals.“

Da lachte Hans Joachim hell auf: „Mag ein kommandierender General auch sonst tausendmal klüger sein als ein Leutnant, im Küssen nimmt es jeder Leutnant mit jedem Vorgesetzten auf. Wie man küßt, das können die Exzellenzen bei uns Leutnants lernen.“

Da sah sie abermals mit lustigen Augen zu ihm auf, um ihm zugleich voller Ungeduld zuzurufen: „Mein Gott, Hans Joachim, dann beweise es mir doch endlich, daß du besser küssen kannst als eine Exzellenz.“

Da zog er sie voller Leidenschaft an sich und küßte sie heiß auf den Mund und er mochte doch wohl wirklich besser als ein kommandierender General küssen können, denn die Prinzessin schloß die Augen und ruhte in stillem seligem Erschauern an seiner Brust.

Letzte Romane des

Freiherrn von Schlicht:

**Baronesse Guff.** Humoristischer Roman. Mit mehrfarbiger Umschlagzeichnung von Kunstmalers E. Heilemann. 1912. Geh. Mf. 4.—, eleg. geb. Mf. 5.—.

**Der Adjutant Sr. Hoheit.** Humoristischer Roman. Mit mehrfarbiger Umschlagzeichnung von Kunstmalers E. Heilemann. 10. Tausend. Geh. Mf. 4.—, eleg. geb. Mf. 5.—.

**Das Regimentsbaby.** Humoristischer Roman. Mit mehrfarbiger Umschlagzeichnung von Kunstmalers E. Heilemann. 13. Tausend. Geh. Mf. 3.—, eleg. geb. Mf. 4.—.

**Der Schwipplleutnant.** Humoristischer Roman. Mit mehrfarbiger Umschlagzeichnung von Kunstmalers E. Heilemann. 8. Tausend. Geh. Mf. 4.—, eleg. geb. Mf. 5.—.

**Offiziere a. D.** Roman. In mehrfarbigem Umschlag. 6. Tausend. Geh. Mf. 4.—, eleg. geb. Mf. 5.—.

## Freiherr von Schlicht:

Humoresken:

### Frauen!

Humoristisch-satirische Plaudereien aus einer glücklichen Ehe.

Umschlagzeichnung von E. Usabal.

8. Tausend. 1913.

Preis geh. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—.

---

**Richtung, Fühlung, Vordermann!** Militärische Humoresken. Mit mehrfarb. Umschlagzeichnung von Kunstmaler E. Heilemann. 8. Tausend. Geh. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—.

**Erzellen ist wütend!** Militärische Humoresken. In mehrfarbigem Umschlag. 8. Tausend. Geh. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—.

**Parade-Haare.** Humoresken und Satyren. In mehrfarbigem Umschlag. 8. Tausend. Geh. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—.

**Im Barackenlager und anderes.** Eine lustige Reserve-Offiziers-Übung. Mit mehrfarbiger Umschlagzeichnung von Kunstmaler A. Lewin. 8. Tausend. Geh. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—.